

August 1912

Preis 2 M.



Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Bildnis v. **Ferdinand I.**, König der Bulgaren

Ludwig Stein, Professor Dr.

Paul Lindenberg

A. Papadopoff, Oberst i. Kriegsministerium
(Sofia)

Dr. W. Nikoltschoff, Generalsekretär des
bulgarischen Unterrichtsministeriums

Dr. Miklos Král, kgl. ung. Bezirksrichter
in Budapest

Dr. Bluwstein

Heinrich Embser

Max Lesser

Heinrich Spiero

Dr. Martin Ehrenhaus

Friedrich von Hindersin, Kais. Land-
gerichtsrat a. D.

Edmund Scheibener

C. Grünhagen, Geh. Archivrat Prof. Dr.

Exzell. Dr. Wilhelm Exner

Carl Gebhard

A. Kutschbach

Carmen Sylva

Rundschauen

Preis pro Heft 2 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 6 Mk., pro Jahrgang (12 Hefte) 24 Mk.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G. Breslau III

August 1912.

Inhalt.

	Seite		Seite
Bildnis von Ferdinand I., König der Bulgaren	138	Geh. Archivrat Professor Dr. C. Grünhagen	
Prof. Dr. Ludwig Stein		Der Lord von Burleigh. Eine Erinnerung an Alfred Tennyson, geb. 1809	203
Die sozialen Fürsorgeanstalten der Firma Krupp. Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier	141	Exzellenz Dr. Wilhelm Erner	
Paul Lindenbergs		Prof. Julius Wolf's National-Okonomie	212
Ferdinand I., König der Bulgaren	152	Carl Gebhard	
A. Papadopoff, Oberst im Kriegsministerium (Sofia)		Ausstellung klassischer französischer Malerei des 19. Jahrhunderts im Kunsthverein zu Frankfurt	214
Die bulgarische Armee (1887—1912)	159	A. Kutschbach	
Dr. W. Nitschhoff, Generalsekretär des bulgarischen Unterrichtsministeriums: Überblick über das bulgarische Bildungswesen	163	Bei dem rumänischen Königspaares in Sinaia. Ein Gespräch mit König Carol über den tripolitanischen Krieg und anderes	218
Dr. Miklos Král, kgl. ung. Bezirksrichter in Budapest		Carmen Sylvा „Die Gedanken“	223
Die Verwaltung Bosniens	167	Timm Kröger	
Dr. Blumstein		Ein schlechter Mensch	224
Wilhelm Wundt. Zum 16. August 1912	170	Hans Land	
Heinrich Embser		Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman. Fortsetzung	240
Vom philosophischen Messias. Zum 50. Geburtstage Konstantin Brunners. Ein Hinweis für Suchende	174	M u n d s c h a u :	
Max Lesser		Sozialpolitische M u n d s c h a u (Senatspräsident am Reichsversicherungsamt Dr. Flügge)	259
Gerhart Hauptmann in Lauchstädt	179	Koloniale M u n d s c h a u (Coloniensis)	261
Heinrich Spiero		Kirchlich-theologische M u n d s c h a u (Theodor Kappstein)	263
Der Dichter und sein Publikum	183	Literarische M u n d s c h a u (Friedrich Stein, Berlin)	266
Dr. Martin Ehrenhaus		Geisteswissenschaftliche M u n d s c h a u (Dr. M. Kupperberg)	269
Englisches Drama und Theater von heute und gestern	187	Wirtschaftliche M u n d s c h a u (Horatio)	270
Kaiserl. Landgerichtsrat a. D. Friedrich von Hindersin			
Zur Abschaffung des Duells. Ein Vorschlag für die Gesetzgebung	194		
Edmund Scheibener			
Über die Erscheinung des „roten“ Schnees	200		

„Nord und Süd“ erscheint am 1. jedes Monats.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark, Einzelhefte 2 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

Berlin SW., Breslau, Köln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilenmesser No. 5)
70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. %oo



Bestell-Karte

Der Unterzeichnete bestellt hiermit:

1 Jahresabonnement auf die Monatsschrift „Nord und Süd“, begründet von Paul Lindau, herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein, zum Preise von 6 Mark pro Quartal

1 Abonnement für Quartal

und wünscht Zusendung { durch Postüberweisung
„Kreuzband“

Der Abonnementsbetrag ist
vierteljährlich } durch Postanweisung zu bezahlen
halbjährlich } gegen Nachnahme zu entrichten
jährlich } in Rechnung zu stellen.

(Nicht Gewünschtes zu durchstreichen.)

Ort und Datum :

Name und Stand:

Straße und Hausnummer:

(Post-Station.)

(Gefl. recht deutlich.)

Bücherzettel

An die

Buchhandlung von



DIE VICTORIA zu BERLIN

Allgemeine Versicherungs - Actien - Gesellschaft

in den letzten 25 Jahren.

Jahr	Vermögen	Einnahme an Prämien und Zinsen	Jahres- gewinn	Angesammelter Gewinn für die Versicherten	Lebens- versicherungs- Bestand
in Millionen Mark:					
1886	28,5	5,9	1,0	1,9	107,7
1891	57,9	15,1	3,4	6,9	207,9
1896	133,9	37,5	6,9	18,2	504,5
1901	319,8	78,4	17,2	54,7	920,0
1906	606,3	123,8	26,2	115,0	1395,1
1911	885,2	181,1	36,4	172,1	2122,6

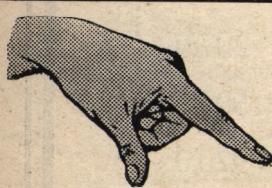
PROSPEKTE
bei jedem Vertreter der Gesellschaft.

Meldungen von Agenten an die Direktion
BERLIN SW. 68, Lindenstrasse No. 20-25.



Das soeben enthüllte Grabdenkmal für Jean Jacques Rousseau im Pantheon zu Paris.

Anlässlich des 200 jährigen Geburtstages des berühmten französischen Schriftstellers und Philosophen wurde im Pantheon, dem Ort, wo die berühmtesten und besten Franzosen beigesetzt werden, ein sogenanntes Erinnerungs-Grabdenkmal gewidmet und am Jubiläumstage unter grossen Feierlichkeiten eingeweiht.



Literatur durch die Brunnen-Inspektion
in Fachingen (Bez. Wiesbaden)



Bad Langenschwalbach

im Taunusgebirge

Stahl- u. Moorbad

Frauen-Bad



Herz-Bad

Prospekte gratis und frei durch den Verkehrsverein.

Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO. 36 („Agfa“)

Ein guter Apparat
Ein gutes Objektiv { sind wertvolle Behelfe

für erfolgreiches Photographieren, die Hauptsache

bleibt aber stets die richtige Auswahl vom

Negativmaterial!

„Agfa“-Platten Extrarapid

„Agfa-Chromo“-Platten

„Isolar“- und „Chromo-Isolar“-Platten

„Isorapid“- und „Chromo-Isorapid“-Platten

sind

**leistungsfähig,
zuverlässig,
haltbar!**

Bezug durch Photohändler.

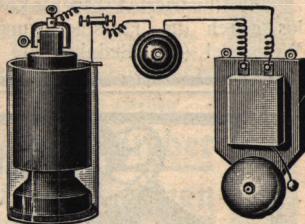
Die Broschüre von Dr. M. Andresen : Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten
und der 16seitige „Agfa“-Prospekt 1912 mit schlängenhautartigem Umschlag, beide Drucksachen reich illustriert

— gratis! —

Angenehmster Familien Aufenthalt

Nieuport-Bains & Ostende

Grand Hôtel des Bains und Hôtel de la Plage
Häuser allerersten Ranges. Illustrierte Prospekte zu Diensten.



Alle elektr. Lehrmittel für Schule, Haus u. prakt. Gebrauch. Bedarfssartikel für Schwachstrom. Lehrreicher Kat., 2500 Ab., frei.

H. R. Müller, Weimar 28.

Man verlange

Spezialliste



Prismen - Ferngläser

für

Heer und Marine,
See und Gebirge,
Reise und Sport,
Theater und Jagd

von

M. 90.— bis M. 185.—

Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen oder direkt von

E. Leitz, Optische Werke, Wetzlar.

Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen. Neueste Modelle.
Prismenfeldstecher
Bequemste Teilzahlung.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co

Jnh. A. Roscher, Berlin SW.,
Schöneberger Str. 9a

Die Losburg*).

Bergfestspiel auf der Luisenburg bei Wunsiedel.

Unter dem Protektorat des kgl. Generalintendanten Geheimrat **Dr. Ernst Ritter v. Possart**, München.

Verfasser:

Kgl. Prof. **Ludwig Hacker**, Wunsiedel. Musik v. **Dr. Heinrich Schmidt**, Bayreuth.

Künstlerische Gesamtleitung:

Kgl. Hoftheaterregisseur und Hofschauspieler **Basil**, München.

Orchester: **K. G. Scharschmidt**, Hof.

„Drum nun frisch auf!

Die Flammenzeichen rauchen!

Hell aus dem Norden bricht
der Freiheit Licht!“

Hundert Jahre sind in die Welt gegangen, seitdem dieses Licht der Freiheit sich über die deutschen Lande verbreitete, der Freiheit, die eine der edelsten deutschen Fürstinnen so sehnlichst herbeigewünscht hat, ohne daß es ihr vergönnt war, den großen Augenblick zu erleben. Wer kennt sie nicht, jene erhabene Gestalt, die nirgends ein schöneres, würdigeres und gewaltigeres Denkmal besitzt, als in unserem Fichtelgebirge, wer kennt sie nicht, unsere Königin Luise von Preußen?

Allüberall, wohin der Fuß des Wanderers, des fühlenden Menschen beim Besuche dieses Denkmals, beim Wandern durch die Luisenburg tritt, kommt ihm der Genius

*) Illustrierte Prospekte kostenlos durch die Festspieleitung in Wunsiedel (Die Redaktion.)

dieser lieblichen, unvergesslichen Gestalt entgegen. Sieben Jahre vor jenen großen Zeiten, die unsere Ahnen zusammenriefen, um aufzustehen wie ein Mann, der Freiheit eine Gasse zu bahnen, das unerträgliche, erniedrigende Joch des beutesüchtigen Korsen endlich einmal abzuschütteln, weilte Luise zum letzten Male in unserer Gegend, um im nahen Alexandersbad von ihren seelischen Leiden Erholung und Stärkung zu suchen. Ihr Lieblingsaufenthalt war die Luisenburg, dieses zerklüftete Felsgebilde mit seinem duftenden Tannengrün, mit seinem Waldesrauschen und Wal'dweben, mit seiner unvergleichlichen Romantik. Diesem Kleinod des Fichtelgebirges hat sie ihren Namen verliehen. Luise, die unglückliche Dulderin, die Märtyrerin ihres Standes, an ihrem Wesen sollte dereinst die Welt genesen, sollte Deutschland, unser geliebtes, geeintes Vaterland erstehen — und es ist erstanden, hat sich in blutigen Kämpfen die Freiheit, die goldene Freiheit errungen.

Zu diesem einzigartigen Naturdenkmal hat Professor Hacker noch einen weiteren bleibenden Gedenkstein mit seinem Werke „Die Losburg“ geschaffen, damals zur Erinnerung an den hundert Jahre zurückliegenden Augenblick ihrer Anwesenheit auf der Luisenburg. Der Verfasser führt uns mit seiner Schöpfung

hinein in die Schluchten und Klüfte der Luisenburg, wohin der Sammelruf für den Kampf um die Freiheit die urwüchsigen Gestalten des Fichtelgebirges geleitet hatte. Hier haben sie geschworen im Angesichte der den Wunsiedler Bürgern von der Königin Luise geschenkten Fahne, dem Vaterlande treu ergeben zu sein, geschworen für die Freiheit ihr Leben einzusetzen.

„O mögst du selbst den Eid der Treue hören,
Den hier die Tapfern alle sind bereit,
Auf deine heil'ge Fahne dir zu schwören!
Was wär' zu diesem Schwur so hochgeweiht?
Aus Himmelshöh'n magst du herniedersteigen!
Zu der entsühnten Stätte komm!
o komm,
Mild segnend zu den Deinen dich zu neigen
Die ihres Herzens Blut dir weihen fromm!“

Wie sich so die tapferen Männer um die Fahne scharen,
da schwebt sie einher, die Engelsgestalt. —

O Wunder! hohes Wunder!
Es ist Luise selbst, sie hat den Ruf erhört!“
Und segnend breitet sie ihre Hände aus. —
„Steht fest zum Vaterland!“

(Fortsetzung auf Seite 6)

Grau & Co. Leipzig 201
Erlieherte Zahlungsweise

Zu reellen Preisen erklaßige Waren

Abt. 1: Juwelen, Gold- u. Silberschmuck, Präzisions-Utensilien, mod. Zimmeruhren, Tafelgeräte, Kunstsgeräthe, Segenstände

Abt. 2: Photo-Aparate, Kinos, Optische Lehrmittel, Theater- u. Reisegläser, Reisezeuge, Barometer, Reisekoffer u. Utensilien aller Art

Abt. 3: Sprechapparate u. Platten, Musikwaren aller Arten, plastisch. Zimmerdekor, Beleuchtungskörper für Gas u. Petroleum

Bei Angabe der Abteilung
Katalog kostenfrei

Bad Friedrichroda Pensionsvilla Lohmann
Schreibersweg 3.
Schöne Lage am „Gottlob“, komfortabel eingerichtet,
elektrische Beleuchtung. — Vorzügliche Küche.

Geh. San-Rat **Dr. Kothe's** Sanatorium Friedrichroda.

Mod. Neubau in prachiv. Lage. Höchst. Komfort, Lift,
vornehme Gesellschafts-, behagl. Wohnräume. Erstkl.
Kureinricht. Radium-, Röntgen-, Hochfrequenzbeh. etc. Prospekt.

IV

Ihr Charakter,

Geist, Gefühl wird nach Ihrer Schrift beurteilt.
Einzelheit. Vertrauens-

von günstigem Einfluss.

Spezialist nur für Gebildete seit 1890!

Prospekte gratis.

P. Paul Liebe, Schriftsteller,

Augsburg 1, N-Fach.

Eingegangene Bücher:

- Bensing, Georg, Grubendämon. Soziales Drama. Leipzig, Leipziger Verlags- u. Kommissions-Buchhandl. 1911.
- Blocher, Eduard, Das Elsaß und die Zweisprachigkeit. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H.
- Bordeaux, Henry, Die Geschichte einer Ehe (Wenn sich die Augen auftun), Roman. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel, 1912.
- Brunkhorst, Hans (Hamburg), Grundsätzliches und Praktisches von der Verbreitung guter billiger Jugend- und Volkslektüre. Hamburg, Selbstverlag der Prüfungsausschüsse, 1912.
- Budde, Professor G., Der Kampf gegen den Intellektualismus im Schulunterricht. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H., 1909.
- Büttner, A., Von der Materie zum Idealismus, Skizze eines einheitlichen Weltbildes. Crefeld, Verlag Albert Fürst Nachf. C. Uhrig, 1912.
- Geissler, Max, Die sieben Glückssucher, Roman. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel, 1912.
- Gerhardt-Ämyntor, Dagobert von, Das Buch der Frau. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel, 1912.
- Gershardt, Olga von, und Ernst Steinmann, Pilgerfahrten in Italien, Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Klinkhardt & Biermann, 1912.
- Kapp, Dr. J., Arthur Schnitzler. Leipzig, Xenien-Verlag, 1912.

- Rousseau, J. J., Emil oder über die Erziehung. Erster und zweiter Band. Leipzig, Verlag von Alfred Kröner.
- Salten, A. von, Sonntagspredigten für freie Deutsche, 3. Heft. Leipzig-St., Kommissions-Verlag, Deutsche nationale Kanzlei.
- Schreber, Prof. Dr. K., Der Luftverkehr, Mit 26 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas, 1912.
- Singer, Maximilian, Der Wunderstein, Schauspiel in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Prag, Taussig & Taussig, 1912.
- Steudel, Pastor Fr., Arzt und Schulbetrieb (Gutachten Deutscher Ärzte, gesammelt vom Elternbund für Schulreform in Bremen). Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H.
- Tornius, Valerian, Der goldene Christus, Roman. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., 1912.
- Wieland, Konstantin, kathol. Priester, Das sechste Gebot und die Ehe, Zweite Auflage. Augsburg, Verlag von Theodor Lampart, 1912.
- Wunder, L., Drahtlose Telegraphie, Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas, 1912.
- Zahnbrecher, Frz. Xaver, Dr. phil. et oec. publ., Die Lebensversicherung. Kempten und München, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, 1912.
- Zanthier, Fritz von, Fischottter, Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden, 1912.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN 50. 16, Spreepalast

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.



Prima Kanarien - Edelroller
wunder. Tourensänger in herrlich.
Klangfarbe, n. Größe 8, 10, 12, 15 b.
30 M. Zuchtwiebch. 3 u. 4 M. Nachn.
Gar. f. Wert, leb. Anf. Ehrenh. Be-
dien. wie seit 30 Jahren. Preisbuch
umfangs. Zuchtbuch 50 Pf. Briefm.
Georg Brühl, Kötzenbroda II. 112.

Stotterer
erhält eine voll-
kommen natürl.
Sprache in Prof.
Rud. Denhardt's
bekannt., einzig mehrf. staatl. ausgez. Prof.
Rud. Denhardt'schen Heilverfahren. Prosp. grat.
d. den leit. Arzt Dr. med. Th. Hoepfner.

Nach den Nordsee- bädern

Amrum + Sorkum
Helgoland + Juist
Langeroog + Norderney + Sylt
Wangeröde + Wyk a. Föhr
von Bremen, Bremerhaven
bezw. Wilhelmshaven

Fahrtäne und direkte
Fahrtkarten auf allen
größeren Eisenbahnstationen

Norddeutscher Lloyd Bremen

Europäische Fahrt
und seine Vertretungen.

Dresden Hotel Bellevue Dresden

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage mit Garten und Terrasse, an der Elbe und Opernplatz, gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus, Gemälde-Galerie etc. Winter 1910/11 umgebaut und vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen. Einzelzimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette. Automobil-Garage, R. Ronnefeld, Direktor und Leiter. abgeschlossene Abteile.

(Fortsetzung von Seite 4)

Und soll es auch nun gehen
In Schlachtgebraus und Tod:
Endlich muß doch erstehen
Der Freiheit Morgenrot!"

Da gibt es für die Wackeren
kein Zaudern, kein Halten mehr,
der Drang nach Freiheit, der Wunsch
ihrer Luise reißt sie fort und feierlich
dringt es an der Zuhörer Ohr:

„Wir heben Schwert und Hände
und geloben

Zu Gott dem höchsten Schlachten-
lenker droben,
Dem Vaterland Treu' bis in den
Tod!

Bei all diesen ergreifenden
Momenten, da wird die Seele in
ihrer tiefsten Tiefe erschüttert,

da wird das Empfinden auf die
höchsten Akkorde gestimmt, fort-
gerissen sind die in Andacht ver-
sunkenen Zuhörer. Es tut sich
dem einsamen Menschen eine un-
bekannte Welt auf, und in diesen
Augenblicken fühlt er auch, wie
allgewaltig die Wunderwerke der
Natur wirken, fühlt er es vor dem
Unglücklichen, der es nicht einmal
ahnt.

Ja, diese wunderbaren
Schöpfungen des Allmächtigen, ge-
paart mit den erhabenen Gedanken
eines Künstlers aus den Ereignissen
großer Zeiten umschließen weihvoll
Gemüt und Herz, prägen dem Be-
sucher, dem aufmerksamen Be-
obachter der Natur eine Er-

innerung ein, die unvergänglich,
unauslöschlich sein wird für alle
Zeiten, und das umso mehr im heu-
rigen Jahre, das ja eine Zentenar-
feier sein soll für das Erwachen
des Freiheitsgedankens des deut-
schen Volkes

Das Festspiel ist berühmt und
bekannt geworden, nicht allein
in allen deutschen Gauen, sondern
weit darüber hinaus. Immer
größer wird der Zuzug zur Luisenburg
und erreicht jeweils seinen Höhe-
punkt in den Jahren der Festspiel-
Aufführungen. Im heurigen Jahre
wird aller Voraussicht nach der
Rekord geschlagen werden, da auch
ein bedeutender Besuch vom Aus-
lande in Aussicht steht

Die Sünde der Väter. Roman von Else Höffer. Preis
geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Verlag von Philipp
Reclam jun. in Leipzig.

Ein erschütterndes Problem behandelt dieser
Roman. Sündhaft lustig lebten die Ahnen der Nord-
camps, so daß die beiden letzten Sprossen, ein Ge-
schwisterpaar, mit dem Fluch der Degeneration
belastet wurden. Jauchzend treten sie in das schöne
Leben, der Offizier und seine Schwester, bis sie eines
Tages des Fluchs gewahr werden, der auf ihnen lastet.
Welche erschütternden seelischen Kämpfe in diesen
beiden lebensfrohen Menschen sich abspielen, wie
ihre ganzen Zukunftshoffnungen vor ihren Augen

zerbrechen, wie der Bruder sich ein letztes Mal dem
Leben in die Arme wirft, um sich zu betäuben, und
wie er dann freiwillig in den Tod geht, nur seinem
Geschick zu entfliehen, das alles hat Else Höffer,
die bekannte Schriftstellerin, meisterhaft geschildert.
Und von gleicher psychologischer Tiefe ist die Dar-
stellung des seelischen Konflikts, der sich im Herzen
der Schwester abspielt, als die Liebe wie ein Sturmwind
in ihre Seele zog. Doch die Sünde der Väter zwang
sie zur Entzagung, und einsam endet ein Leben,
das sonnenfroh, voll tausend Verheißenungen begonnen
hatte. Man wird dieses eigenartige Buch ebensowenig
je vergessen können, wie Ibsens „Gespenster“.



MARIENLYST

Kur- u. Seebad, Helsingør, Dänemark

In $\frac{3}{4}$ Stunden mit dem Schnellzug von
Kopenhagen zu erreichen. Größtes und
fashionabelstes Badetablissement
des Nordens. Waldreiche Gegend.
Starke salzige Kattegatsbäder. Warme
Grosser Kurpark. Konzertsaal, Casino,
Unter derselben Leitung: Palast
Kongens Nytorv, Kopenhagen.

Sanatorium Schierke im Harz

am Fusse des Brocken

Physikal.-diätet. Heilanstalt für Nervenleidende, Herz-
und Stoffwechselkranken, Erholungsbedürftige, Rekon-
valeszenten etc. Alle modern. Kureinricht. vorhanden

Anerkannt schöne und geschützte Lage

Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat Dr. Haug.

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul.



Gute Heilerfolge. Prospekte frei.

Aerztliche Leitung: Dr. med. Paul Aschke,
Sanitätsrat Dr. Bilfinger.

Special M. 16.50
Excelsior M. 18.50

W. SPIESS SCHUHFABRIK
G.M.B.H.
STUTTGART

Nordseebad Lakolk

auf Röm

- Deutsches Familienbad. Vorzügl.
- Verpflegung. Wohnen in einzelnen
- Blockhäusern. Prachtvoller Strand.
- Keine Kurtaxe. — Auskunft erteilt
- die Badeleitung. •

Heilanstanlten

St. Blasien im südlichen Schwarzwald,
800 m über dem Meere.

Sanatorium für Lungenkranken.

Modernste Einricht. Herrl. Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Viele Dauererfolge. Illustr. Prospekte frei.

Dir. Arzt: Dr. Sander.

St. Blasien im bad. Schwarzwald.
800 m über dem Meer.

Sommerfrische, Terrain- und Waldkurort.

Sanatorium Villa Luisenheim
für Nerven-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, Lungenkranken ausgeschlossen.

Leitende Aerzte Hofr. Dr. Determann und Dr. Wisse.

St. Blasien Badischer Schwarzwald. 800 m über Meer. Sommerfr., Luft-, Terrain- u. Waldkurort

Erholungsheim Friedrichshaus unter dem Protektorat

Ihrer Kgl. Hoheit der Grossherzogin Luise. Kuranstalt f. d. Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes: f. Rekonvaleszenten, Nerven- u. Herzkranken, Stoffwechselkranken Magen u. Darmleidende, Blutarme u. andere innerlich chronisch Kranke mit Ausschluß von Lungen- und Geisteskranken. — Grosser Komfort. — Infolge seines charitativen Charakts. sehr mäss. Preise. M. 5.— bis M. 8,50 (Wohnung, Verpf. u. zum Teil Kurmittel). Illustr. Prospekte kostenlos.

Sanatorium Finkenwalde bei Stettin.

Buchheide Heilanstalt für Nervenkranken, Alkohol- und Morphiumkranken

Vier Gebäude. — Grosser Park. — Waldige Berglandschaft. Dr. Colla.

Rheinau a. Rh. Kur- und Wasserheilanstalt für Nervöse und Erholungsbedürftige. Das ganze Jahr geöffnet.

Aerztliche Leitung: Rechtsrhein. Bahnst.: Enger Geh. San.-Rat Dr. Erlenmeyer. Post: Benderf a. Rh.

Neckargünd herrlich gelegen, 12 Minuten von Heidelberg. Dr. Langenbach's Sanatorium für Nervenkranken und Erholungsbedürftige.

Partenkirchen. Dr. Wiggers Kurheim.

Für Innere, Nervenkranken und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, grosser Park, modernste Einrichtung, jeglicher Komfort. Lift. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. 3 Aerzte.

Schrockenthal bei Cassel. Kuranstalt für physikalisch-diätetische Heilweise. Neueste fachwissenschaftl. Apparate, moderne Einrichtungen. Grosse Erfolge. Entzückende, sehr geschützte Lage, mildes, gleichmässiges Klima. Prospekte. Telephon 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumüller.

Wehrwald bei Todtmoos, südl. badi- scher Schwarzwald.

Höchstgelegenes Sanatorium Deutschlands für Lungenkranken (861 m). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders günstig für Leichtlungenkranken. Dirig. Arzt: Dr. F. Lips.

Geschäftliche Mitteilungen.

Dem heutigen Hefte liegt ein Prospekt betr. Dr. Hommel's Haematogen bei. Depots in Apotheken und Drogerien.

Der Gesamtausgabe unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt der Paris - Lyon - Mittelmeer - Bahn bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Recht wohltätig. Gegen die Magensäure mit Aufstoßen, an der ich habituell leide, leistet der Fachinger Brunnen (Königl. Fachingen) anhaltend gute Dienste. Gerade, wo ich fieberte und mehr trank, empfand ich die weniger reichliche und in feinen Perlen moussierende Kohlensäure recht wohltätig.

Kgl. Bezirksarzt Dr. med. N. N.

Friedrichroda. Das 25 jährige Jubiläum des weit bekannten Baderztes Geh. Sanitätsrat Dr. Kothe, zu Friedrichroda, fand zugleich einen trefflichen und festlichen Ausdruck in der Wiedereröffnung seines völlig umgebauten und vergrößerten Sanatoriums, das als erste Anstalt des berühmten Kurortes mit Recht auch dessen Namen führt. Mit grünen Fensterläden und rotem Dache blickt das anheimelnde Gebäude weit über die Täler fort, über die Linden und Teiche von Reinhardtsbrunn, hinüber auf die immergrünen Waldberge; eine Aussicht aus fast allen Fenstern, welche das Herz mit Frieden und Freude erfüllen muß. Immitten dieser köstlichen Bergwelt, eingeschlossen von einem schattenden Parke, da muß jeder, den Nerven-

leiden oder auch nur der Hang zur Ruhe hierher führen, gesunden. Dieses Sanatorium zählt mit zu den schönst gelegenen Heilanstanlten Thüringens. Ohne überladen zu sein, spiegeln seine neuen Innen-einrichtungen geläuterten Geschmack und Behaglichkeit wider. Die sanitären Einrichtungen stehen auf der Höhe der Zeit und sind in Friedrichroda bis jetzt unerreicht. Elegante Gesellschaftsräume vereinen die Gäste, die alle der Wohltat familiären Verkehrs und einer individuellen Behandlung sich erfreuen. Wer hier einmal Einkehr hält, der kommt gern wieder, sei es auch nur Erinnerungen nachzugehen und, ohne ein Kranker zu sein, Schönheit der Umgebung mit dem Umgange wohltuender Menschen zu genießen.

Viel Geld, Zeit, Mühe und Ärger könnte sich mancher Amateur sparen, wenn er nicht die kleine Ausgabe für eine „Agfa“-Belichtungstabelle scheuen würde. Das Treffen der richtigen Belichtungszeit nach dem Gefühl ist eine Sache, die auch dem gewieitesten Amateurphotographen nicht immer gelingt, und doch hängt davon der ganze Erfolg ab. Die „Agfa“-Belichtungstabelle, mit der man sowohl bei Tages- wie „Agfa“-Blitzlicht arbeiten kann, kostet

nur 75 Pf., ist kinderleicht zu hantieren, da keine Berechnungen nötig sind, sondern nur einfaches Ablesen der mechanisch ermittelten Zeiten in Frage kommt. Da die „Agfa“-Belichtungstabelle bei minimalem Volumen und Gewicht stets in der Rocktasche mitgeführt werden kann, so ist nur anzunehmen, daß die Kenntnis von der Existenz dieses idealen Hilfsmittels noch nicht in genügend weite Amateurkreise gedrungen ist. Darin Abhilfe zu schaffen, ist der

Zweck dieser Zeilen; es wäre zu wünschen, daß recht viele Amateure durch sie zu erfolgreichem Photographieren geleitet werden. — Nach Angabe der Fabrikantin, der Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation Berlin S. O. 36, sind bereits über 100.000 Stück „Agfa“-Belichtungstabellen im Gebrauch. Außer in deutscher Sprache existiert sie auch in französischer, englischer, spanischer, russischer ungarischer und schwedischer Sprache.

Glaubet dem Leben! Roman von A. Dom. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 6,— Mk., gebunden 7,— Mk.

Ein durchweg spannender Roman, welcher dem Leben entnommen, das Interesse des Lesers immer lebendig erhält. Die einzelnen Charaktere sind getreulich durchgeführt, man lebt mit ihnen, verläßt sie ungern und legt mit großer Befriedigung das Buch aus der Hand in dem Bewußtsein, einen guten Roman gelesen zu haben.

Hermann Hasenauer: Das Recht auf Liebe. Novellen. Broschiert 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Im Verlag der Quelle, Karlsruhe i. B.

Hermann Hasenauer erzählt uns in seiner feinen,

vornehmen Art von Menschen in seltsamen Lebensverhältnissen, die sich das „Recht auf Liebe“ unter Aufopferung alles Herkömmlichen und Überlieferten erkämpfen. Diese Menschen begehren mit ihrem ganzen Sein als Wesen der großen Weltfruchtbarkeit nach Erhaltung und Unvergänglichkeit ihrer Art. Und besonders in den Elenden und Verstoßenen schreit diese Stimme noch lauter und verzweifelter. Alle Menschen, wie sie auch seien, wollen sich und ihre Art erhalten, wollen nicht im Leeren untergehen. Und wie sie sich das Recht auf Liebe erkämpfen, erlisten und erträgen, zeigt uns der Dichter in einer vornehmen, offenen, herzlichen Weise, daß wir ihnen alle Tat verzeihen müssen, da wir alle des gleichen Sinnes sind.

Eugen Bracht-Ausstellung Darmstadt 1912

Protektor: S. K. H. Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen
Veranstaltet von der „Freien Vereinigung Darmstädter Künstler“ zu Ehren des 70. Geburtstages des Meisters

Mathildenhöhe 20. Juli bis Oktober

Die Ausstellung wird in 400 Bildern aus allen Schaffensperioden aus dem Atelier des Künstlers, Gallerie- u. Privatbesitz den künstlerischen Werdegang des Meisters zeigen.

Bad Landeck (Schles.)

Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität (206 Einheiten)
Moorbäder. Natürliches Radium-Quell-Emanatorium.

Waldreichster Terrain-Kurort (450 Meter üb. d. Meer).
Bemäßt bei Frauenkrankheiten, Gicht, Rheumatismus,
Nervenleiden, Hautkrankheit, Schwäche, Bronchialerkrankungen.
Kurzeit: April – Oktober. Besuchsziffer: 13500 Personen.
Hochquellen-Wasserleitung. Elektrische Beleuchtung.
Ausführl. illustr. Prospekt kostenlos d. v. Städtische Bad-Verwaltung.

Stets auf der Höhe sind

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

NEU

Special Stiefel zu 16 50 für Herren u. Damen

Erkenntlich an diesem **HERZ** auf der Zeichen **SPECIAL** Sohle



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

Berlin SW., Breslau, Cöln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M.,
Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilen-
messer No. 5) 70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. %oo.



NORD
UND
SÜD

Ferdinand I., König der Bulgaren.

Mord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

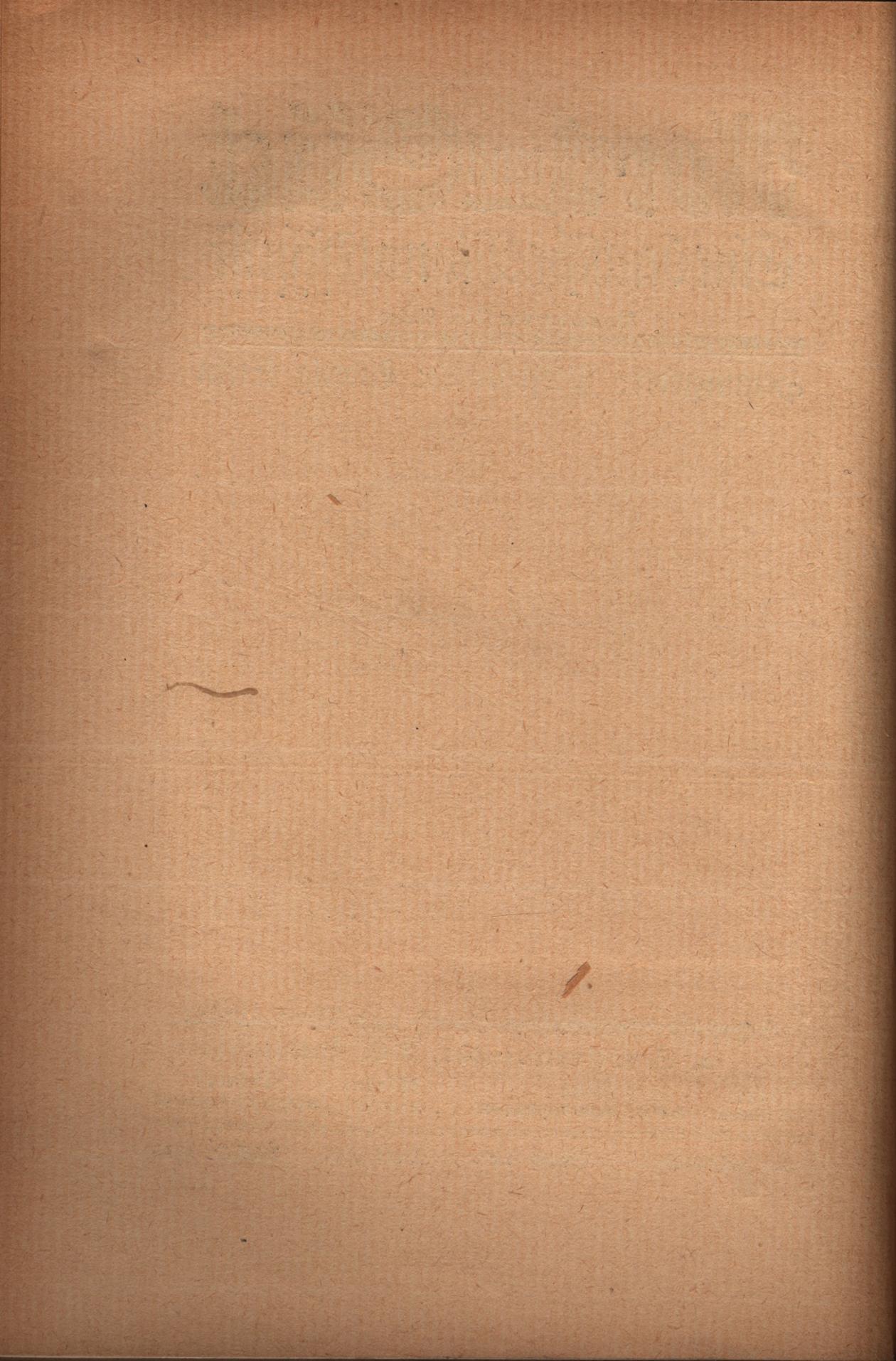
Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig **Wien** **München** **Budapest**
G. F. Steinadler. R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. Berthold Suiter. Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 455 August 1912



Prof. Dr. Ludwig Stein: Die sozialen Fürsorgeanstalten der Firma Krupp. (Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier.)

Vor Jahren habe ich vor den höheren Beamten dieses Weltwerkes einen Vortrag über „Glauben und Wissen“ gehalten. — Bei dieser Gelegenheit war es mir vergönnt, neben den technischen, maschinellen auch die sozialökonomischen Einrichtungen dieses Vorbildes unbewusstes deutschen Unternehmersinnes und Gewerbefleißes, auf die der Typus des deutschen Arbeitunternehmers eingestellt ist, zu studieren und insbesondere meine soziologischen Theoreme an der dort ins Leben gerufenen Praxis messen zu können. Die sozialen Fürsorgeeinrichtungen haben mich, wie selbstverständlich, am lebhaftesten angesprochen. Das Wort Alfred Krupps, des zweiten in der Kruppschen Fabrikgeschichte führenden Generals dieser größten deutschen Arbeiterarmee wurde lebendig: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein“. — Die Feier der hundertsten Wiederkehr des Gründungstages der Kruppschen Fabrik, die für deutsches Arbeiterleben einen glorreichen Gedenktag und so einen Tag des gerechten Stolzes, wie gerechter Zukunftsausschau darstellt, wird in den nächsten Tagen in Anwesenheit des deutschen Kaisers begangen werden. Wir glauben, unsrer Neigung nach, unseren Glückwunsch am geeignetsten durch eine Übersicht der sozialökonomischen Tätigkeit der Krupps übermitteln zu sollen. Ist doch diese Folie der Kruppschen Tätigkeit von solch erheblicher Bedeutung gewesen, daß, als seinerzeit die deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung in Angriff genommen wurde, Fürst Bismarck es ausgesprochen hat, daß die erprobten Kruppschen Kassen ihm als Anhalt für die Schaffung ähnlicher Einrichtungen dienen würden, und daß ihre Statuten bei den im Gange befindlichen gesetzgeberischen Vorarbeiten berücksichtigt werden sollten. An dieser vorbildlichen Arbeiterfürsorge, die zu einer Zeit einsetzte, als weder Staat noch einzelne an diese ideale Praxis dachten, sind die drei Kruppschen Generationen (Friedrich, geb. 1787, gest. 1826; ganz besonders Alfred, geb. 1812, gest. 1887; Friedrich Alfred, geb. 1854, gest. 1902) und die jetzigen Besitzer Herr und Frau Krupp von Böhnen-Halbach nicht am wenigsten beteiligt. Die Marime, die für den Arbeitsentgelt an sich in allen, selbst den ungünstigen Entwickelungsstadien dieses mächtigen

Betriebs in Geltung gehalten wurde, ist wiederum von Alfred Krupp in die leitende Formel gemünzt worden: Die Arbeiter sollen das Maximum bei uns verdienen, was eine Industrie bieten kann. Ferner verlangte er, daß die treuen Arbeiter auch in Zeiten ungünstigen Geschäftsganges weiter beschäftigt werden müßten, Entlassungen möglichst vermieden werden. Im Jahre 1848, als die Zeiten sich für die Fabrik besonders ungünstig gestalteten, ließ er das letzte Familiensilber einschmelzen, um seinen Arbeitern, die er nicht entlassen wollte, den Lohn zahlen zu können. Aber mit hohem Lohn allein war sein Ziel, die Wohlfahrt aller zum Fabrikverband Gehörigen zu begründen und zu fördern, nicht zu erreichen. Besonders die Erfahrungen der 60er und 70er Jahre zeigten dies. Damals waren infolge des industriellen Aufschwungs die allgemeinen Lohnsteigerungen an der Tagesordnung; auf der Kruppschen Fabrik betrug der Lohn im Durchschnitt: 1865 = 2,37 Mark, 1870 = 3,08 Mark, 1874 = 3,86 Mark. Aber die Leute waren dadurch nicht zufrieden geworden. Die höheren Löhne wurden bald wieder aufgezehrt durch die Steigerung der Preise für das zum Lebensunterhalt Notwendige, namentlich für Miete und Kostgeld. Alfred Krupp schrieb damals: „Niemals hat der Arbeiter so viel Lohn verdient, als gerade jetzt; es ist also nicht der geringe Lohn, der ihn unzufrieden macht, sondern der geringe Genuss von der Menge von Geld, namentlich die hohen Mieten und das teure Kostgeld.“ Aus dieser Erkenntnis heraus griff er durch den Bau von Wohnungen für die Verheirateten, die er dann unter Selbstkosten an seine Arbeiter vermietete, dem Übel an die Wurzel; ebenso errichtete er Logier- und Kosthäuser für die Unverheirateten und schuf schließlich eine weit verzweigte Konsum-Anstalt, welche gute und billige Waren, vor allem für den notwendigen Lebensbedarf lieferte. Die große Bedeutung der Wohlfahrtseinrichtungen in sozialer Hinsicht zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt im Fabrikverbande sah Alfred Krupp vor allem in ihrer lohnergänzenden Wirkung. Lohn und Bedarf des Arbeiters stehen in vielen Fällen in keinem geometrischen Verhältnisse; Größe wie besondere Umstände der Einzelfamilie schaffen Divergenzen in derselben Lohngrenze, während der Entgelt der Arbeitsleistung auf den Bedarf wenig, auf diese Divergenz gar keine Rücksicht nehmen kann. Hier Leistung, hier Lohn. In diese Gerechtigkeitsbresche, die der Geschäftsmarkt in kühler Berechnung legen mußte, sprang der ausgleichende, warme Wohlfahrtssinn Alfred Krupps. Die nach dieser von ihm aufgestellten Richtlinie geleitete Wohlfahrtspflege in dem ausgedehnten Fabrikbetrieb sollte herrliche Früchte zeitigen. Die Fabrikwohnungen — heute über 6000 an der Zahl allein bei der Gussstahlfabrik — werden in erster Linie an die älteren Arbeiter vermietet. Da die Miete heute kaum $\frac{3}{5}$ der ortsüblichen beträgt, stellen die Kruppschen Wohnungen eine Art von Altersprämien dar. Außerdem gewähren diese Wohnungen den kinderreichen Familien noch den besonderen Vorteil, daß sie hier auch in den Zeiten der Hochkonjunktur vor der Kündigung durch den Vermieter gesichert sind.

Die Konsum-Anstalt verkauft die Waren billig; sie muß nicht verdienen; der Überschuß wird als Rabatt den Käufern zurückvergütet; an diesem Vorteil partizipieren die größeren Familien also in besonderem Maße. Die Festsetzung der Verkaufspreise richtet sich je nach der Bedürfnisquote des Materials; für Brot, Fleisch, Butter, Schmalz, Hülsenfrüchte, Mehl, Kohlen usw. sind die Preise niedrigere, als die für mehr entbehrliche, geschweige denn Luxusartikel. Diese stets festgehaltene Preispolitik der Konsum-Anstalt macht es auch den größeren Arbeiterfamilien leichter, mit dem Lohn hauszuhalten. Die Kranken- und Pensionskassen mit den dazu gehörigen Einrichtungen — Krankenhaus, Erholungshäuser usw. — der Kruppwerke haben durch die Reichsversicherungsgesetzgebung nur wenig von ihrer Bedeutung als lohnergänzende Institutionen verloren. Die Pensionskasse gewährt neben den Bezügen aus den gesetzlichen Kassen hohe Pensionen nicht nur an Männer, sondern auch an Witwen und Waisen. Aus besonderen Stiftungen werden in Fällen des Bedürfnisses, namentlich wenn das pensionsfähige Dienstalter noch nicht erreicht ist, einmalige oder fortlaufende Unterstützungen gewährt. Diese Institutionen sind dem Arbeiterkreise des Kruppschen Kulturreises zur fakultativen Nutzung geöffnet worden. Ausgenommen von dem Fakultativen sind allein die Pensions-, sowie die damals (50er Jahre) betriebene Fabrik-Krankenkasse. Für sie galt Beitrittszwang für alle. Bei ihrer Begründung war der Beitritt freiwillig; der sich mährlich erweisende Zwang der Verhältnisse erforderte die Änderung des Grundstatuts. Die Einrichtung der Pensionskassen als selbständige Rechtssubjekte, welche im Falle der Dienstunfähigkeit usw. nicht Unterstützungen auf Zeit, sondern lebenslängliche Renten von bestimmter und beträchtlicher Höhe gewähren, erforderte die Beteiligung aller Werksgenossen, also die Beitrittspflicht aller. Der schon im Jahre 1836 gegründeten Fabrik-Krankenkasse ging's nicht anders. Der Beitritt war freiwillig; der Mitgliedsbeitrag belief sich anfangs auf 1 Silbergroschen wöchentlich; außerdem flossen die Strafgelder in die Kasse. Die Firma scheint die Arzt- und Apothekerrechnungen bezahlt zu haben. In den Jahren 1845—1847 war ein Kassenarzt fest angestellt. Das Krankengeld nahm keine Rücksicht auf die verschiedene Höhe des Verdienstes; es betrug bis zum Jahre 1841 5 Silbergroschen, später $7\frac{1}{2}$ werktäglich, für jene Zeit ein recht ansehnlicher Betrag. Wenn der Stand der Kasse es gestattete, wurden auch Unterstützungen an bedürftige Arbeiter und an Witwen gewährt. Die Verwaltung der Kasse lag in den Händen von Arbeiter-Deputierten. Die Beteiligung der Arbeiter an der Kasse schwankte zwischen 58 und 90 Prozent. Als die Zahl der Arbeiter im Anfang der 50er Jahre stark zunahm, erwies sich die bisherige Einrichtung als unzulänglich, und es wurde 1853 auf einer breiteren Grundlage die „Kranken- und Sterbekasse der Gussstahlfabrik“ gegründet, aus welcher im Laufe der Zeit die heutige Kruppsche Krankenkasse und die Arbeiterpensionskasse der Gussstahlfabrik hervorgegangen sind. Die Firma überwies der Kasse 100 Taler und verpflichtete sich, jedes Jahr den gleichen

Beitrag zuzusteuern „unter der Bedingung, daß dieses so nützliche Institut gewissenhaft und so, wie dasselbe es verdient, von den Deputirten verwaltet werde“. Der Beitrag für 2 Wochen wurde auf 3 Silbergroschen erhöht. Aus den Überschüssen der Kasse sollten Unterstützungen an dienstunfähige Arbeiter gewährt werden. Im Jahre 1855 gehörten von 700 Arbeitern nur etwa 200 der Kasse an. Es wurde darum 1855 der Beitrittzwang angeordnet; auf andere Art war ein Gedeihen nachweislich unmöglich. Der Beitrag wurde erhöht und nach der Lohnhöhe abgestuft, ebenso das Kranken- und Sterbegeld. Die höchste (vierte) Verdienstklasse rechnete mit einem Tagesverdienst von 25 Silbergroschen und mehr; der Beitrag dieser Klasse für 2 Wochen betrug 8 Silbergroschen. Das tägliche Krankengeld wurde auf 12 Silbergroschen bei Familienpflege und 3 Silbergroschen bei Krankenhauspflege, das Sterbegeld für die vierte Klasse auf 15 Taler festgesetzt. Das Jahr 1858 brachte höchst bedeutsame Verbesserungen für die Krankenkasse, indem die Leistungen der Firma in ein festes Verhältnis zu den Beitragseleistungen der Mitglieder gebracht wurden. Die Firma verpflichtete sich, 50 Prozent der Mitgliederbeiträge zu zahlen; sie erhielt den Vorsitz im Vorstand und verfügte in der Generalversammlung über $\frac{1}{3}$ der Stimmen. Es wurden 2 weitere Verdienstklassen mit einem versicherten Lohn von 30 resp. 35 Silbergroschen aufgesetzt. Für die Kasse wurde die Rechtsfähigkeit erlangt. Die damalige Kruppsche Kasse entspricht in ihren wesentlichen Einrichtungen, insbesondere in Hinsicht auf Beitrittzwang, Leistungen und Verfassung fast völlig den 3 Jahrzehnte später auf Grund der Reichsgesetzgebung geschaffenen gesetzlichen Krankenkassen. Im Laufe der Zeit sind die Einrichtungen der Kasse noch weiter ausgebaut, insbesondere die Leistungen wesentlich erweitert worden. Verheirateten Kranken wurde für Kinder unter 15 Jahren neben dem Krankengeld ein Zuschuß (Kindergeld) gegeben, und den Unfallverletzten wurde ein Zuschuß zum Krankengeld gesichert, so daß der Verlegte $\frac{2}{3}$ seines Lohnes erhielt. Ferner wurde eine Familienarztkasse errichtet, welche den Angehörigen der Kassenmitglieder in Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung gewährte. Seit 1885 unterliegt die Krankenkasse der Gussstahlfabrik den reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Krankenversicherung. Die über den Rahmen des Gesetzes hinausgehenden sogenannten Mehrleistungen wurden eine Zeitlang durch eine besondere Krankenunterstützungskasse gewährt, die aber seit 1904 mit der Krankenkasse wieder vereinigt ist. Die Kasse erhebt zurzeit als Beitrag 4,5 Prozent des Lohnes, soweit derselbe 5 Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt. In ihren Leistungen geht sie erheblich über das hinaus, was das Gesetz als Regelleistung festsetzt. Zur Ergänzung der Leistungen der Kasse bestehen noch besondere Stiftungen bei der Firma, deren Erträge dem Vorstand der Kasse zur Rinderung in Notfällen zur Verfügung stehen, namentlich können Darunterstützungen in Krankheitsfällen von sechswöchiger und längerer Dauer gewährt werden. Von den am 31. Dezember 1911 der Kasse angehörenden 35 400 Personen waren 25 800 mit dem gesetzlichen



„Was
d

Diese Worte des großen Dichters und Gelehrten tr
zu. Seit über 20 Jahren hat es sich die Gunst d
rungen und bewahrt und sich von Familie zu Familie
Täglich 1—2 Likörgläschen (Kinder die Hälfte), direk

rasche Kräftigung des K

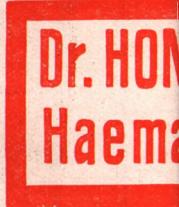
daher Frischwerden des Gesamtorganismus
erscheinungen. Beruhigung des

(das Lecithin ist in seinem organischen Natur
vorhanden).

Weckung des Appetites un

Besonders empfehlenswert für zur Schule geh
ihre Auffassungsfähigkeit erhöht wird. Von sehr
mittel unausgesetzt genommen werden, ohne jema

Man achte beim Einkauf
auf die Bezeichnung



Da das Wort „Haematogen“ als solches „l
ein beliebiges Präparat von irgendwelcher dem Orig
flüssig oder trocken, mit diesem Worte benennen.
Erfinders

„Dr. med.
und lasse sich nichts anderes für das Verlangte als
Schutzmarke „Säugende Löwi

Literatur durch Gerth van Wyk & Co. in Hanau a.

Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat,
muß schon etwas sein.“

Goethe an Eckermann, 25. Oktober 1823.

en in jeder Hinsicht auf Dr. Hommel's Haematogen
Ärzte und des Publikums in steigendem Maße er-
reich seine sichtbaren Erfolge selbst weiter empfohlen.
vor dem Essen genommen, bewirken

rpers und des Geistes,

nd Verschwinden von frühzeitigen Alters-

Nervensystems,

tande und nicht als künstlicher Zusatz darin

Besserung der Verdauung.

e Kinder, deren Lernfähigkeit erleichtert und
genehmem Geschmack, kann es wie jedes Nahrungs-
die geringste Störung zu verursachen.

MEL'S
ogen.

am Verpackungs-Karton
im roten Rechteck

zeichen“ geworden ist, so kann jedermann irgend-
e in keiner Weise entsprechenden Zusammensetzung
halb verlange man **ausdrücklich** den Namen des

HOMMEL“

ichwertig oder **ebensogut** aufreden.

Preis per Flasche **Mk. 3,—**

Generalvertreter der A.-G. Hommel's Haematogen.



Druck von W.W. (Ed.) Klammt, G.m.b.H., Neurode i. Schlesien

Die soz. Fürsorgeanstalten der Firma Krupp Ludwig Stein

Höchstlohn von 5 Mark versichert. Ein so versichertes Mitglied bezieht bei Krankheit ein Krankengeld von 3 Mark täglich, ein Familienwarter mit 3 Kindern 3,75. Etwa 20 000 Versicherte haben sich noch Nebenkassen angeschlossen, von denen Zuschußfrankengeld bis zu 3 Mark für den Tag gezahlt wird, so daß Krankengeldbezüge von mehr als 6 Mark keine Seltenheit sind. Im Jahre 1911 haben die Mitglieder 1 342 000 Mark, die Firma 670 000 Mark an Beiträgen geleistet. Für Behandlung durch Ärzte und Heildiener, für Arznei, Heilmittel und Verbandstoffe, an Sterbegeld und an Kur- und Verpflegungskosten in Krankenanstalten wurden gleichzeitig 907 000 Mark aufgewandt. An Krankengeld hat die Kasse 1 222 000 Mark gezahlt. Die Werke besitzen ein eigenes Krankenhaus, das in erster Linie für die Mitglieder der Krankenkasse bestimmt ist. Es verdankt seine Entstehung dem Kriege von 1870/71. Alfred Krupp ließ damals ein Barackenlazarett mit 100 Betten für verwundete Soldaten errichten und überwies dasselbe 1872 der Fabrik. Das Krankenhaus wurde im Laufe der Zeit erheblich erweitert; 1888 sind auch Abteilungen für Frauen und Kinder von Werksangehörigen eingerichtet worden. Im ganzen stehen heute 355 Betten zur Verfügung. Die Angehörigen der Kassenmitglieder werden in dem Krankenhaus zu ermäßigten Sätzen verpflegt und behandelt. Im Jahre 1903 wurde als eine weitere Fürsorgeeinrichtung, deren Genehmigung noch durch F. A. Krupp erfolgt war, die Kruppsche Zahnlklinik begründet, zu deren Benutzung hauptsächlich die Mitglieder der Kruppschen Krankenkassen berechtigt sind. Die im Jahre 1853 ins Leben gerufene Pensionseinrichtung wurde erst 1858 in die Form eines als Rente zu beanspruchenden Pensionsrechts gegossen. Dieses Jahr ist also ihr Gründungsjahr zu nennen. Zunächst gab's drei nach der Dienstzeit bestimmte Klassen; trat die Arbeitsunfähigkeit nach einer Dienstzeit von mindestens 35 Jahren ein, wurde der ganze Lohn, nach 25 bis 35 Jahren $\frac{2}{3}$ und nach 20 bis 25 Jahren die Hälfte des mittleren lebtverdienten Lohnes, soweit er 40 Silbergroschen für den Tag nicht überstieg, als Pension gewährt. Die Pensionsberechtigung wurde nach 20, bei Verrichtung schwerer Arbeit, z. B. im Feuerbetriebe, nach 15 Dienstjahren erlangt. Die Witwen pensionierter oder ihrem Dienstalter nach pensionsberechtigter Mitglieder erhielten eine pensionsmäßige Unterstützung in Höhe von $\frac{2}{3}$ der Pension des Mannes. Wer infolge Betriebsunfalles arbeitsunfähig wurde, erhielt den vollen Lohn als Pension, jedoch aus der Geschäftskasse; die Witwen dieser Pensionäre bekamen $\frac{2}{3}$ der Pension des Mannes. Die anderen Witwen erhielten nur Unterstützungen aus dem Pensionsfonds. In dieser Verfassung hat die Pensionseinrichtung bis zum Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes bestanden. Dieses Gesetz machte eine Trennung der beiden Versicherungszweige erforderlich, und am 1. Januar 1885 trat die Arbeiterpensionskasse für die Gussstahlfabrik als selbständige organisierte Kasse ins Leben. Sie übernahm den bei der alten Krankenkasse ange-sammelten Pensionsfonds in Höhe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark und die auf Grund

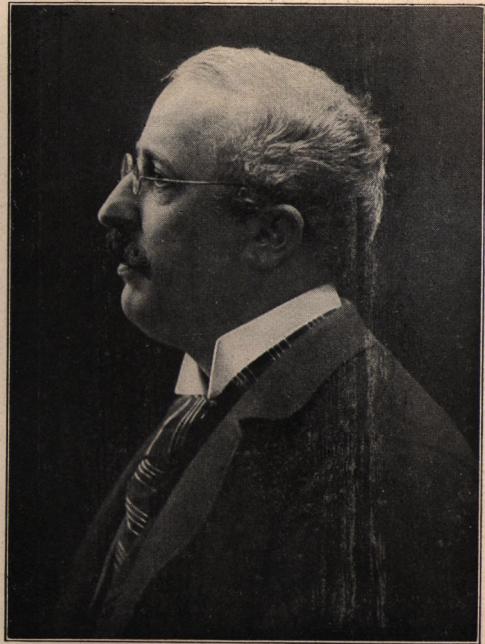
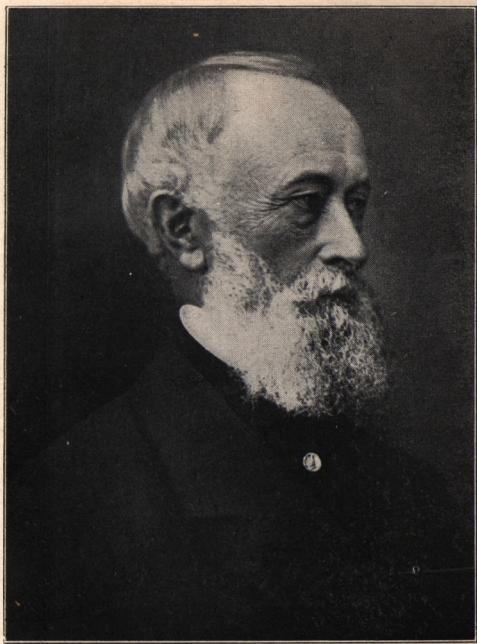
des früheren Reglements bereits bewilligten Pensionen. Gleichzeitig wurden Pensionen für Witwen und Waisen eingeführt, und die Witwenpension wurde auf $\frac{1}{3}$ der Pension des Mannes festgesetzt. Im Jahre 1886 wurden Teilstensionen für Halbinvaliden eingeführt, die nach Ablauf der für Ansprüche festgesetzten Dienstzeit sogenannte Invalidenbeschäftigung auf dem Werk verrichten. Weiter wurde der pensionsfähige Arbeiterverdienst von 4 Mark auf $6\frac{2}{3}$ Mark für den Arbeitstag, oder 2000 Mark für das Jahr erhöht. Die Witwenpension wurde auf 50 Prozent der Pension des Mannes heraufgesetzt. Zur Deckung der größeren Leistungen brachte die Firma ihre Beiträge auf die gleiche Höhe der Mitgliederbeiträge, erhöhte sie also auf das Doppelte des bisherigen Betrages. 1895 wurden die Beiträge allgemein erhöht und für beide, Mitglieder und Firma, auf je $2\frac{1}{2}$ Prozent des Arbeitsverdienstes festgesetzt. Die Pensionierung wurde unabhängig vom Nachweis der Dienstunfähigkeit bei erreichtem 65. Lebensjahr nach Ablauf der zur Pensionierung berechtigenden Dienstzeit, sowie nach Ableistung von 40 Dienstjahren bedingungslos, gemacht. Die Pension für ein Kind unter 15 Jahren wurde auf 10 Prozent der Pension des Vaters fixiert. Der Höchstbetrag der für Witwe und Kinder zahlbaren Pension beträgt 90 Prozent. Für Vollwaisen werden 15 Prozent gezahlt. Ende 1911 hatte die Pensionskasse 34 581 Mitglieder; rund 9800 Personen fanden in diesem Jahre ihre Versorgung durch die Kasse. Bis Ende 1911 sind $26\frac{1}{2}$ Millionen Mark an Pensionen gezahlt worden. Die Rücklage der Kasse beträgt über $24\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Neben den regelmäßigen Beiträgen hat die Firma zu Zeiten außergewöhnliche Zuwendungen gemacht. Diese betragen von 1895 bis 1911 rund 4 Millionen Mark. Die Verwaltungskosten trägt die Firma allein. Es ist Alfred Krupps unvergeßliches Verdienst, den großen Gedanken der Arbeiterversicherung schon in so früher Zeit der praktischen Verwirklichung entgegengeführt zu haben. Facta loquuntur. Seine Wohnungsfürsorge hat die gleiche gerade Linie, deren Zeichnung und Verfolgung nur dem Genie gegeben ist. Sie nimmt ihren Anfang zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Fabrik, die 1860 rund 2000 Mann beschäftigte, zählte 1867 6900; 71 = 8900; 73 = 11 600 Arbeiter. Woher Wohnung nehmen für diese stationäre Armee? Mit einem Aufwand von rund 12 Millionen Mk. schuf er, unter Anspannung seines Kredits, in kurzer Zeit große Kolonien mit 2500 Wohnungen. In den Jahren 70 bis 74 entstanden die heute unmittelbar an die Fabrik angrenzenden Kolonien „Nordhof“, „Westend“ und „Schoderhof“, ferner im Westen der Fabrik der „Cronenberg“, der „Bannhof“ usw. Für die unverheirateten Arbeiter wurde eine Arbeitermenage errichtet, in der 600 Leute Wohnung fanden und die doppelte Anzahl gespeist werden konnte. Von den bis 74 errichteten Familienwohnungen bestand etwa die Hälfte aus zweiräumigen Wohnungen, d. h. es waren eine Wohnküche und eine Schlafstube vorhanden. Die andere Hälfte war zumeist dreiräumig, ein kleiner Teil vierräumig. Alfred Krupp wollte, daß die Häuser Besitz der Fabrik bleiben sollten; sie wurden darum

nur vermietet. Wo immer nur die Ökonomie Spielraum gelassen, grünt und blüht und rankt's sich mitten im geschäftigen Treiben, durch den Fuß, den Dampf, den Rauch hindurch. Alfred Krupp's ästhetischer Gesundheitssinn geht um. Seine dritte Gründung, die Konsumanstalt, stammt aus dem Jahre 1868. Er selbst schrieb über die Ziel- und Zweckrichtung im Jahre 1873: „Die Konsumanstalt hat in erster Reihe die Bestimmung, für die geringsten Arbeiter, die mit dem Wenigsten auskommen müssen, die Bedürfnisse billigst zu beschaffen. Das war der Grund der Stiftung. Es ist die Ausführung nach allen Richtungen erfolgt, und Gegenstände des Luxus werden beschafft. Jede nützliche weitere Ausbeutung zum Vorteil aller kann nur angenehm sein, jedoch soll man in der Befriedigung der Bedürfnisse nicht vergessen, daß die Ärmsten zuerst bedacht werden müssen.“ Zu dieser Anstalt gehören eine Schneiderei, Schusterei, Schlächterei, Bäckerei usw. usw. Die Anstalt besitzt eine große Anzahl von Verkaufsstellen, die nur den Angehörigen der Kruppschen Werke offenstehen; nur gegen Barzahlung wird verkauft. Im Jahre 1910/11 sind 43 897 Warenkontobücher ausgegeben worden. Von den oben besprochenen Rabattvorteilen, in die der jeweilige Überschuß aufgeteilt wird, sind im Jahrgang 1890/91 auf ein Arbeiter-Warenkontobuch 345 Mk., im Jahrgang 1910/11 681 Mk. gefallen. Dies sind im Verhältnis zum durchschnittlichen Arbeitslohn im ersten Jahre 28 Prozent, im letzten 41 Prozent. Bei dem Einkaufsübergewicht der Anstalt stellt sie, die nach sozialtechnischen Fürsorgetendenzen als petitiones principii arbeitet, einen preisregulierenden Faktor dar, der namentlich in Zeiten einer Hochkonjunktur bei rascher Zunahme der Bevölkerung ein Schutz ist gegen unangemessene und übertriebene Erhöhungen der Warenpreise. In Verbindung mit dem Wohnungsbau zu Anfang der 70er Jahre stand die Begründung einer simultanen Volksschule durch Alfred Krupp. Sie umfasste z. Zt. je 8 Klassen für Knaben und Mädchen. Der simultane Charakter, den diese Schule in der beginnenden Zeit des Kulturmärktes erhielt, wurde bis zum Jahre 1905 festgehalten. Dann wurde die Schule von der Stadt Essen übernommen. Die im Jahre 1875 von Krupp begründete Industrieschule wird aber noch heute von der Firma unterhalten. Es ist dies eine Frauen-Arbeitschule, welche die Aufgabe hat, Mädchen über 14 Jahre und Frauen in allen weiblichen Handarbeiten, namentlich im Hand- und Maschinennähen, im Kleidernähen und Stickern, in Kunstgewerblichen Arbeiten und im Plättern gründlich auszubilden, und zwar nicht nur für Zwecke des eigenen Haushaltens, sondern auch zur Förderung der Erwerbsfähigkeit. Die Zahl der Schülerinnen beträgt zurzeit rund 380. Für schulpflichtige Töchter von Werksangehörigen bestehen noch Handarbeitschulen, in denen im Stricken, Häkeln und Nähen Unterricht erteilt wird. Die Schulen werden zurzeit von etwa 3500 Kindern besucht; der Unterricht findet zweimal in der Woche statt. Im Jahre 1877 wurde der Lebensversicherungsverein gegründet. Er hat den Zweck, die Ausbreitung der Lebensversicherung unter den Angehörigen der Fabrik zu fördern und als Vermittler die Versicherungsaufnahme selbst zu

erleichtern. Gleichzeitig wurde eine Kasse eingerichtet, welche durch Gewährung von Rabatt auf die Prämien die Lebensversicherung für die Werksangehörigen verbilligen und in Notfällen die Aufrechterhaltung der Versicherung durch Vorschüsse oder zeitweilige Bezahlung der Prämien ermöglichen soll. Mit einer Reihe von Versicherungsgesellschaften wurden Verträge abgeschlossen; die dabei erzielten Vergünstigungen fließen in die Vereinskasse. Durch Vermittelung dieses Vereins sind 17 045 Versicherungen mit rund 36 Millionen abgeschlossen worden, und in 2477 Fällen sind rund 4 Millionen Mk. fällig geworden. Zurzeit sind 9431 Pollicen mit rund 22 Millionen Mk. Kapital vorhanden, und es wird auf die Prämien der Mitglieder ein Rabatt von 5—8 Prozent aus der Vereinskasse gewährt. An Unterstützungen zur Aufrechterhaltung der Pollicen wurden im letzten Jahre rund 10 000 Mk. verausgabt. Alfred Krupp hatte dem Verein 50 000 Mk. überwiesen. Auf diesen drei Grundpfeilern, die Alfred Krupp gefestet hat, — Pensionskasse, Wohnungsfürsorge und Konsumanstalt — ruht die gesamte Kruppsche Wohlfahrtspflege. Dem Ausbau der väterlichen Gründungen war die werktätige Liebe Friedrich Alfred Krupp's, des würdigen Sohnes des großen Vaters, zugedacht. Zunächst zog er den von den Vorteilen dieser Segnung bedachten Menschenkreis weiter, dehnte ihn auf die Beamenschaft aus. Im besonderen galten seine Bestrebungen der Förderung des Unterrichts, der Erholung und des Sports, der allgemeinen Bildung und Unterhaltung; eine ganze Reihe von Einrichtungen, welche diesen Zwecken dienen, sind in der Zeit von 1887—1902 neu entstanden. Auch zur Hebung des Sparsinns schuf er neue Einrichtungen. Aber mit gleichem Interesse pflegte er den Weiterbau des Bestehenden. Gleich nach dem Tode des Vaters begründete er die „Arbeiterstiftung“ mit einem Stiftungskapital von 1 Million Mk. Sie galt der Unterstützung in Fällen unverschuldeten Not von Arbeitern und von Witwen und Waisen solcher Arbeiter, die vor Erreichung des pensionsfähigen Dienstalters gestorben sind. Ferner wurden Fälle von andauernder Krankheit, in denen die Leistungen der Krankenkasse aufhören oder nicht ausreichen, auf die Stiftung verwiesen. Die Stiftungsmittel dürfen auch verwendet werden, um Anstalten zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohls der Arbeiter zu errichten oder bestehende Anstalten dieser Art zu unterstützen. Die Verwaltung der Stiftung ist einem aus Beamten und Arbeitern zusammengesetzten Kuratorium übertragen. Gleichen Zwecken dient die „Invalidenstiftung“, welcher F. A. Krupp im Jahre 1897 gleichfalls 1 Million Mk. überwies. Auch sie dient einer Ergänzung der staatlichen Fürsorge für den Arbeiter und seine Familie. Ihre Verwaltung ist dem Kuratorium der Arbeiterstiftung übertragen. Durch weitere Zuwendungen ist das Kapital dieser Stiftungen am 1. 1. 1912 auf die Höhe von rund $8\frac{1}{2}$ Millionen gebracht worden, so daß für das laufende Jahr ein Ertrag von rund 325000 Mk. zu Unterstützungszielen zur Verfügung steht. In weitgehendem Maße sorgte F. A. Krupp auch für die Beamenschaft. 1890 wurde mit einem Kapital von $\frac{1}{2}$ Millionen Mk. die Beamten-Pensions-, Witwen-

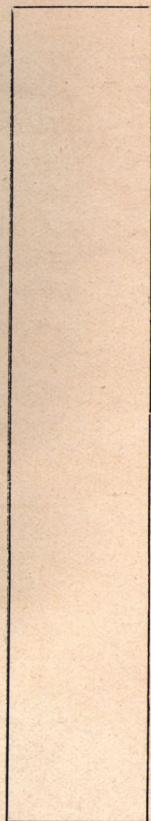
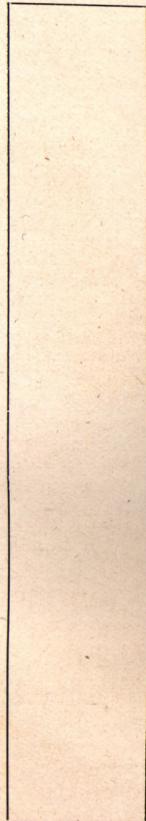
und Waisenkasse begründet, der jeder Kruppsche Beamte mit einem Diensteinkommen von mehr als 2000 Mk. beizutreten hat. Beim Eintritt in die Kasse ist ein Monatsgehalt zu entrichten, weiterhin 3 Prozent des Jahresgehalts als laufender Beitrag. Denselben Betrag leistet auch die Firma, welche überdies der Kasse inzwischen 4,65 Millionen Mk. zugewendet hat. Die Pensionsberechtigung wird mit 5 Dienstjahren erlangt. Der Höchstbetrag des pensionsfähigen Diensteinkommens ist auf 10 000 Mk. festgesetzt. Die Pension beträgt $\frac{1}{60}$ des Gehalts bei Eintritt der Pensionsberechtigung und steigt alljährlich um $\frac{1}{60}$ bis zu vollendetem 35sten Dienstjahr. Die Höchtpension beträgt also nach 35 Jahren bei 10000 Mk. Gehalt 7500 Mk. Die Mindestpension bei 2000 Mk. nach 5 Jahren 500 Mk. Witwen und Waisen sind ebenso pensionsberechtigt; die Pension der Witwe beträgt die Hälfte, die der Waisen nach 18 Jahren $\frac{1}{20}$ der Pension des Mannes. Nach dem Abschluß zum 30. 6. 1911 zählte diese Kasse 4120 Mitglieder. Das Vermögen der Kasse betrug rund 11 Millionen Mk. Die Leistungen betrugen 1910/11 an Pensionäre 473500 Mk., an Witwen 214300 Mk., an Kinder 11950 Mk., an Unterstützungen 3250 Mk. Seit ihrem Bestehen hat die Kasse 6 $\frac{1}{4}$ Millionen Mk. ausbezahlt. Neben dieser Kasse wurde die Unfallversicherung für die der reichsgesetzlichen Versicherung nicht unterstehenden Beamten eingerichtet. Die Renten betragen, wenn der Betriebsunfall Erwerbsunfähigkeit verursacht, $\frac{2}{3}$ des Gehalts, im Todesfalle erhält die Witwe 20 Prozent, jedes Kind bis zum 18. Lebensjahr 15 Prozent, die Hinterbliebenen im ganzen höchstens 60 Prozent des Gehalts. Im Jahre 1900 errichtete A. F. Krupp ein Sparbüro auf breiterer als bisher bei der Firma eingeführt gewesenen Grundlage. Bisher konnten die Beamten Spargelder in Höhe von mindestens 200 Mk. gegen 5 Prozent Verzinsung bei der Firma anlegen; von dieser Einrichtung machen heute über 6000 Personen mit rund 30 Millionen Mk. Einlage Gebrauch. Auch hatte die Konsumanstalt die Vermittelung von Spareinlagen bei der städtischen Sparkasse und den Verkauf von Sparmarken übernommen. Die neu geschaffene Spareinrichtung ist in der Art mit der Lohn- und Gehaltszahlung verbunden, daß auf Antrag regelmäßige Sparbeiträge in Höhe von 1 bis 20 Mk. für 14 Tage einbehalten werden. Die Beteiligung ist eine durchaus freiwillige und kann jederzeit aufgehoben werden. Die Spargelder werden bei der städtischen Sparkasse in Essen angelegt. Die Vorteile für den Sparenden bestehen darin, daß die Firma die Sparkassenzinsen durch entsprechenden Zinszuschuß auf 5 Prozent erhöht und daß alljährlich ein weiteres Prozent der gesamten Spareinlagen in Form von Sparprämien nach der Höhe der Sparguthaben verlost wird. Die Beteiligung beträgt 4775 Personen mit über 1 Million Mk. Guthaben. Der weitere Ausbau der Wohnungsfürsorge begann Ende der 80er Jahre mit einem Versuch, durch Gewährung von Darlehn einem Teil der Arbeiterschaft die Erwerbung eines eigenen Hauses zu ermöglichen oder zu erleichtern. $\frac{1}{2}$ Million Mk. wurde für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Die Erfahrungen indes befriedigten nicht überall. In Essen selbst vor allem waren

die Verhältnisse der Großstadt dem Versuch nicht günstig. Die Spekulation trat hindernd in den Weg. A. F. Krupp wählte für Essen darum den Weg des Darlehns an gemeinnützige Baugenossenschaften. Der beste Weg blieb aber immer der Bau von Wohnungen durch die Firma selbst. Die Zahl der Werkwohnungen stieg von 3400 im Jahre 1887 auf 4300 im Jahre 1902. „Bannhof“ und „Cronenberg“ wurden, soweit wie möglich, erweitert. 1894 wurde die Kolonie „Alfredshof“ angelegt. Hier im freien Felde kam zuerst das System des Einzelwohnhauses zur Anwendung. 1899 wurde mit dem Bau der Kolonie „Friedrichshof“ begonnen; auf den Außenwerken, wo im Jahre 1887 531 Wohnungen errichtet waren, wurden 1902 solcher 1307 gezählt. Hieran reiht sich der bekannte „Altenhof“, das Invalidenheim Krupps, auf dem sich auch das mit einem Stiftungskapital von 300 000 Mark ausgestattete Kaiserin-Augusta-Viktoria-Erholungshaus befindet. Besondere Liebe hat F. A. Krupp auf die Errichtung von Anstalten für die Erziehung und den Unterricht der Kinder, sowie für Belehrung, Fortbildung und Unterhaltung seiner Untergebenen verwendet. 1890 begründete er die Stipendienstiftung mit einer Jahreszuwendung von 12 000 Mark. Sie dient der besseren technischen Ausbildung der Söhne von Meistern und Arbeitern. Die zur selben Zeit errichtete Haushaltungsschule hat den Zweck, schulentlassene Töchter der Arbeiter durch praktische Anleitung in der Führung eines einfachen Haushaltes auszubilden. Der Unterricht in dem eigens zu diesem Zwecke errichteten Schulgebäude dauert 4 Monate. 1890 wurde für Erholung, Unterhaltung und Sport das Beamtenkasino erbaut und von F. A. Krupp dem gleichzeitig gegründeten Kasinoverein Kruppscher Beamten angegliedert; 1894 entstand das Werkmeisterkasino. Aus dem Jahre 1884 stammt die F. A. Kruppsche Gründung des Essener Turn- und Fechtclubs, für welchen ein besonderes Gebäude errichtet wurde, das einen großen Turn- und Fechtsaal, einen kleineren Saal mit Apparaten für Heilgymnastik und eine Badeeinrichtung enthält. An das Gebäude schließen sich die Tennisplätze an. Eine der anmutigsten der F. A. Kruppschen Schöpfungen ist das Bootshaus, das Krupp im Jahre 1899 unterhalb des Kruppschen Herrenhauses, des „Hügels“ erbauen ließ. Der allgemeinen Bildung und Unterhaltung dienen endlich die zwei F. A. Kruppschen Gründungen aus dem Jahre 1899: der Bildungsverein und die Bücherhalle. Ersterer dient der Pflege allgemeiner Bildung und bildender Unterhaltung seiner Mitglieder. Er veranstaltet Vortragsabende, an welchen gemeinverständliche, tunlichst durch Lichtbilder oder Experimente anschaulich gemachte Vorträge gehalten werden; Unterhaltungsabende, an welchen durch musikalische und deklamatorische Vorträge sowie dramatische Aufführungen Erholung und Unterhaltung geboten werden; Unterrichtskurse und Vortragsreihen des verschiedensten Inhalts; Pflege des Gesanges und der Instrumentalmusik und sonstige Veranstaltungen, für die sich ein Bedürfnis geltend macht. Seit mehreren Jahren steht dem Verein in der Wochenzeitschrift „Nach der Schicht“ ein eigenes Organ zur Verfügung. Der Verein zählt 3270 Mit-

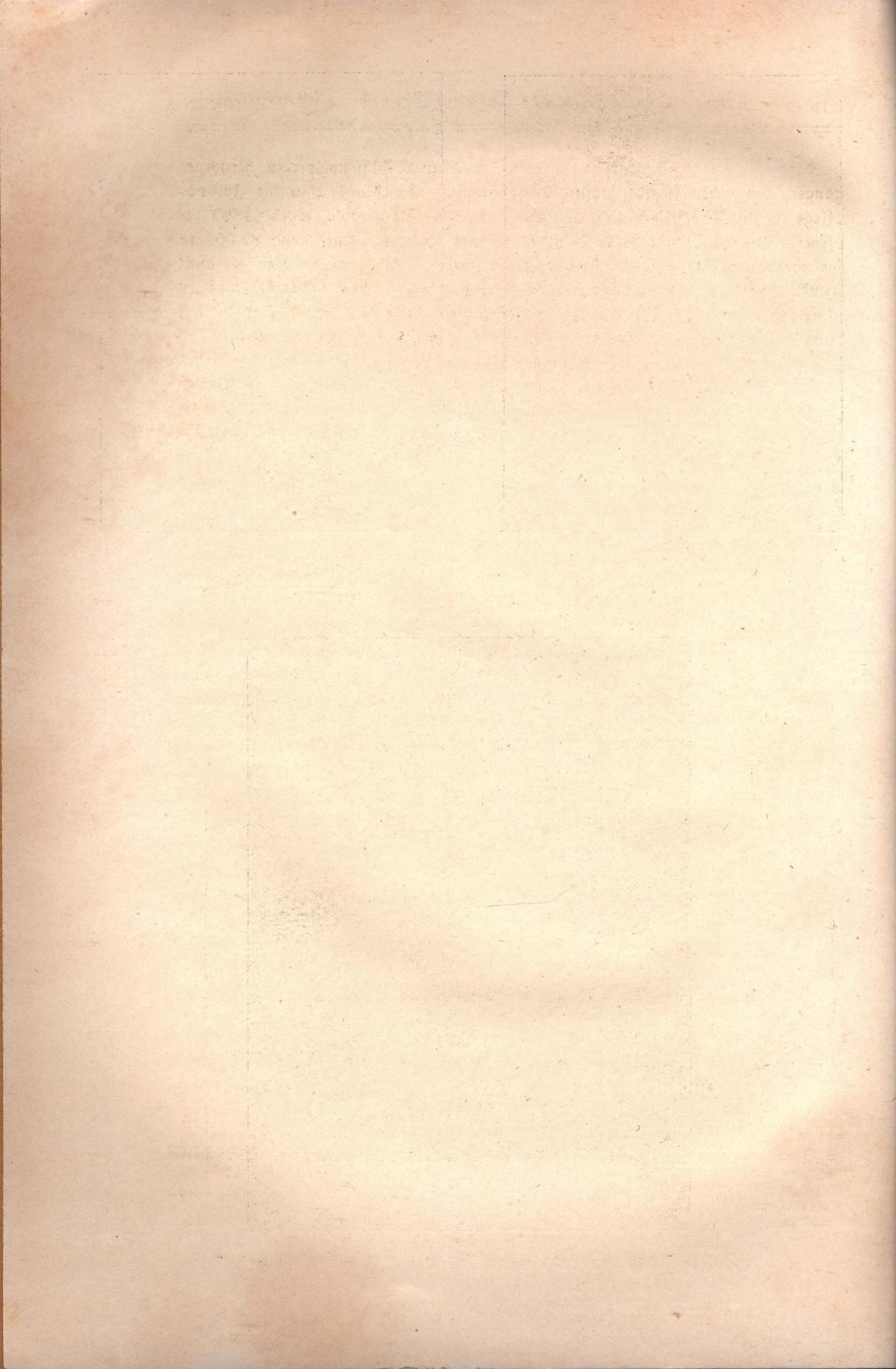


Alfred Krupp.

Gustav Krupp.



Dr Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und Frau Bertha, geb. Krupp.



Die soz. Fürsorgeanstalten der Firma Krupp Ludwig Stein

glieder; aus seinen Veranstaltungen ist der Essener Museumsverein hervorgegangen, der neben seinem großen Tätigkeitsplan neuerdings auch die Jugendpflege in sein Programm aufgenommen hat. Die Bücherhalle wurde 1899 eröffnet. Sie wurde mit 8000 Bänden eröffnet, während heute rund 82 000 in ihr vorhanden sind. F. A. Krupp hat mit seinen Schöpfungen ein herrliches Denkmal seines weitsichtigen, warmen sozialökonomischen Tätigkeitsdranges hinterlassen. Seine Witwe setzte mit läblichem Eifer sein Werk fort. 1903 wurden die Kruppschen Werke in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt. Den jetzigen Besitzern, Herrn und Frau Krupp v. Bohlen-Halbach ist es zu danken, daß die Kruppsche Note trotzdem dem Geiste dieser vorbildlichen Werke erhalten bleibt. Möge dieses Vorbild, insbesondere nach der sozialökonomischen Seite hin, weiter wirken intra muros et extra zum Ruhme und Segen deutschen Arbeitsgeistes.

Paul Lindenberg: Ferdinand I., König der Bulgaren.

In der ersten Julihälfte des Jahres 1887 tauchten in den Wiener Blättern Notizen auf, die sich mit der Nachricht beschäftigten, daß die bulgarische Regierung ernstlich an eine Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien dächte. Man belächelte zunächst diese Mitteilungen als eine Frucht der journalistischen sommerlichen Ebbezeit, denn man kannte den Prinzen Ferdinand in seiner Vaterstadt Wien recht gut und schätzte ihn in vielen Kreisen als liebenswürdigen, bescheidenen, sich gern wissenschaftlich beschäftigenden Menschen, aber man hatte nie gehört, daß er sich je mit Politik abgegeben oder gar von ehrgeizigen Wünschen nach einer Krone erfüllt gewesen wäre. Bald aber konnte man nicht mehr an der Wahrheit jener Gerüchte zweifeln; die in der alten bulgarischen Zarenstadt Tarnovo zusammengetretene Große Sobranje hatte den Prinzen einstimmig zum Fürsten des jungen Reiches erkoren und sich alsbald eine zehngliedrige Deputation jener Nationalversammlung nach dem unweit der österreichischen Kaiserstadt gelegenen Schloß Eenthal begeben, der elterlichen Besitzung des Prinzen, der sich dort aufhielt und den bulgarischen Abgesandten die Annahme der ihm angetragenen Würde erklärte. Hei, wie rauschte und brauste es nun durch den Blätterwald. In allen Tonarten wurde gewarnt und beschwichtigt, auch gedroht und geunkt, die Offiziösen ersuchten den Prinzen, von seinem „Argonautenzuge“ nach Bulgarien abzusehen, da Österreich nicht für sein abenteuerliches Unternehmen und nicht einmal für seine persönliche Sicherheit die geringsten Garantien übernehmen könne, man müßte ihm auf das dringendste von seinem Vorhaben abraten, das niemandem, am wenigsten ihm, Nutzen bringen dürfte. Und es hieß in einer dieser vom Wiener Ballplatz beeinflußten Auslassungen: „Prinz Ferdinand Coburg geht aus eigenem Entschluß, auf eigene Gefahr, ohne Ermutigung der Mächte und ohne Bestätigung durch die Pforte nach Bulgarien; sein Regime ist mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages nicht in Einklang zu bringen. Dieser Tatsache muß er sich bewußt bleiben, mit ihr wird er zu rechnen haben, wenn er sein Glück auf der Balkanhalbinsel herausfordert.“

Ein Vierteljahrhundert später widmen dieselben Blätter dem gleichen Prinzen, der unterdessen König der Bulgaren geworden und mit seiner Gemahlin sowie seinen beiden Söhnen zum Besuche des Kaisers Franz Josef in Wien eingetroffen ist, die wärmsten Willkommensartikel. Seinen großen Erfolgen, die er für Bulgarien errungen hat, ohne die Sicherheit seines Landes oder den Frieden Europas zu gefährden, seiner klugen Führung, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht versagte und dem bulgarischen Volke eine ruhige Entwicklung in stetig

fortschreitender Arbeit ermöglichte, wurde die lebhafteste Anerkennung gezollt und bemerkt, daß auf dem Vertrauen, das sich der König auf solche Weise erworben, die Sympathien beruhen, deren er sich überall erfreut. — Dieses eben erwähnte Vertrauen klang auch eindringlich und herzlich in den Trinksprüchen wider, die in Schönbrunn Kaiser Franz Josef, und wenige Tage später im Neuen Palais bei Potsdam Kaiser Wilhelm dem Herrscher Bulgariens, den Seinen und der bulgarischen Nation gewidmet hatte.

Das war eine andere Tonart, als wie jene vor fünfundzwanzig Jahren, und sie zeigt am deutlichsten, was der bulgarische Zar in diesem Zeitraume seiner Regierung geleistet und was er erreicht. Ein wagemutiger Jüngling war ausgezogen, um ein ihm gewiß in schillernden Farben gezeigtes Phantom zu erringen, ein auf der Höhe des Lebens, der Kraft und Macht stehender Fürst kann mit aufrichtiger Befriedigung auf den langen und oft genug recht harten Weg zurückblicken, der ihn zu dem festgesetzten Ziele geführt. Dazu gehörte eine ernste, selbstbewußte, auf sich und seinen Stern vertrauende Natur, die sich keinerlei trügerischen Hoffnungen hingab, ihre Lehren aus der Vergangenheit zog, fühl mit der Gegenwart rechnete und klug die Zukunft in Betracht zog. So zeigt sich uns, wenn wir auf sein bisheriges Lebenswerk zurückblicken, König Ferdinand, der, wie alle Menschen und unter ihnen nicht zuletzt die Fürsten, auch manchen Irrungen und Wirrungen unterworfen war, der sich aber nie hierdurch entmutigen ließ und mit fühlberechnender Gedächtnisigkeit auch die hartnäckigsten Aufgaben zu lösen verstand, mit den politischen Vorteilen auch stets wirtschaftliche verbindend, daneben einsichtig die kulturelle Hebung des Volkes in Betracht ziehend. Recht lange schwankte das Bild des Königs in wechselnder Beleuchtung, wobei mit Vorliebe grelle Farben aufgetragen wurden, an herben Verdächtigungen, die nicht immer lauteren Gründen entsprungen, fehlte es nicht; die Parteileidenschaften bulgarischer Politiker vereinten sich mit der Unkenntnis europäischer Journalisten, um ein Zerrbild herzustellen, das geeignet war, die freundlichen Gefühle für Fürst und Land in herber Weise zu beeinträchtigen. Das ist in den letzten Jahren erheblich besser geworden und kennzeichnet gleichfalls den Umschwung der Verhältnisse.

Wenn wir heute sachlich die Laufbahn des Königs überschauen, so tritt klar sein Bestreben hervor, daß er von Anfang an nur bulgarischer Herrscher sein wollte, jedem waghalsigen Unternehmen im Interesse des Fürstentums abgeneigt, da er des letzteren von ihm ersehnte Wohlfahrt nur auf friedlichen Pfaden fördern konnte. Hand in Hand damit ging sein Bestreben, alles zu verhüten, was die Großmächte zu einer Einnistung in die inneren Verhältnisse Bulgariens hätte veranlassen können, die stets mit Argwohn nach jenem Wetterwinkel am Balkan blickten und nur immer Gefahrbringendes für den so ängstlich gehüteten europäischen Frieden von dort erwarteten. Bulgarien mußte zunächst den Bulgaren selbst überlassen bleiben, das heißt mit anderen Worten, es mußte nach der

lexten unruheerfüllten Periode eine Zeit der inneren Veruhigung eintreten, um die Entspannung der leidenschaftlich erregten Gemüter herbeizuführen und sie auf die Ziele hinzulenken, die innerhalb der heimatlichen Grenzen lagen und mit denen aufs engste Gedeihen und Fortschritt des Landes verbunden waren.

Wie klar Fürst Ferdinand bald nach seinem Eintreffen in Sofia die Lage überschaute, und welche Richtschnur er sich für sein ganzes Verhalten gleich nach Antritt seiner Regierung genommen, geht aus seinen Äußerungen hervor, die er zu einem ihn damals besuchenden Vertrauten gemacht: „Man kennt in Europa noch viel zu wenig das bulgarische Volk. Ich habe es, bevor ich nach Bulgarien kam, auch nicht so gekannt, wie jetzt. Man muß eben in einem Lande leben, um es richtig beurteilen zu können. Bücher und Berichte geben immer nur eine subjektive Darstellung. Der Bulgar hat vor allem ein ausgebildetes Nationalbewußtsein, wie wir es sonst in dem Maße nur bei jenen Völkern finden, die auf einer hohen Kulturstufe stehen. Durch verschiedene politische Einflüsse oft missbraucht und getäuscht, ist der Bulgar begreiflicherweise sehr misstrauisch geworden; die Aufgabe der bulgarischen Staatsmänner muß hauptsächlich deshalb darauf gerichtet sein, das eingerostete Vertrauen wieder aufzufrischen. Die verschiedenen schädlichen Einflüsse haben auch das Rechtsbewußtsein, zumal unter der niederen Klasse der Bevölkerung, erschüttert; auch dieses Rechtsbewußtsein muß also allmählich wieder hergestellt werden. Wir müssen Gesetze geben, welche die Rechtsverhältnisse des Volkes regeln, und überhaupt auf allen Gebieten Zustände zu schaffen suchen, wie sie der Eigenart der Bevölkerung entsprechen. Das sind nun freilich große und wichtige Aufgaben, solche, die nicht im Handumdrehen gelöst werden können. Dazu braucht man Jahrzehnte und aufopferungsfähige, geschulte und energische Männer, vor allem aber ruhige Verhältnisse. Wenn uns Europa in unserer Entwicklung nicht stört, dann wird man staunen, was in einem kleinen Lande mit den bescheidensten Mitteln zum Wohle der Nation geschehen kann. Aber in Ruh' muß man uns lassen!“

Wie einsichtig der junge Fürst die Zustände beurteilte und wie richtig er sich sein eigenes Verhalten vorgezeichnet, beweisen die ersten Jahre seiner Regierung und deren Ergebnisse. Er mischte sich zunächst nicht oder doch nur möglichst wenig in die innerpolitischen Zustände ein, die außerordentlich verwirkt waren, und suchte sich auf vielfachen Kreuz- und Querfahrten mit der Stimmung im Lande, mit Wesen und Art der Bevölkerung, mit der allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Lage in Stadt und Dorf bekannt zu machen, daneben im stillen seine Aufmerksamkeit dem Parteidienst und dessen Führern widmend. Eine schnelle und scharfe Beobachtungsgabe, ein sicheres Erkennen der menschlichen Vorzüge und Schwächen, ein rasches Erfassen und Verstehen fremder Ideen, Wünsche und Pläne kam ihm hierbei sehr zu statten. Denn von früh an hatte er das lebhafteste Interesse gehabt für Naturkunde und Geschichte, hatte seinen Blick auf weiten Fahrten, die ihn durch ganz Europa, nach dem Orient und dem

südlichen Amerika geführt, geschärft und verfügte über ein sich nach außen gelassen zeigendes, im Innern aber alles Wichtige sogleich in Berechnung ziehendes Anpassungsvermögen. Vereinen sich doch in ihm von den Coburgern her deutsche Gründlichkeit und Zähigkeit mit der von den Orléans her ererbten Gabe des scheinbar gemächlichen Abwartens und des umsichtigen Ausnutzens jeder günstigen Situation. Das Bindeglied dieser beiden Eigenschaften bildete der tiefverinnerlichte Wunsch, den Platz, den ihm das Geschick angewiesen, mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit würdig auszufüllen und vor dem gerechten Urteil Europas gerecht zu bestehen. Nie hat er sich Illusionen hingegeben, daß die übernommene Aufgabe leicht zu bewältigen wäre, er hat ihre Schwierigkeiten in allen Einzelheiten erkannt und war nicht enttäuscht über Fehlschläge, die nicht ausgeblieben. Stets stand er auf realem Boden und hatte den für Fürsten so oft gefährlichen Fehler vermieden, sich nach eigner Lust und Laune eine eigene Welt zu bilden, die nichts mit der Wirklichkeit gemein hat. Von früh an hatte seine Mutter, die Prinzessin Clemantine, eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, den Sinn ihres Lieblingssohnes auf das Große und Hohe gerichtet, hatte dem lauschenden Knaben, des Morgens an seinem Bett sitzend, aus französischen Geschichts- und Erzählungsbüchern vorgelesen und das Gelesene aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen zu vervollständigen und interessant zu formen gewußt. Sie war dem Sohn nach Bulgarien gefolgt und hatte mit außerordentlich feinem Takt und Gefühl die Herzen in Sofia gewonnen, manch politische und soziale Schwierigkeiten ebnend, die aus der Eigentümlichkeit der damaligen Stellung des Fürsten und seiner Regierung hervorgingen. In ihrem Salon konnte sie die Diplomaten empfangen, deren Beziehungen zu ihrem Sohne noch unbestimmt waren, sie stellte sich an die Spitze einer Gesellschaft, in der die Frauen eben anfingen, sich von der strengen Abschlossenheit orientalischen Lebens zu entfernen, sie tat viel für das Schulwesen und für Wohltätigkeit, gern mit vollen Händen aus ihren reichen Mitteln spendend. Man nannte sie dankbar „die Mutter Bulgariens“, und bei einem Rückblick auf das Leben ihres Sohnes muß man ihrer mit tiefer Verehrung gedenken, wie auch des Vaters des Königs, der seine Freude an erlebten Kunstwerken, mit denen er sein Wiener Palais reich geschmückt, und an anregender wie gewählter Gesellschaft, in der jeder bedeutende Mensch, weiß Namens und Standes, willkommen war, von früh an seinem Sohne mitgeteilt hatte.

Mehrere Jahre vergingen, ehe Fürst Ferdinand mit gereiftem Sinn und gestählter Hand in die Geschicke des Landes eingriff. Es war ein Prüfstein, ob er sich Vertrauen erworben und man seiner Führerschaft folgen würde. Jene nicht ungefährliche Probe aufs Eremplum bildete die Entlassung Stambuloffs, die im Mai 1894 erfolgte und die wohl keinem überraschender kam, als dem Betreffenden selbst. Die wesentlichsten Verdienste hatte sich Stambuloff um sein Vaterland erworben, aber mehr und mehr hatte seine Eigenliebe und Eigennächtigkeit zugenommen, ließ er sich häufig in seinen Entschlüssen und in seiner

meist rücksichtslosen Behandlung von Personen und Dingen durch Sympathieen und Antipathieen leiten, hierdurch das Ansehen des Fürsten, den man natürlich für alles verantwortlich mache, beeinträchtigend und schädigend. Je mehr Stambuloff merkte, wie sehr seine Partei zusammenschrumpfte, wie die Opposition gegen ihn stets heftiger auftrat und an Mitgliederzahl wuchs, desto empfindlicher, führner und überhebender wurde er; sein staatsmännisches Talent verschwand unter einer bis zum höchsten Grade gesteigerten Leidenschaftlichkeit, und seine Energie und Tatkraft arteten in Gewalttätigkeiten aus. Die Entlassung Stambuloffs wurde vielfach im Auslande so aufgefaßt, als ob sie irgend einer persönlichen Empfindlichkeit des Fürsten entsprungen sei, und man z. phezeite ihm eine blutige Empörung des Volkes und seine jeden Tag zu erwartende gewaltsame Absezung und Fortführung aus Bulgarien nach bekanntem Muster. In Bulgarien selbst freilich sah es anders aus; man atmete wie von einem schweren Druck auf und zollte, bis auf wenige Ausnahmen, der Entschlossenheit des Fürsten, dessen eigenliches Wesen vielen jetzt erst klar wurde, vollste Anerkennung.

Nun konnte der Fürst auch entschiedener die auswärtige Politik beeinflussen und suchte sich Russland zu nähern, dem Stambuloff stets feindlich gegenüber gestanden, wodurch er gleichfalls Erbitterung hervorgerufen. Denn wenn man im Lande auch nichts von einer direkten Einmischung Russlands wissen wollte, so war man doch von den Gefühlen der Dankbarkeit und häufig auch Freundschaft für das mächtige Zarenreich erfüllt, welches schon in früheren Zeiten von dem geknebelten Bulgarentum als Retter aus bitterster Not betrachtet worden war. Jahrhunderte lang waren die Augen der Bulgaren gen Westen gerichtet gewesen, von wo sie Erlösung von dem schier unerträglichen türkischen Joch erhofften, bis die Kunde von dem Erscheinen Peters des Großen, des orthodoxen Zaren, am Pruth sich auf bulgarischem Boden verbreitete, die Herzen erwartungsvoll höher schlagen ließ und die Blicke nun gen Osten wandte. Von dort erfolgte denn auch, wenngleich viel später, die Befreiung von einer einhalb Jahrtausend langen Knechtung, deren Geschichte nur mit Blut geschrieben war; am furchtbarsten jene des Frühlings 1876, wo nach einer erneuten Aufstandsbewegung in Südbulgarien über hundert Ortschaften geplündert wie zerstört und viele Tausende und aber Tausende von Menschen hingemegelt worden waren. Durch ganz Europa ging ein Schrei des Unwillens über diese schreckensvollen Greuel, aber die Mächte taten nichts, um ihnen Einhalt zu gebieten und sie zu sühnen. Unnötig zu sagen, wie groß die Erbitterung darüber auf bulgarischem Boden war und mit welcher Begeisterung im folgenden Jahre die Kunde von der Kriegserklärung Russlands gegen die Türkei aufgenommen wurde.

Wenn Fürst Ferdinand nach der Entlassung Stambuloffs mit Russland bessere Fühlung zu gewinnen suchte, so entsprach er damit nur einer vorherrschenden Stimmung im Lande, das in all den schweren Krisen keinerlei Beweise einer freundlichen Gesinnung seitens der Westmächte erfahren hatte. Russland, dem

nichts an kriegerischer Verwickelung lag, wollte den Frieden am Balkan bewahrt wissen, der im Jahre 1895 durch die von bulgarisch-mazedonischen Komitees ausgehenden Aufstandsversuche erheblich gefährdet schien. Dem Fürsten Ferdinand gelang es, jene Revolten einzuschränken und zu bewirken, daß die aus Bulgarien über die Grenze gegangenen Freischärler zurückkehrten. Hierbei darf man nicht vergessen, daß in Mazedonien etwa sechsmalhunderttausend Bulgaren und in Bulgarien zirka hundertfünftausend bulgarische Mazedonier leben, die allen Ständen angehören, den vornehmsten wie den geringsten. Und man muß ferner bedenken, daß ganz Bulgarien mit den jenseits der türkisch-mazedonischen Grenze lebenden Landsleuten sympathisiert und jede Unterdrückung derselben so empfindet, als wenn sie dem eigenen Körper zugefügt worden. Auf der einen Seite standen die Neigungen und Leidenschaften des bulgarischen Volkes, auf der anderen die Freundschaft Russlands, der Türkei und der übrigen Großmächte, die unter allen Umständen die Ruhe im Orient nicht gestört sehen wollten. Hier zeigte sich in glänzendem Licht das diplomatische Geschick des Fürsten, der sich weder mit seinem Volk verfeindete, noch sich in Gegensatz zu den Wünschen Europas brachte.

Die Bemühungen des Fürsten, den Ausbruch eines verheerenden Unwetters zu verhüten, waren nicht nur in Russland einem wohlwollenden Verständnis begegnet; der Erfolg bestand in der sich schnell einstellenden Anerkennung seiner Fürstenwürde durch die Großmächte, die sich auch in anderer Weise freundlich gegen den Herrscher und sein Land benahmen. Nicht mehr durch äußere politische Ablenkungen gehindert, konnte sich Bulgarien im Innern ruhig entwickeln, was in überraschendster Weise geschah. Viel war ja nachzuholen, denn die türkischen Machthaber hatten gewaltsam jeden Bildungs- und Aufklärungsdrang als staatsgefährlich in dem unterworfenen Lande unterdrückt, und viel wurde nachgeholt. In hervorragender Art zeigte sich die geistige Spannkraft der Bulgaren, ihre unermüdliche Arbeitsamkeit, ihr reges Interesse für Handel und Wandel, ihr Lern-eifer und ihre Vaterlandsliebe, die sich nicht nur in dem rastlosen Streben, sich immer weitere Kulturgebiete zu erschließen, sondern auch in großer Opferwilligkeit kundgab. Volk und Staat arbeiteten Hand in Hand, beide darin angeregt, unterstützt und gefördert von dem Fürsten, dessen stille und emsige Tätigkeit bei der Regeneration des Fürstentums viel umfassender und stärker ist, als man im allgemeinen annimmt, und erst später im vollen Umfange geschäzt werden wird. Persönlich, wo es nur ging, zurückstehend, da er die Selbstständigkeitslust und Eifersucht des bulgarischen Volkscharakters kannte, verfügte er jedoch über genug Kanäle, um seinen auf die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes und die geistige Hebung der verschiedenen Bevölkerungsklassen gerichteten Vorschlägen Verbreitung und Geltung zu verschaffen, ohne jegliche Überlastung und Übertreibung. Wie als Politiker, war er sich als Volksbildner bewußt, der Fürst eines demokratischen Landes zu sein, dessen Bewohnerschaft durch lange Zeiten die Freiheit als kaum noch zu erringendes Ideal vorgeschwobt, und die, als sie letzteres

nun greifbar erhalten, es argwöhnisch hütete und von ihm gelegentlich einen gar zu willkürlichen Gebrauch mache. Dem mußte behutsam vorgebeugt werden, um die Absicht des Fürsten zu erfüllen, Bulgarien als vollwertiges Glied in die europäische Kulturgemeinschaft einzuführen.

Mit der dauernden Einkehr von Ruhe und Ordnung griffen auch die Erkenntnis von dem Nutzen der Gesetzlichkeit und das Verständnis für die Durchführung der verfassungsmäßigen Einrichtungen mehr und mehr um sich und ließen die Bevölkerung, die zu über drei Vierteln den ländlichen Distrikten angehört, heranreisen zur Bewältigung stets neuer Aufgaben. Schule und Heer erwiesen sich hier als helfende Kräfte, die festen Säulen des Staates bildend, der in dem bedeutsamen Herbst des Jahres 1909 bewies, daß es in entscheidender Stunde für ihn und seinen Führer kein Schwanken und Hinhalten gab. Auf dem sagenumwobenen Hissar, dem einst von der Burg der bulgarischen Zaren gekrönten Hügel nahe der ehemaligen uralten Hauptstadt Tirnovo, konnte am 5. Oktober des eben genannten Jahres Fürst Ferdinand feierlich die völlige Unabhängigkeit des Reiches und dessen Erhebung zum Königtum proklamieren.

Das muß ein stolzer Tag im Leben des Königs gewesen sein, der jetzt sein geduldiges Ausharren, seine Hingabe an ein großes Ziel, seine zähe, so oft verkannte Arbeit, das häufige Einsehen seines vollen Selbst reich belohnt sah. Nicht in überstürzter, rücksichtsloser, friedengefährdender Weise war er seinen zur Höhe leitenden Weg gewandelt, sondern Schritt für Schritt, fest und stark, alles umsichtig bedenkend und erwägend, dann flugsinnig handelnd, die Saat nicht eher erntend, als bis sie reif geworden.

So mußte der Mann beschaffen sein, der unter den schwierigsten Umständen ein schweres Werk übernommen und es planmäßig durchgeführt, den Erfolg er strebend und erzwingend. Als Mensch von fesselnder Eigenart und mit scheinbaren Gegensätzen in seinem Wesen — jetzt fühl berechnender Realist in stundenlangen Verhandlungen mit bulgarischen Politikern, und dann ein schwärmerischer Roman tiker, sich ebenso viele Stunden in die Tonwogen des großen Bayreuther Meisters versenkend, — als Staatsmann von weitausschauender Umsicht, der, ohne seiner und der nationalen Würde irgend etwas zu vergeben, jede günstige Konjunktur geschickt ausnutzte, ist er auch der geistige Führer seines Volkes geworden, das heute einen wichtigen Macht-, aber zugleich auch Friedensfaktor am Balkan verkörpert. Mit Dank und Vertrauen blickt Bulgarien auf seinen König, voll froher Hoffnung in die Zukunft schauend; mit warmer Anerkennung gedenkt seiner Europa, das dem jungen Staate seine volle Bedeutung zugesprochen — es ist die schönste Gabe, die König Ferdinand bei seinem baldigen Regierungsjubiläum dargebracht werden kann.

A. Papadopoff,
Oberst im Kriegsministerium (Sofia):

Die bulgarische Armee (1887—1912).

Von allen staatlichen Institutionen Bulgariens ist unbedingt dessen Armee diejenige, welche die größten Fortschritte aufweist und sich während der 25 jährigen Regierungszeit König Ferdinand I. zu einem wichtigen Machtfaktor auf dem Balkan herangebildet hat. Das Volk ist sich bewußt, daß es nur durch eine starke Armee seine Unabhängigkeit bewahren und seine politischen Ideale erreichen kann, und darum scheut es keine Opfer. Ihre Entwicklung und ihre innere Kräftigung verdankt aber die Armee ausschließlich der unermüdlichen und weisen Fürsorge ihres erhabenen Oberbefehlshabers. Bei seinem Regierungsantritt war die Armee, obwohl sie einen glücklichen Feldzug hinter sich hatte, in einem keineswegs befriedigenden Zustande, da ungünstige politische Umstände, welche im Lande vor der Erwählung des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien herrschten, nicht ohne Einfluß auf die Armee, sowohl in moralischer, als auch in materieller Hinsicht geblieben waren.

Zur Zeit der Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand I. war die Einteilung der Armee durch die „Provisorischen Bestimmungen“ vom Jahre 1879 in folgende zwei Kategorien festgesetzt: 1. Stehendes Heer und seine Reserven; 2. Landsturm. Die Aufstellung und Ergänzung des stehenden Heeres basierte auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Die Dienstzeit im stehenden Heere betrug für die Infanterie zwei Jahre bei der Fahne und drei Jahre in der Reserve; für die übrigen Waffengattungen drei Jahre bei der Fahne und fünf Jahre in der Reserve. Im Landsturm verblieb jeder Staatsbürger bis zu seinem 40. Lebensjahr.

Die Armee bestand aus zwölf Infanterie-Regimentern, drei Kavallerie- und drei Artillerie-Regimentern, einer Gardeeskadron, einer Gebirgshalbbatterie und einer Batterie Belagerungsartillerie, ferner einem Pionierregiment und einer Telegraphenkompagnie.

Was die Bewaffnung anbelangt, so führte die Infanterie das Verdana-Gewehr, die Kavallerie Karabiner desselben Systems, die Artillerie Kruppsche 87 und 75 cm Feldgeschütze.

Schon in den ersten zwei Regierungsjahren des neu erwählten Fürsten wurde zu wichtigen Neuformationen geschritten, die für den weiteren zielsbewußt angelegten Ausbau der Armee dienen sollten. So wurde die Zahl der Infanterie-Regimenter verdoppelt, indem je zwei Bataillone zu einem Regiment vereinigt wurden. Ferner wurde in jedem der drei Artillerie-Regimenter je eine neue Feldbatterie aufgestellt; die so zu 8 Batterien entwickelten Artillerie-Regimenter

wurden noch in demselben Jahre in 6 Regimenten, zu je 4 Feldbatterien und 1 Gebirgshalbbatterie, entwickelt und zwar nach der Zahl der Infanterie-Brigaden. Endlich wurde auch noch ein vierter Kavallerie-Regiment aufgestellt.

Eine bedeutsame Frage, die zur Entscheidung drängte, war die Einführung von Schnellfeuergewehren. Man entschied sich für das österreichische Manlichergewehr Modell 88, mit dessen Lieferung 1890 begonnen wurde.

1891 wurde der Kammer das erste Wehrgesetz vorgelegt und von derselben einstimmig angenommen. Dadurch war der Grundstein zu einer guten und dauernden Organisation der bulgarischen Wehrmacht geschaffen und eventuelle parlamentarische Einflüsse auf rein technische und militärische Organisationsfragen beschränkt.

Auf Grund des erwähnten Gesetzes wurde die Dienstzeit um sechs Jahre verlängert und dauerte dieselbe vom 21. bis zum 46. Lebensjahr. Die Entwicklung der Armee erfuhr insoweit eine Veränderung, daß, anstatt zwei, drei Kategorien festgesetzt wurden: a) Stehendes Heer; b) Reserve-Armee; c) Landsturm.

In dem folgenden Zeitabschnitt, der bis 1903 reicht, schreitet die Entwicklung der Armee stetig, jedoch in einem ruhigeren Tempo weiter. So wurden die 6 Infanterie-Brigaden in Divisionen entfaltet und 12 Infanterie-Reserve-Regimenter neu aufgestellt. An Artillerie wurde in jedem der 3 Artillerie-Regimenter je eine neue Abteilung zu 3 Batterien formiert, sodaß jedes Artillerie-Regiment aus 3 Abteilungen, à 3 Batterien, bestand. Die 3 Festungs-Artillerie-Kompagnien (Sofia, Widin, Schumla) wurden in Bataillone entwickelt. Schließlich wurden aus dem unterdessen neuformierten 5. Kavallerie-Regiment und den 5 Eskadronen der anderen Kavallerie-Regimenter 6 selbständige Divisionen, à 2 Eskadronen, formiert und den Infanterie-Divisionen zugefügt.

Das Jahr 1903 war für die Armee in bezug auf ihren weiteren Ausbau eines der günstigsten. Die Armee erhielt durch die Umbildung der 12 Reserve-Regimenter in aktive einen Zuwachs von 12 Infanterie-Regimentern à 2 Bataillone, wodurch es möglich wurde, 3 neue Infanterie-Divisionen (7., 8., 9.) zu formieren, was wieder die Aufstellung von 3 neuen Artillerie-Regimentern zur Folge hatte. Um die 3 neuformierten Infanterie-Divisionen mit den entsprechenden Pionier-Truppen zu versehen, wurden die 6 bestehenden Pionier-Bataillone in 9 entfaltet, jedes zu 2 Pionier- und einer technischen Halbkompagnie. Die Eisenbahn-Kompagnie wurde in ein Bataillon zu 2 Kompagnien entwickelt, ebenso die Brücken-Kompagnie. Neu gegründet wurde nun auch eine Luftschifferabteilung.

Auch die Gebirgs-Artillerie erfuhr eine wesentliche Veränderung, und zwar wurden die unterdessen 3 neu aufgestellten Batterien mit den 3 bereits bestehenden zu einer selbständigen Gebirgs-Artillerie-Brigade vereinigt.

1903 wurde eine der wichtigsten Fragen für die Armee aufgeworfen, nämlich

die neue Bewaffnung der Artillerie mit Schnellfeuergeschützen. Nach längeren Versuchen mit verschiedenen Systemen entschloß man sich für das von Creusot vorgenommene Modell 75 cm. Ende 1907 war die Lieferung sämtlicher Schnellfeuergeschütze sowohl für die Feldartillerie (darunter auch 12 cm Feld-Haubitzen), wie auch für die Gebirgsartillerie vollendet. Im selben Jahre fanden noch andere wichtige Neuerungen statt; so wurden 36 Maschinengewehrabteilungen aufgestellt und mit Maschinengewehren „Marim“ ausgerüstet und 7 neue Kavallerie-Regimenter aus der Leibgarde-Eskadron und den 6 selbständigen Divisionen formiert. Sämtliche Kavallerie-Regimenter, mit Ausnahme der Leibgarde, wurden in 3 Brigaden eingeteilt.

Die Armee umfaßt gegenwärtig im Frieden 36 Infanterie-Regimenter zu je 2 Bataillonen und mit je einer Maschinengewehrabteilung, 11 Kavallerie-Regimenter, von denen gleichfalls jedes eine Maschinengewehrabteilung besitzt, 9 Feldartillerie-Regimenter und 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, zu denen sich 3 Bataillone Festungsartillerie gesellen. Die technischen Truppen umfassen 9 Pionierbataillone, ein Telegraphen- sowie ein Brückebataillon, ferner ein Eisenbahnbataillon mit Luftschiffer-, Automobil- und Scheinwerferabteilungen.

Das Offizierkorps ergänzt sich ausschließlich aus der Militärschule in Sofia. Jährlich werden 150—160 Zöglinge aufgenommen, die das Maturitätszeugnis vorweisen müssen. Die Schule hat drei Jahrgänge: eine Vorbereitungsklasse und zwei Spezialklassen. Nach Absolvierung der Vorbereitungsklasse werden die Zöglinge nach den verschiedenen Waffengattungen verteilt. Zu ihrer höheren Ausbildung wird alljährlich eine bestimmte Anzahl von Offizieren nach Russland, Frankreich, Italien und Belgien auf Kriegsschulen kommandiert. Im laufenden Jahre aber ist zur Gründung einer eigenen Kriegsschule in Sofia geschritten worden und es werden somit die bisherigen Kommandierungen in fremde Kriegsschulen eingestellt werden.

Zur Ausbildung von Reserve-Offizieren besteht seit zehn Jahren eine spezielle Schule. Es werden in diese jene Militärpflichtigen eingereiht, die eine Hoch- oder Mittelschule absolviert haben. Auf Grund ihrer Vorbildung werden die Frequentanten in zwei Kategorien geteilt: diejenigen, die höhere Bildung besitzen, werden nach elfmonatlicher Kursdauer und nach Ableistung einer Waffenübung im folgenden Jahre zu Reserve-Leutnants ernannt; jene mit mittlerer Bildung werden nach bestandener Prüfung als Kandidaten für Reserve-Offiziere zur Truppe kommandiert. Ihre Beförderung zu Reserve-Leutnants erfolgt erst nach Ableistung der gesetzlichen Dienstpflicht.

Zur weiteren Ausbildung der Kavallerie-Offiziere besteht die Kavallerie-Schule bei Sofia. Zuletzt wäre noch die für dieses Jahr zu gründende Infanterieschießschule zu erwähnen.

Auch auf dem Gebiete des Remontewesens wurden während der Regierungs-

zeit des Königs Ferdinand die erheblichsten Fortschritte gemacht. Bis zum Jahre 1887 bezog die bulgarische Armee ihre Pferde ausschließlich aus Russland und Ungarn, da zur Hebung der Pferdezucht im Lande soviel wie gar nichts geschehen war. Heute bestehen in Bulgarien mehrere Gestüte, Fohlen- und Hengstdepots, und durch verschiedene Maßnahmen wurde eine erhebliche Besserung des einheimischen Pferdematerials erreicht, sodass gegenwärtig von den 11 Kavallerie-Regimentern 7 ihre Remonten aus dem Lande selbst beziehen können.

Seine rege Sorgfalt widmete der König auch der Pflege der Militärliteratur, die, als er in das Land kam, in bulgarischer Sprache überhaupt nicht vorhanden war. Selbst die verschiedenen Dienst- und Exerzierreglements, die Vorschriften, die in der Militärschule benützten Lehrbücher usw. wurden aus Russland bezogen. Allmählich schritt man zur Abfassung eigener Reglements. Sodann wurde neben dem dreimal wöchentlich erscheinenden amtlichen Blatt „Woeni Isvestia“, in welchem außer den offiziellen Verordnungen noch Auffäße von Offizieren über eigene und fremde Angelegenheiten erscheinen, auch die Monatsschrift „Woeni Jurnal“ gegründet. Seit einigen Jahren erscheint auch eine Monatsschrift, eigens für die Mannschaft bestimmt. In dem letzten Jahrzehnt mehrtete sich auch beträchtlich die Zahl der Einzelschriften von Offizieren, was als Beweis des regen Strebens innerhalb des Offizierkorps dienen darf.

Zum Schluss wäre noch zu erwähnen, dass unter König Ferdinand I. auch die Grundlage für eine in der Zukunft zu bildende Flotte geschaffen wurde. So erwarb das Kriegsministerium das in den 90er Jahren in Frankreich gebaute Schulschiff „Nadejda“ (715 T.); dasselbe ist mit zwei 10 cm Kanonen und mehreren Geschützen kleineren Kalibers armiert. 1909 wurden 6, ebenfalls in Frankreich gebaute Küstentorpedoboote geliefert.

Das wäre in großen Zügen der Werdegang der jungen bulgarischen Armee während der überaus erfolgreichen Regierungszeit des Königs Ferdinand I. Innerhalb dieses Vierteljahrhunderts hat sich die Armee mehr als verdreifacht. Nicht minder wuchsen auch beständig die Hilfsquellen des Landes, was aus folgenden Zahlen ersichtlich ist:

1887; gesamte Staatsausgaben: 47 218 000 Frank, wovon für das Heer — 18 207 000 Frank.

1912; gesamte Staatsausgaben: 190 278 000 Frank, wovon für das Heer — 47 218 000 Frank.

Zwar ist vieles noch zu erreichen, an vielem noch zu schaffen, um allen Ereignissen erfolgreich die Stirn bieten zu können — — das zu erringen, ist das Ziel, nach welchem alles Streben der Armee gerichtet ist, um hierdurch die hohe Gunst und das Vertrauen ihres Oberbefehlshabers, zu welchem sie treu und felsenfest steht, zu rechtfertigen.

Dr. W. Nikolschoff,

Generalsekretär des bulgarischen Unterrichtsministeriums:

Überblick über das bulgarische Bildungswesen.

Das Morgenrot der Befreiung rief das bulgarische Volk zu neuem Leben empor. Das mehr als vierhundertjährige Hoch eines kulturfeindlichen Volkes wirkte auf das Volksbewußtsein wie ein Gewicht, unter dessen Schwere sich eine große Spannkraft entwickelte, und sobald die Last beseitigt wurde, äußerte sich diese Kraft als ein Streben zu geistigem Schaffen. In dieser Beziehung haben die Bemühungen unseres Volkes um das Bildungswesen eine ganz besondere Bedeutung. Schon vor der Befreiung waren die Bulgaren zu der Einsicht gekommen, daß die Volksbildung eine Macht ist, ohne welche kein Fortschritt denkbar ist. Dies bezeugt auch das vielgebrauchte Sprichwort: „der Gebildete hat vier Augen“. Nur dadurch erklärt sich auch der Umstand, daß gleich nach der Befreiung der allgemeine Schulzwang in Bulgarien gesetzlich eingeführt wurde, und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum tatsächlich durchgesetzt werden konnte. Artikel 78 der Staatsverfassung lautet: „Der Elementarunterricht ist unentgeltlich und obligatorisch für alle Untertanen des Fürstentumes (jetzt Zarenreiches) Bulgarien.“ An dem Ziel, diese Bestimmungen durchzusetzen und in dem neuen Staate ein modernes Schulsystem zu schaffen, hat man mit Ernst und Fleiß gearbeitet und, ungestört von jeder Tradition, ist man heute soweit gekommen, daß der bekannte Verleger Johannes Fr. Dürr in der Vorrede zu dem Buche „Das bulgarische Bildungswesen“ schreiben konnte: . . . „und so ist Bulgarien in vielen gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen dem Abendlande voraus.“ Ich zitiere diese Zeilen, nicht um meinen Landsleuten zu schmeicheln, sondern als einen Beweis dafür, wie fremde, unparteiisch denkende Sachkenner über das bulgarische Schul- und Bildungswesen urteilen. Die Bulgaren selbst bilden sich nie ein, das höchste Ziel schon erreicht zu haben und daß ihnen nichts mehr zu tun bliebe, als auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Nein! Vor uns liegt noch ein großes Stück Arbeit, nämlich der äußere Ausbau, wie auch die innere Vervollkommenung des schon geschaffenen Schulsystems.

Vor der Befreiung sorgte für die bulgarische Schule die Schul- und Kirchengemeinde gerade so, wie überall die verschiedenen Religionsgemeinden ihre Privatschulen unterhielten. Es bestanden in jener Zeit fast nur Elementarschulen; nur hier und da gab es in den größeren Städten Schulen mit höher gesteckten Bildungszielen. Die Lehrer in diesen Elementarschulen, deren man während des Befreiungsjahres (1877/1878) 1638 zählte, stellten, was ihre berufliche Vorbildung betraf, ein recht buntes Gemisch dar. Es gab akademisch gebildete Lehrer, aber

es fehlte auch nicht an solchen, die kaum lesen und schreiben konnten. Als Schulräume dienten mit wenigen Ausnahmen gewöhnliche Wohnhäuser, und die Lehrmittel waren sehr dürftig. Aus diesem Kern hat sich dann rasch das heutige Schulsystem entwickelt, welches folgende Schulgattungen umfaßt: Kindergarten, Elementarschule, Institute für anormale Kinder, Progymnasium, Fortbildungskurse, Gymnasium, Universität. An diese, der allgemeinen Bildung dienenden Schulgattungen reihen sich noch verschiedene Fachschulen an, wie: Haushaltungs- schulen, Handelsschulen, Ackerbauschulen, Musikschulen, Lehrerseminare, Theologisches Seminar, Technikum, Kunstgewerbeschule und Pädagogische Hochschulkurse. Wie die Benennungen selbst zeigen, haben diese Schulgattungen verschiedene Zwecke.

Die Elementarschule erfreute sich vom Anfang an besonderer Aufmerksamkeit seitens des Staates. In allen Ortschaften des Landes die notwendigen Elementarschulen zu eröffnen, darin alle schulpflichtigen Kinder unterzubringen, die geöffneten Schulen mit den gut vorbereiteten Lehrern und mit den pädagogischen Anforderungen entsprechenden Lehrmitteln zu versehen, — das war eine Aufgabe, auf deren befriedigende Lösung die Leiter des bulgarischen Schulwesens stolz sein können. An dieser Stelle muß ich mit Nachdruck betonen, daß die Bildung eines selbständigen Unterrichtsministeriums ein Glück für die bulgarische Schule war. Dieses Ministerium sorgte wie eine Mutter für die Schule und, um sichere Erfolge zu erreichen, stieckte es sich stets auch nur erreichbare Ziele. Aus diesem Grunde wurde die obligatorische Kursusdauer der Elementarschule auch nur auf vier Schuljahre festgesetzt. Während des Schuljahres 1910/1911 gab es im ganzen Lande bereits 3482 Volks- und 1237 Privat-Elementarschulen, besucht von 453 592 Kindern; das sind 76,3 Prozent von allen schulpflichtigen Kindern. Ebenso großen Wert hat man auch auf die Vorbereitung der Lehrer, besonders der Volksschullehrer, gelegt. Die ungenügend vorbereiteten Lehrer hat man allmählich durch solche ersetzt, die ein Lehrerseminar oder ein Gymnasium mit Reifeprüfung absolviert haben; und so stehen wir jetzt vor der erfreulichen Tatsache, daß fast alle Volksschullehrer den gleichen Bildungsgrad besitzen, wie ihre Kollegen im Abendlande. Seit 1892 sind alle Kandidaten verpflichtet, ein besonderes Staatseramen abzulegen, um als ordentliche Elementarschullehrer angestellt werden zu können. Für die Unterhaltung und Ausstattung der Volks-elementarschulen sorgen die Gemeinden und der Staat gemeinschaftlich. Was man in dieser Beziehung leistet, geht aus der Tatsache klar hervor, daß im Schuljahr 1910/1911 für diese Schulen 16 300 910 Franks ausgegeben worden sind. Nur bezüglich der Schulgebäude bleibt noch manches zu wünschen übrig. Die Hoffnung, sich in dieser Beziehung mit den ordentlichen Budgetmitteln zu behelfen, hat man aufgeben müssen und man mußte seine Zuflucht zu Anleihen nehmen. Im Jahre 1904 wurde auf Anregung des Unterrichtsministeriums und unter der Garantie des Staates eine Anleihe von 6 000 000 Franks zu genanntem Zwecke aufgenommen.

men, und die guten Erfolge bewogen die Nationalversammlung, im Jahre 1911 noch eine zweite Anleihe von 20 000 000 Franks zum selben Zwecke gutzuheißen. Die Bedingungen, unter welchen diese Anleihen verwertet werden, sind zugleich eine sichere Bürgschaft dafür, daß in Völde der heutige Notstand behoben sein wird. In den letzten zehn Jahren ist der Rahmen der allgemeinen Volksbildung noch dadurch erweitert worden, daß man Institute für taubstumme und blinde Kinder eröffnet und Vorbereitungen getroffen hat, auch besondere Schulen und Kurse für geistig schwachbegabte und stotternde Kinder ins Leben zu rufen.

Die Vermittlung zwischen der Elementarschule und dem Gymnasium bildet das Progymnasium, das seinem Charakter nach der Elementarschule näher steht und mit seinem dreijährigen Kursus die allgemeine Grundlage aller höheren Bildungsanstalten darstellt. Bestehend schon vor der Befreiung, hat diese Schulart unter verschiedenen Bezeichnungen große Umwandlungen erfahren, bis sie ihre heutige Gestalt angenommen hat. Anfangs war das Progymnasium organisch verbunden mit dem Gymnasium und galt als ein Privilegium der Städte; jetzt aber ist diese Schulart in Bulgarien weit verbreitet und im Schuljahre 1911/1912 gibt es im ganzen Zarenreich schon 316 Progymnasien, besucht von 55 512 Schülern und Schülerinnen. Auch hier, wie in den Elementarschulen, werden Knaben und Mädchen gewöhnlich gemeinsam unterrichtet, nur in den größeren Städten gibt es besondere Progymnasien für Mädchen und solche für Knaben.

Das Gymnasialbildungswesen befindet sich ebenfalls schon in einem bezeichnenswerten Zustand der Blüte. Vor der Befreiung gab es im ganzen Lande nur ein einziges Gymnasium, das seinem Charakter nach mehr eine Realschule war; jetzt aber zählen wir bereits 18 Gymnasien für Knaben und 13 für Mädchen, die bezüglich ihrer Lehrpläne drei verschiedene Typen darstellen: mit Latein und Griechisch, nur mit Latein und ohne die alten Sprachen. Das heutige Gymnasium baut sich auf dem Progymnasium auf und hat einen fünfjährigen Kursus. Demnach setzt sich die höhere Bildung aus folgenden Bestandteilen zusammen: 4 Jahre Elementarschule, 3 Jahre Progymnasium und 5 Jahre Gymnasium. Also am Ende seines 19. Lebensjahres ist der Jüngling zum Studium an der Universität bereit. Realgymnasien, in deren Lehrplänen die pädagogische Theorie und Praxis als Hauptfach in den zwei vorletzten Klassen aufgenommen ist, werden pädagogische Schulen (Lehrerseminarien) genannt. Solche gibt es 9 (5 für Knaben und 4 für Mädchen). Im Schuljahre 1911/1912 gibt es: in den Knabengymnasien 9660 Schüler, in den Mädchengymnasien 5176 Schülerinnen, in den pädagogischen Schulen für Knaben 1923 Schüler und in den pädagogischen Schulen für Mädchen 1883 Schülerinnen.

Um das Gebiet des höheren Bildungswesens abzuschließen, müssen wir noch die Fachschulen erwähnen, die zwar spezielle Zwecke verfolgen, aber dem Range nach dem Gymnasium gleichgestellt sind. Es sind dies das Theologische Seminar,

3 Handelsgymnasien, 3 Ackerbauschulen, das Technikum, die Kunstgewerbeschule und die Musikschule. Alle diese Schulanstalten haben das Progymnasium als allgemeine Grundlage und einen mindestens dreijährigen Kursus als Fortsetzung.

Alle höheren Bildungsanstalten befinden sich unter der strengen Aufsicht des Staates. Dies und der Umstand, daß die darin wirkenden Lehrer akademisch ausgebildet sind, hat viel dazu beigetragen, um das höhere Schulwesen auf eine würdige Höhe zu bringen und den Anstalten selbst die allgemeinen Sympathien zu gewinnen.

Das allmähliche Werden des bulgarischen Schulsystems hat sich mit der Eröffnung der Universität zu Sofia abgerundet. Ihr erster Name war sehr bescheiden, man nannte sie einfach Hochschule, legte ihr aber das Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit zugrunde und gab ihr dadurch die Möglichkeit, sich zu entwickeln und zu blühen. Dies erfolgte rascher, als die meisten dachten. Eröffnet nur mit zwei Fakultäten: historisch-philologische und physikalisch-mathematische, gliederte sich bald die dritte, die juristische, an, und im Jahre 1904 erhielt sie den Namen Universität. Im Sommersemester 1912 zählt die Universität 2116 Studierende, 21 Professoren, 24 Dozenten, 8 Lektoren und 17 Assistenten. Das Studium an der Universität ist mit zwei Examina verbunden: nach dem 4. und nach dem 8. Semester. Die Universität hat leider noch kein eigenes Heim, wird es aber, dank der reichlichen Spende des patriotisch gesinnten, unvergesslichen Eulogio Georgiew, bald erhalten. Die Baupläne sind bereits fertiggestellt, und in diesem Jahr noch wird die Ephorie zum Bau schreiten.

Das bis hier entworfene Bild bedarf noch der Erwähnung einer Reihe Institutionen, die der Kultur und der Bildung große Dienste leisten und die auch für den Fortschritt unseres Landes auf geistigem Gebiete sprechen. Solche sind: a) die Akademie der Wissenschaften zu Sofia, gegründet im Jahre 1869 als Literarischer Verein; b) das Nationaltheater zu Sofia; c) das Nationalmuseum zu Sofia; d) das ethnographische Museum zu Sofia; e) das Schulmuseum bei dem Unterrichtsministerium; f) die Nationalbibliotheken zu Sofia und zu Plovdiv, und g) die öffentlichen Lesehallen in den Städten und größeren Dörfern. Alles dies sind keine bloßen Namen, sondern Institutionen, die man mit einem klaren Blick in die Zukunft und in unermüdlicher Arbeit geschaffen hat, als sprechende Zeugen für die Kulturfähigkeit des bulgarischen Volkes.

Dr. Miklos Král,

Reg. ung. Bezirksrichter in Budapest:

Die Verwaltung Bosniens.

Schon in dem Augenblick, da die Kandidatur des G. d. J. Oskar Potiorek für den Posten des bosnischen Landeschefs aufgetaucht war, wußte man, daß sich der zukünftige Leiter der Landesverwaltung nicht, wie manche seiner Vorgänger, mit dem bloßen Titel seines neuen Amtes begnügen werde, und diese Erwartung ist durch die nachfolgende Tätigkeit Potioreks vollauf erfüllt worden. Er gibt sich nicht damit zufrieden, allgemeine Direktiven zu erlassen, sondern er trifft selbst die nötigen Entscheidungen, und in jenen speziellen Fällen, die der Allerhöchsten Entschließung vorbehalten sind, bilden seine Informationen und Vorschläge die Richtschnur. Der vornehmlichste Zweck der durch den jetzigen Chef der bosnischen Landesregierung inaugurierten Politik ist es, dem monarchischen und dynastischen Prinzip in der Verwaltung volle Geltung zu verschaffen und mit den herrschenden Sitten, Gewohnheiten und Formeln zu brechen. G. d. J. Oskar Potiorek war in den neunziger Jahren mehr als drei Jahre Brigadier in Budapest, und seine militärischen Fachkenntnisse, seine tiefen allgemeinen Bildung und sein umfangreiches Wissen haben ihn bald in jene Kreise der ungarischen Hauptstadt eingeführt, wo Militärpolitiker mit der Aussicht auf eine große Karriere gern gesehene Gäste sind. Dabei hat Potiorek auch die Gelegenheit, sich mit den ungarischen Verhältnissen vertraut zu machen, keineswegs unbenußt vorübergehen lassen, und auch diese Kenntnisse werden ihm bei der Realisierung der großen Aufgaben, die seiner in Bosnien harren, gute Dienste leisten.

Es ist zweifellos eine sehr heikle Sache, Chef der Landesregierung in Bosnien zu sein. Man hat seit der Okkupation immer Soldaten mit diesem Amt betraut und sie jeweils auch zum kommandierenden General ernannt. Als Herr von Kallay gemeinsamer Finanzminister war, gab es einmal einen solchen Landeschef, der nicht nur den Titel führen, sondern auch die Macht ausüben wollte, aber der Minister stellte die Kabinettfrage und der General mußte in Pension gehen. Die Reden, die in der jüngsten parlamentarischen Körperschaft der Monarchie gehalten werden, beweisen aber, daß es hoch an der Zeit ist, daß wieder eine stramme militärische Hand die Verwaltung beeinflußt. Diese Reden intendieren eine politische Erziehung des Volkes, die in nichts begründet und nur dazu geeignet ist, das Land als ewig glimmende Feuerecke zwischen Serbien und Montenegro zu erhalten. Mit nationalen Idealen hat sich die autochthone Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nie abgequält. Wäre die türkische Verwaltung vor dem Jahre 1878 humaner und in wirtschaftlichen Dingen entgegenkommender

gewesen, die Monarchie hätte ihre expansive Balkanpolitik auf andre Weise als durch die Okkupation der beiden Länder betätigen müssen. Auch mit der Politik geben sich die eingeborenen Bosniaken nicht allzu viel ab, sie kümmern sich weit mehr darum, ob die Steuern rechtmäßig auferlegt und eingehoben werden, und wie die Kmetenbefreiung vorstatten geht. Nur die Entwicklung, die die Schule nimmt, bildet eine Gefahr. Die Lehrer an den staatlichen und geistlichen Schulen entstammen den älteren Jahrgängen der intelligenten Klasse, sind heute in ihren Ansichten solidarisch mit den Wortführern im Sabor und befinden sich mit ihrer politischen Rübrigkeit in diametralem Gegensatz zur Indolenz des Volkes in politischen Fragen. Jeder dieser Pädagogen ist ein Fanatiker seines nationalen Bekenntnisses, das sich jeweils nach seiner Konfessionszugehörigkeit richtet. Der griechisch-orientalische Christ ist Groß-Serbe, der römisch-katholische Christ Groß-Kroate, beide verkünden das Heil ihrer nationalen Lehren mit großem Eifer. Die Mohammedaner sind in ihrer Minderheit entweder Anhänger der Serben oder der Kroaten, die große Mehrheit hat jedoch überhaupt kein Nationalgefühl. Sie träumt nur von einer künftigen Autonomie Bosniens und der Herzegowina, aber sie tut nichts für die Verwirklichung ihres Traumes, weil sie eben prinzipiell nichts tut. Eingeborene, die sich der großen Vorteile bewußt wären, deren sie aus Österreich-Ungarn teilhaft werden könnten, gibt es nicht. Einfach darum nicht, weil die Landesregierung bis jetzt zu dieser Erkenntnis auch nicht das geringste beigetragen hat, und zwar auch nicht in jener Richtung, die vom Volke am leichtesten erfaßt würde, in volkswirtschaftlicher. Und doch hätte fruchtbare Handeln in diesem Verwaltungszweige Wunder wirken können. Daß es unterlassen wurde, ist die Ursache der Entstehung des geslügelten Wortes *budala svaba* (dummer Schwab'). Svaba wird jeder Eingewanderte ohne Rücksicht auf seine nationale Herkunft genannt, der Ausdruck erhält im Munde der Einheimischen an sich schon einen etwas verächtlichen Beigeschmack und die Verbindung mit dem ehrenden Beiwort dient zur Charakteristik der Provenienz aller Aktionen einer hohen bosnisch-herzegowinischen Landesregierung. Jede Kritik amtlicher Verfügungen erfreut sich dieses edlen Schmucks. Der Mittelstand, das sind die Grundbesitzer, Gewerbetreibenden, Kaufleute und die freien Berufsarten, nützt die Unzufriedenheit der Volksmasse mit der Svabaregierung nach Kräften für seinen höchsteigenen privaten Vorteil aus und erweitert die bestehende Kluft nach Möglichkeit. Die konstitutionelle Ära — wohl ein etwas zu hochtrabender Titel — hat diese Verhältnisse eher verschlechtert als gebessert. Vielleicht nicht zuletzt aus dem Grunde, weil seit der Sabortagung einzelne höhere Funktionäre der Landesregierung ein wahres Wettlaufen um die Gunst der Einflusfreichen veranstalten, dessen Kosten leider die Monarchie tragen muß.

Der dynastische Gedanke hat im autochthonen Volke kaum noch Wurzel fassen können. Die Repräsentanten dieser Idee sind ausschließlich die Eingewanderten und deren Nachwuchs. Das Volk ist trotz der triefenden Loyalitätserklärungen

seiner Führer nicht dynastisch veranlagt, und die Verantwortung hierfür trägt wohl in erster Linie die Schule. (Eben in den jüngsten Tagen revidiert man die Lehrbücher, speziell der Geschichte, in den Schulen.) Czar Dusan und König Kresimir sind die Nationalhelden der heranreisenden Intelligenz. Die Lehrer schwärmen vor ihren Schülern von jenen glänzenden Tagen, da Bosnien unabhängig und das bosnische Königtum in der Blüte war, und von der Wiederkehr dieser schönen Zeiten, und zwar je nach ihrer Nationalität auf der Basis entweder des serbischen oder des kroatischen Staatsrechtes. Vorträge, welche die Zusammenhänge der Geschichte Bosniens und der Herzegowina mit jener Ungarns und später der Monarchie objektiv darstellen würden, werden in den Schulen nicht gehalten, aber eine Gelegenheit, die Herzen der wissbegierigen slavischen Jugend mit idealen Schilderungen von Heldenataten serbischer oder kroatischer Märtyrer zu entflammen, finden die Professoren immer. Das wird wohl der wesentlichste Grund dafür sein, daß monarchische und dynastische Gefühle im Volke Bosniens und der Herzegowina bisher noch keine starke Stütze gefunden haben. Die Zivilregierung hat dieser wichtigen Aufgabe bis jetzt auch nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet, vielleicht hat sie überhaupt noch nicht daran gedacht, daß sie auch hierin unabwegliche Pflichten zu erfüllen hat, aber nachgeholt muß unbedingt werden, was diesbezüglich in 33 langen Jahren versäumt wurde. Die Unruhen, die fortgesetzt am Balkan herrschen, bezeugen, daß diese Nachlässigkeit eine unverzeihliche Sünde war, sie zwingen aber auch dazu, die Sünde wieder gut zu machen und zwar mit Mitteln, die der Ideologie, dem Gedankengange und dem Gefühle der autochthonen Bevölkerung angepaßt sind. Wer den Charakter und die Naturanlagen slavischer Völker kennt, weiß, daß sich nur die kraftvolle Macht des Staates mit den imponierenden Attributen seiner erekutiven Gewalt in die slavische Volksseele Eingang verschaffen kann, daß aber Hinterlist, raffinierte Geschicklichkeit oder diplomatisierende Schlauheit als Werkzeuge zur Gewinnung slavischer Herzen unbrauchbar sind. Denn genau mit denselben Werkzeugen hat das bosnische Volk gegen seine türkischen Ausbeuter gearbeitet, und als die militärische Gewalt der Pforte gebrochen war, hat es wieder mit den gleichen Werkzeugen die Okkupation vorbereitet.

Der jetzige Landeschef von Bosnien, G. d. J. Potiorek, kennt die hier geschilderten Verhältnisse genau und darum will er sich nicht mit dem bloßen Titel begnügen, sondern selbst auf jedem Gebiete der Verwaltung zu Worte kommen. Es werden sich gewiß Kräfte finden, die den Intentionen Potioreks Hindernisse in den Weg zu legen versuchen werden, aber man braucht darum nicht besorgt zu sein, denn an jener Stelle, von der aus die Geschicke der Monarchie gelenkt werden, kennt man die Verhältnisse in den annexierten Ländern ganz genau und weiß sehr wohl, daß nur die Macht dem Volke zu imponieren vermag. Ist dann diese Macht auch in der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verwaltung einmal fühlbar, dann wird die neue Generation darauf verzichten dürfen,

schwülstige Loyalitätsdeklarationen abzugeben. Der dynastische Gedanke wird, wenn er in jeder Maßnahme der Administrative sichtbaren Ausdruck findet, seinen Einzug in die Seele des Volkes halten und gründlich aufräumen mit den Träumern, die sich verfolgt und gedrückt glauben, und mit den von selbstsüchtigen Interessen geleiteten politischen Strebern.

Dr. Bluwstein: Wilhelm Wundt.

(Zum 16. August 1912.)

In einer Zeit der weitgehendsten Spezialisierung, die nur zu oft eine Selbstbeschränkung bedeutet, in einer Zeit der Fachmänner und Stückwissenschaften, lebt ein Großer, dem man einen ihm gebührenden Rang einräumt, wenn man ihn in eine Reihe mit Aristoteles und Leibniz stellt. Gleich jenen, beherrscht er das unermessliche Wissen seines Zeitalters und hat neue Gebiete dem forschenden Geiste eröffnet.

Man gedenkt großer Menschen oft nur bei äußerlichen Anlässen . . . Für Wundt bedeutet der 80jährige Geburtstag keinen Abschluß und keinen Abschnitt, er ist für ihn nur ein kalendarisches Ereignis. Ein Zeitpunkt, in dem so viele andere sich längst schon überlebt hätten, in dem sie für ihr eigenes, besseres Ich jedes Verständnis verloren hätten, beschließt eines seiner fruchtbarsten, schaffensfreudigsten Jahre. „Kleine Schriften“, „Elemente der Völkerpsychologie“, sechste umgearbeitete und erweiterte Auflage der „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, ebenso die umgearbeiteten und erweiterten neuen Auflagen der „Ethik“, der „Völkerpsychologie“, und rechnet man hierzu noch die unermüdliche Tätigkeit Wundts als Lehrer . . . fürwahr! ein beispielloses Schaffen!

Wundt wiederholt niemals seine Werke. Er arbeitet an ihnen unausgefehlt, weist über sie hinaus, und so lebt er. Sein Leben läßt sich darum leicht erzählen, weil die Werke die großen Ereignisse dieses Lebens waren. Am 16. August 1832 geboren, wurde er mit 23 Jahren Arzt, darnach Privatdozent der Physiologie. Er hatte schon mehrere streng wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Physik und der physiologischen Erforschung der Sinnesempfindungen verfaßt, als er sich die Aufgabe stellte, eine Philosophie als Wissenschaft auszubauen. Damals zählte er erst 30 Jahre. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen, währenddessen er sein Programm erfüllt hat! „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, „Völkerpsychologie“, „Logik“, „Ethik“, „System der Philosophie“ sind seine fünf Hauptwerke, die ebenso viele neue, lichtvolle Wege der Wissenschaft wiesen. Nur flüchtige Hinweise können hier Platz finden. Zu der Zeit, wo Wundts

Schaffen einsetzte, hatte die deutsche Philosophie eine gärende Übergangsperiode durchzumachen. Die alten, großen Systeme der Philosophen-Dichter hatten die Macht über die spekulationsmüden Gemüter verloren. Für die Schönheit des Versuches, ein allumspannendes, künstlerisch vollendetes System zu schaffen, war kein Sinn mehr vorhanden. Man konnte wohl begreifen, warum Hegel auf die Bemerkung, seine Planetentheorie stimme nicht mit den Tatsachen überein, mit souveräner Ruhe erwidert haben soll: desto schlimmer für die Tatsachen . . .

Wundt als Denker verbindet in seiner Weise den Universalismus der klassischen deutschen Philosophen mit dem ungeteilten Drang nach Gewissheit, nach dem Ziel des ganzen modernen Forschens. Er übertrug den Geist der Naturwissenschaften, der in unumstößlicher Feststellung von Tatsachen gipfelt, auf das schrankenlose Gebiet der Seele. So schuf er einen Versuch der wissenschaftlichen Philosophie. Die Wirklichkeit verrät ihr Interes dem Naturforscher, der an sie mit methodisch geleiteten Beobachtungen und Experimenten herantrat. Nun sollte der Zauber des Unerforschlichen, Unberechenbaren, Unzugänglichen der Seele, hinter dem so lange nur Vorurteile ihr wüstes Spiel getrieben haben, fortan dem Wirklichkeitssinne des Philosophen weichen. So entstand eine Psychologie, die sich alle nur erdenklichen Verfahrensweisen der naturwissenschaftlichen Forschung anzueignen bestrebt ist. Das erste psychologische Institut in Leipzig wurde durch Wundt ins Leben gerufen, das heute überall seine Nachahmer findet. Ein ungewöhnliches Schauspiel eröffnete sich da: Wechselstrommaschinen, allerhand schwierige mechanische Apparate sind der Erforschung der Seele dienstbar gemacht worden. Statt jener gar zu oft willkürlichen Selbstbeobachtung der alten Psychologen, die so gern nur in den höchsten, kompliziertesten Offenbarungen des Seelenlebens verweilten, stellt eine Forschergemeinschaft infolge der überwältigenden Menge von Tatsachen überall da Gesetzmäßigkeiten fest, wo einst der Ahnung voller Spielraum gelassen war. Seele wird Natur, der Gedanke wird in seinem zeitlichen Verlauf, in seiner physiologischen Bedingtheit aufgefaßt. Wohl handelt es sich zunächst um die elementarsten Prozesse des inneren Lebens, um Sinnesempfindungen, um reflexartiges Urteilen, vor allem aber kommt es hier auf die Richtung der neuen Forschung an, nicht auf die zurückgelegte Strecke. Die Seele wird nicht dadurch gedemütigt, daß sie in ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit erfaßt wird, denn dies tut sie selbst, sie als forschender Geist. Noch nie hat Selbsterkenntnis den menschlichen Stolz verletzt. Mögen die übereifrigen Schüler den großen Richtungsgedanken des Meisters verengen und das Hilfsmittel der Experimente feierlichst zum einzigen Hauptzweck stempeln. Wundt hat sich mehrfach ausdrücklich gegen die Überschätzung der psychologischen Klärungsfähigkeit der Experimente ausgesprochen. Wies er doch unermüdlich in seinen Werken auf das ureigene schöpferische Wesen des Bewußtseins hin, dem mit landläufigen, vereinfachenden Erklärungen materialistischer Art nicht beizukommen sei. Es galt, die Natur mit ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit im Bereiche der geistigen Schöpfungen

zu durchschauen und dadurch erst die Bahn für deren volles Verständnis freizumachen. So mußte nach der experimentellen Psychologie des einzelnen die Völkerpsychologie auf vergleichender Grundlage geschaffen werden. Von den gewaltigen Schöpfungen der Gemeinschaft, — der Sprache, der Kunst, der Religion, der Sitten, — sucht Wundt die ureigene Beschaffenheit der Seele abzulesen. Ein Riesenwerk, dem gewiß in solcher Anlage nichts Ebenbürtiges an die Stelle zu setzen ist, liegt vor uns. Das menschliche Vorstellungsleben ist aus der vergleichenden Betrachtung aller bekannten Sprachen in solchen Tiefen enthüllt worden, wo hin die Psychologie des einzelnen niemals hinabzusteigen vermag, die Kunst, die Religion haben in die Werkstatt der ewig schaffenden Phantasie, des erlösendsdurstigen Gefühls geleitet, die Sitten, die sozialen Einrichtungen jeder Art offenbaren den Gesamtwillen, rücken uns die verborgenen Triebfedern der Geschichte näher. Der Abschluß des ganzen Werkes wird noch aus der stillen Studierstube des Unermüdlichen herausstreten.

Die Psychologie ist für Wundt die zentrale Geisteswissenschaft. Das eigentlich Menschliche tritt nur dem verständlich entgegen, der die Fähigkeit besitzt, sich in die volle Wirklichkeit der Erlebnisse anderer mitempfindend zu versetzen. Das seelische Leben ist in seinem Verlauf ein einheitliches, einzigartiges Ganze. Im Geiste dieser Anschaunng, für die das ganze moderne Zeitalter deutlich spricht, hat der Philosoph die weiteren Geisteswissenschaften, Logik und Ethik, ausgebaut.

Es gibt für ihn keine abstrakte, rein formelle Wahrheit, keine schulmäßige, geistesstötende, empfindungleere Logik. Das Wahrheitsbewußtsein löst sich allmählich von den begleitenden Vorstellungen und Gefühlen ab. Wo ist nun die Wahrheit? Zunächst wohl dort, wo sie ihre Machtvollkommenheit durch die stolze Geschichte des menschlichen Forschens, durch die märchenhaften Errungenschaften der modernen Naturerkennnis überwältigend bewiesen hat. So führt uns die „Logik“ Wundts in die Werkstätten der Einzelwissenschaftler, wo wir die Verfahrungswisen im Suchen und Tasten nach den Wahrheiten erkennen. Das Spezifische eines Chemikers oder eines Ökonomisten miterleben, von der ihnen eigenen Freude an der Lösung des Problems sich mitergreifen lassen, dies lehrt die Methodik der Wissenschaften, die den größten Teil jenes Werkes ausmacht. Um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein, müßte man die gesamten Wissenschaften erfaßt haben, die aus der Periode der bloßen Vermutungen herausgetreten sind. Wundt war gerade geeignet, eine derart schwierige und komplizierte Aufgabe zu lösen.

Als er nun die Wege aller Einzelwissenschaften durchwandert und ihre Ergebnisse in ein großartiges, künstlerisch geordnetes Ganze gebracht hatte, ergab sich ihm ein Weltbild der modernen Philosophie. Es war kein lückenloses System, das er sein „System der Philosophie“ nannte. Das Verlangen nach Gewißheit, der Wille zur Aufrichtigkeit verbieten es ihm, die Lücken durch Lügen zu ersehen. Jede Einzelwissenschaft langt bei Hypothesen an, die an die Grenzen des jeweils

Erkennbaren führen. Vereinigt man solche hypothetischen Begriffsbildungen mit den sicheren Bestandteilen der Wissenschaft, aus denen sie sich dem ahnungsvollen Geiste logisch ergeben, so hat man vielleicht keine „erakte“, wohl aber mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit harmonierende Philosophie.

Es bleibt aber noch ein Gebiet, das nach fast allgemeinem Vorurteil durch die Verührung mit der nüchternen Wissenschaft nicht geklärt, sondern entweicht werden müsse, dies ist das sittliche Leben. Wie sollte man mit dem Drange nach allgemeingültigen Formeln dem urpersönlichen Pflichtbewußtsein beikommen, was soll die Wissenschaft, für die Mathematik und Mechanik Ideale sind, mit der Freiheit der moralischen Selbstbestimmung anfangen! Antwort darauf gibt die Ethik von Wundt, sie zeigt, wie die zauberhaft schöne Blume der Sittlichkeit aus der in der Erde der Tatsächlichkeit verborgenen ruhenden Wurzel ihre Lebensfähigkeit schöpft, wie das Pflichtbewußtsein aus der notwendig bedingten Rücksichtnahme der Menschen aufeinander im sozialen Leben hervorgehen müste. Zu oft wurde den Menschen gepredigt, wie sie leben sollten, zu selten hat man sich darüber Rechenschaft gegeben, wie sie in Wirklichkeit leben. „Liebt eure Feinde“ war das Sollen, Kriege zwischen Kulturstäaten — das Sein. Erst nachdem die rein natürliche, gruppenpsychische und soziale Entstehung der Sittlichkeit überzeugend klargelegt worden ist, weist der Forscher auf die von Hoffnung und Kampfesfreude umstrahlten Höhen des zum Sein gewordenen Sollens, auf die verwirklichte Humanität hin. Die Menschheit soll der Menschlichkeit den Weg bereiten, und sie wird es nach aller wissenschaftlichen Voraussicht tun. Aus der Familie, dem Stamm, dem Staate bildet sich, mit historischer Notwendigkeit, der große Menschheitsverband aus. Die eigenen Ansichten Wundts, die in der „Ethik“ zum Ausdruck gelangen, sind von ihm selbst aufs deutlichste von den verbürgten Tatsachen seiner Wissenschaft gesondert. Gerade er, dessen Gedanken nie ruhen, der sich selbst unausgesetzt berichtigt, ruft die Freiheit des Widersprechens heraus, wenn er nur als Mensch zu uns spricht. Der Gedanke weist oft über seinen Urheber hinaus.

In Wundts beispiellos regem Schaffen findet das wissenschaftliche Bewußtsein unseres Zeitalters seinen reinsten Ausdruck. Gewiß erschöpft der Drang nach Wahrheit noch nicht den ganzen Menschen. Die seelische Voraussetzung eines erfolgsichereren Forschers ist Besonnenheit, Behutsamkeit, die den ungeduldigen Drauflosgängern und Knotenzerhauern von Fach als schwächliche Unentschiedenheit und Halbheit erscheinen mögen. Es sind auch Vorwürfe laut geworden, Wundts Denken lasse in der gleichmäßigen Tagesklarheit der Gewissheit die Tragik der tieferen Wirklichkeit ungewürdigt, die dem erschütterten Künstler gesteigert vernehmlich wird. Es ist kaum noch nötig, zu bemerken, daß derartige Vorwürfe jeden Ernstes ermangeln, wenn sie von einem Menschen den Reichtum an seelischen Arten verlangen, die nur die Gemeinschaft offenbaren kann.

Vielleicht charakterisiert Wundts Schaffen am besten eine Bemerkung in

der Vorrede zur zweiten Auflage der „Physiologischen Psychologie“. Aus dem einen Band der ersten Auflage, bemerkt er, sind „unversehens“ zwei Bände geworden, da er mit den Fortschritten der von ihm geschaffenen jungen Wissenschaft Schritt gehalten hat. „Unversehens“! . . . So schafft die Natur, so schafft ein großer Geist in seiner schlichten Erhabenheit! Die Natur beweist zum Glück für die Menschen zuweilen, daß sie auf ihr vornehmstes Erzeugnis, auf den Geist, stolz ist. Schonend hält die Natur den Unermüdlichen in seinem 80. Lebensjahr von den Folgen ihrer unerbittlichen Geseze unangetastet fern. Und so möge sie ihn noch für eine lange Reihe von Jahren dem Schaffen, der Menschheit erhalten!

Heinrich Embser: Vom philosophischen Messias.

(Zum 50. Geburtstage Constantin Brunners.)

Ein Hinweis für Suchende.

— — — — —
Segen spendend, reich gesegnet —
Seele, sieh, wer dir begegnet:
Ohne Kronen, ohne Knechte
Wandeln Könige durch die Nächte.
Viktor Hardung.

Also der Dichter: wir aber lagen auf der Lauer in der Nacht unsres peinvollen Agnostizismus und unsre Seele sah, wer ihr begegnete; und da wir unsren König, unsren Messias in der Lebensweisheit erkannten, da freuten wir uns und ließen ihn nicht vorübergehen, sondern schlossen ihm jauchzend die Tore unsrer sehnfütigen Herzen weit auf: wir, unablässig die Wahrheit mit der Seele suchend.

Wie spricht er zu uns, unser Meister, von der Wahrheit: „Dieses ist die Zeit, darin sie die Wahrheit totsagen, ohne sie auch nur zu betrauern . . . Die Wahrheit, die in sich ganz bestimmte und ganz zuverlässige, die befestigende Wahrheit von objektivem Inhalte, sie lebt, sie lebt! Gegen allen Abergläuben, der, indem er für Wahrheit sich ausgibt, uns um sie betrügt; und gegen alle Sophistik, wodurch ihr Vorhandensein gelegnet wird; gegen den Skeptizismus, die Verleumdung der Vernunft und die Verschmähung unsrer selbst, wollen wir unser Leben lang diesen Satz und damit unser Recht und unsern ewigen

Adel verfechten: die Wahrheit lebt! Und dies ist Leben, welches mir lieber ist als dieses mein Leben; und so gewiß ist es, wie mir und dir Geborenem der Tod ist." —

Und nochmals, am Schlusse des ersten Teiles seines weltumspannenden Lebenswerkes ertönt seine Stimme im Orkan: — „Die vielen Wahrheiten, die müssen aus der Welt. Ihr seht das nicht und fühlt das nicht, dieses unsäglich Furchtbare ihrer vielen Wahrheiten! Aber ich habe es gesehen und habe das für sie alle, o wie tief! gefühlt und gesitten, denn jeder Blutstropfen hat mit dem Gedanken daran mein Herz bewegt; und das weiß niemand, was in diesem lebendigen, zuckenden Herzen gewesen, als ich diesen Wahrheiten, einer nach der andern, die Larven abriß, und da war kein Gesicht!! — und ehe dieser, mein so totkalt klingender, „abstrakter“ Satz sich mir fügte: „Der Aberglaube ist das Nichts, das Nichts, welches wie ein Etwas gedacht wird“, und was mir da aus der Finsternis ins Herz gehackt kam. Und ich hasse sonst nichts als nur . . . aber dies mit einer Leidenschaft meines Blutes, wovon ihr nicht wißt, die ihr nur andre Leidenschaften kennt — ich hasse dieses Nichts des Aberglaubens — und gleichwie Alexander und Tamerlan kein Volk unbesiegt wissen wollten, so möchte ich keinen einzigen Gedanken des Aberglaubens unüberwunden lassen, und packen, die Zipfel des Lakens festpacken, welches ihr Denken bedeckt, und es ihnen ganz davon herunterreißen, und möchte den Aberglauben auf allen Welten überwinden!" — — —

So also spricht er, der begeistertste Schüler und berufenste Interpret des Meisters Spinoza. Aber er baut noch weit über Spinoza hinaus: die Gralsburg der Allmutter Philosophie. — Er baut: „Was bis heute in zwei Bänden vorliegt, ist nur der erste Teil des Werkes, dem ein ganzes Leben geweiht ist. Doch kommen wir durch diesen ersten Teil sehr wohl auf den Weg, der noch zu gehen sein wird, sein Ziel und die Hauptstationen. Und es wird in uns laut wie Gebet und Segen: möchte das Ganze zur Vollendung gedeihen! Ein Geistesbau wird hier unternommen, wie er nie von einem Menschen erdacht, geschweige denn erschaffen wurde. Ja, ein gewaltiger Bau ist dieses Werk, dessen erstes Stockwerk nun aufgerichtet vor uns steht. Ein tief gegrabenes Fundament, Mauern, die keinem Ansturm weichen werden, die Steine sorgsam behauen und fest aneinander gefügt, und nicht vergessen wurde der Schmuck, daß alles nicht nur gut und stark, sondern auch schön sei. Vor unsren Augen, ja, wie mit uns zusammen führt er das Gebäude seiner Lehre auf, in dem wir am Ende so heimisch geworden sind, daß es uns Vaterhaus zu sein dünkt. Das ist es bereits für viele geworden.“ (Moebius.)

Was aber bringt uns Constantin Brunner in seinem gigantischen Werke „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke“, was ist das für eine neue Lehre?

Zuerst öffnet er uns die Augen über die dreierlei Weisen des menschlichen Auffassens, er nennt diesen Teil seiner Lehre
die Fakultätenlehre.

Drei Arten des menschlichen Denkens gibt es. Allen Menschen gemeinsam ist das Denken des praktischen Verstandes: die Welt der relativen Wirklichkeit, in der das Absolute nicht gedacht und nicht gefunden werden kann. Hier, im praktischen Verstande, der lediglich unsrer Praxis, unsrer Lebensfürsorge dient, hier sind wir weiter nichts als ein Ding unter Dingen: ein bewegliches Ding innerhalb der allgemeinen dinglichen Bewegung; hier müssen wir so denken, — „weil wir ohne solches Denken nicht sein könnten dieses Ding, dieses lebende Ding Mensch, welches wir durch solches Denken sind.“

Als bewegtes Ding „treiben wir mit unsrem Fühlen, Wissen und Wollen eben das, was die übrigen Dinge der Natur auf andre Weise treiben, oder vielmehr, wir werden getrieben, gleich diesen in der einen Bewegung, darin jedes Ding nach seiner Besonderheit bewegt ist, — wir erfassen die Besonderheit unsrer Bewegung, die wir sind, in uns auch nach unsrer Innerlichkeit, während die der übrigen Dinge nur als äußerliche Existenz oder Bewegung von uns wahrgenommen wird.“ — An andrer Stelle: „Dinge, Dinge, Dinge — ihr werdet nichts sehen als eure Dinge, und wenn euch das eine Auge zum Mikroskop und das andere zum Teleskop wird.“ —

Soviel in gedrängtester Kürze über die erste Fakultät des Denkens, über den praktischen Verstand, über die Relativität.

„Grundverschieden von der ersten ist die zweite Weise der Auffassung, deren Gedanken uns nicht keimen aus unsrem Leben, aus unsrem praktischen Verstande, und ihm nicht dienen. Mit der zweiten Weise des Auffassens denken wir nicht als Menschen und nicht als zugehörig zur Welt der Vielheit von Dingen oder zur Bewegungswelt. Hier findet sich Besinnung auf unser wahrhaftes und ewiges Wesen, auf das, was aller relativen Existenz, mithin auch der unsrigen zugrunde liegt. Hier ist eigentliche Erkenntnis der wirklichen Einheit oder der absoluten Wirklichkeit, die tatsächlich im Denken vollziehbar ist; die das Einzige ist, was im Denken tatsächlich widerspruchsflos vollzogen werden kann.“

Ich nenne diese Weise der Auffassung Geist.

Entsprechend dem, was uns im relativen Denken des praktischen Verstandes bewußt wird als Fühlen, Wissen, Wollen: erscheint im geistigen oder absoluten Denken Kunst, Philosophie, Liebe.“ — (Liebe im höheren, philosophischen Sinne wie Spinozas amor dei, Platons Eros und Brunos eroici furori.) Bei Kunst und Philosophie ist zu bemerken, daß der echte Ne produzierende dem echt Produzierenden völlig gleich zu achten ist. Diese beiden Fakultäten des Denkens sind von den Philosophen anerkannt. Was aber völlig neu und nur dem Genie Brunners zu danken ist, das ist die scharfe Absonderung dieses

Denkens des Geistes vom Denken des Aberglaubens, des Analogons, wie Brunner es nennt.

„Diese dritte Fakultät des Denkens, grundverschieden von der ersten wie von der zweiten, denn sie hat nicht gleich dem praktischen Verstande die relative Wirklichkeit und nicht gleich dem Geiste die absolute Wirklichkeit zum Gegenstande, sondern ihr Gegenstand ist die verabsolutierte Relativität oder das fiktiv Absolute (wovon das deutlichste Beispiel mir fühlbar nahe genug besitzen an der modernen Naturmetaphysik vom materialistischen Monismus) — diese dritte Fakultät ist die Weise der abergläubischen Auffassung oder das Analogon, wie ich sie darum nenne, weil sie — in der Umkehrung — das Analogon zur Wahrheit des Denkens oder zum Geiste bildet. Sie ist die Umkehrung der geistigen Wahrheit und erscheint in dieser Umkehrung als ihre Nachahmung; sie bejaht in absoluter Weise, was die geistige Erkenntnis verneint: die Relativität.“

Es ist dies keine Einteilung, die der eine so und der andre anders treffen könnte; nicht nach Willkür, Gelüst oder Spielerei wird so eingeteilt — nein, hier sind gar nicht wir es, die da einteilen, sondern wir sehen nur, wie eingeteilt ist: bei dieser unsrer Einteilung ist es um nichts zu tun, als daß wir erkennen die Teilung, welche die Gedanken in uns und mit uns vornehmen. Und da nun erscheint es um so seltsamer verwunderlich, daß in dem Schema der Einteilung, welches doch in aller Strenge ein Bild sein müßte jener Teilung, daß da die Menschen nicht bis drei zählen könnten, und daß von dem Dritten jener drei, die sich in uns Menschen geteilt haben, gar nicht die Rede ist, obwohl dieser Dritte den Löwenanteil genommen hat.“

Dieser Dritte aber, der mit dem Löwenanteil, der Aberglaube, erscheint entsprechend dem Fühlen, Wissen und Wollen des praktischen Verstandes und der Kunst, Philosophie und Liebe des Geistes, er kommt zutage als Religion, Metaphysik, Moral. (Moral ist nicht zu verwechseln mit Ethik, die aber zum geistigen Denken gehört!)

„Religion, Metaphysik, Moral — das sind die drei Äste des Urbaumes Aberglaube, die ihr Gezweig über die ganze Menschheit ausbreiten.“ — — —

Die zweierlei Menschen.

Auf Grund dieser einzigartigen und großzügigen Fakultätenlehre Brunners haben wir endlich eine feste Basis zur Kritik der Menschen, des menschlichen Lebens und zur Selbstkritik: das geistige Normalmeter ist uns in die Hand gegeben, um mit richtigem Maße uns und die Umwelt zu messen, und der wahre Probierstein ward uns verliehen, um lautres Gold von Talmi zu unterscheiden. Denn je nachdem bei den Menschen gedacht wird die Wahrheit, das ist das Denken des praktischen Verstandes auf Grund des geistigen Denkens, also praktischer Verstand + geistiges Denken, oder der Aberglaube, das ist praktischer Verstand + Analogon d. h. aber Nichtdenken — Ungedanken — da dieses Denken kein Denken ist, denn nur das geistige Denken ist wirklich denkbar — je nachdem

also den Menschen dieses oder jenes Denken, und entsprechendes Handeln, kommt nach der ewigen Urentscheidung der Natur — je nachdem sind sie zu rechnen: zu den Geistigen oder zum Volke.

Und „Volk“ kann noch so lebensklug, noch so gebildet sein oder noch so hoch stehen: wer im Aberglauben steht, ist Volk.

Und noch ein Wort zum „Aberglauben“: „Man verlerne, nach Art des Volkes, Aberglauben immer nur zu suchen in der Vergangenheit, in „niederen“ Kulturreisen und in bestimmten, wie man glaubt, absterbenden Erscheinungen; darf auch von der Gegenwart sich nicht irre machen lassen und demjenigen, was von den Gebildeten und Gelehrten für Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnis gehalten wird, nur entnehmen, was dies wirklich ist, hat am meisten sich zu hüten vor dem uns gefährlichsten Aberglauben in wissenschaftlicher Ausstaffierung — — —.“

So zeigt uns der Weise von Tempelhof den Riß, der durch die ganze Menschheit geht und führt uns mit fester Hand an die gähnende Schlucht, die sie unüberbrückbar scheidet: die Geistigen und das Volk.

Und wie zeigt er uns alle diese Erkenntnisse: in welcher klingenden, klassisch schönen Sprache, mit welchen Worten und Bildern, in welcher Bewegung und Erregung und mit welcher warmen Liebe! Nicht in der eiskalten Rede und im herzlosen Stile vieler Kathederphilosophen, nicht in der bekannten harten und rauhen Weise, die abstößt statt anzuziehen; nicht so, sondern als Liebender Künstler — Philosoph, liebespendend und darum liebeweckend, und in dieser geistigen Dreierheit bezeugend den unauslöschlichen Adel des Geistesaristokraten.

Er, der große, leidenschaftliche Denker kristall klarer Gedanken: „Das Denken ist die stärkste Leidenschaft, und der leidenschaftlichste Mensch ist der Denker; in ihm sind Tiefen von Leidenschaft, in seinem gewaltigen Fühlen und Wollen; er vollbringt mit heroischer Kraft aus der Tiefe des menschlichen Wesens, darum auch ist der Erfolg seines Vollbringens der größte und nachhaltigste unter den Menschen, und er gelangt zur Weltherrschaft im höchsten Sinne: über die wechselnden Menschen aller Zeiten, aller Reiche, er mit seiner gewaltigen Leidenschaft . . . Die Leidenschaft des Denkens gehört zum Philosophen wie überhaupt zum geistigen Menschen: nur die Gewalt und der Glanz dieser Leidenschaft ist es, was die großen geistigen Naturen groß macht.“ —

Ja, so will ich schließen: wenn von einem das Wort gilt, das Brunner auf den Herakleitos geprägt hat, so gilt es von ihm selbst: „So erklingt die Harfe der Menschheit nur, wenn einer von den ganz Gewaltigen sie spielt.“ — — —

Literaturnachweis.

1. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Berlin, Axel Junker.

2. Constantin Brunner: Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit. Ebenda.
 3. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Archiv für system. Philosophie. Augustheft 1911.
 4. A. Moebius: Constantin Brunners Lehre, das Evangelium für die Gemeinschaft der geistig Lebendigen. Berlin, W. Borngräber.
 5. Dr. Ed. Baumer: Constantin Brunner über die Prinzipien der Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin. München bei Otto Gmelin.
-
-

Max Lesser: Gerhart Hauptmann in Lauchstedt.

Die Aufführung von Hauptmanns Gabriel Schilling bot manche mit Dankbarkeit gefühlte Überraschung. Zunächst: Viele Menschen konnten an diesem erlesenen Tage willkommene Entdeckungen im eigenen Busen machen. Viele, die nach Lauchstedt fuhren, empfanden mit erstaunter Freude, daß ihnen die Fähigkeit zu reinem Genießen durch den Dunst des Alltags, durch die Last, mit der die Ketten des Berufs sie beschweren, denn doch nicht verloren gegangen ist. Nur verschüttet war sie, nur der Gelegenheit bedurfte sie, um sich wie eine ermatte, aber noch triebkräftige Pflanze zu erholen. Wie geht man denn sonst ins Theater? Aus drängender Hast der Arbeit heraus, den Blick rückwärts zur Arbeit gewendet, mit immer noch aufgepeitschten Nerven, unfroh, oft genug geladen mit heimlicher Erbitterung gegen den Mann und das Werk, die sich anmaßen wollen, uns für diese Sinnlosigkeit eines leeren Lebens-tages eine höhere Ordnung, Tiefe und Schönheit zu geben. Wir nehmen die mit Staub und Ausdünstung erfüllte Atmosphäre des Werktags mit in den Theatersaal; wir sollten, wenn wir genießen wollen, zuerst werden wie die Kinder, aber das können wir nicht. Der Dämon der Unruhe lauert auch im Theater auf uns, und gerade hier werden wir ihm am schnellsten zur widerstands unfähigen Beute. Wie anders, wenn man zu einer Aufführung wie zu einer festlichen, aus dem Bereiche des grauen Tages reinlich abgegrenzten Veranstaltung kommt! Es ist das erste Mal, daß ich an mir selbst verspürt habe, welche Seelennot Wagner und nach seinem Vorbild andere Männer dazu trieb, ein Theater außerhalb des Qualms der großen Städte zu schaffen und zwischen Arbeit und Kunst einen breiten Raum zu schieben, bei dessen Zurücklegung der Besucher sich innerlich reinigen und sich

bereit machen kann für ein starkes Erlebnis. So aber empfanden Hunderte, die nach Lauchstädt fuhren und dann in lockerem Zuge durch das verschlafene Städtchen zum Kurpark und zum Goethe-Theater schritten, wirkliche Pilger, denen eine gemeinsame Erwartung freudig, hebend und gehoben die Gemüter erfüllte. Und dies war die zweite wunderschöne Überraschung, die uns dieser Tag bereitete, daß man nämlich mit frohen Gefühlen kam, mit einem leisen, den meisten gewiß schwer erklärblichen Jubel in den Seelen, mit einer neugierigen Lustigkeit, die willens war, ein Fest mitzumachen. Wahrhaftig, man war sich gegenseitig bei-nahe gut. Verrückte Frage, ob sich sonst wohl ein Premièrepublikum in unseren Millionenstädten gut ist! Verrückt klingt die Frage, weil ein stürmisches und hartes Nein von tausend Lippen springt. Hier aber war man anders gestimmt. Hier waren zumeist nur Männer und Frauen erschienen, die Verehrung vor dem Genius haben und die an einer schönen Veranstaltung nicht bloß als Empfangende sondern auch als Gebende teilnehmen wollten, als Gebende in der Weise, daß sie ihre Dankbarkeit genießend und verstehend als Gastgeschenk gegen erhaltene Gaben auszutauschen gedachten. Und so wurde es zu reizendem Auftakt, daß das Publikum, bestaunt von den schlchten braven Lauchstädttern, im Schatten der Biedermeierhäuschen durch das Städtchen wanderte, bis der Park uns aufnahm, dies kostliche Stück halb gepflegter und halb verwilderter Natur mit seinen gewaltigen Linden und Kastanien rings um den stillen Teich, auf den das Kurhaus, das Brunnenhaus, die Kolonnade, das Theater noch so blicken wie in den Tagen von Goethe und Schiller, das Ganze eine Überlieferung edler Zeiten, umwittert von dem immer noch fühlbaren Hauch einer erschütternd großen, an die Seelen rührenden Vergangenheit.

Das liebe Theaterchen ist vor einigen Jahren wohl etwas aufgefrischt worden, aber selbstverständlich hat man es sonst gelassen, wie es zu Goethes Zeiten war. Ganze zwölftausend Taler hatte der Bau gekostet, der im Sommer 1802 mit Goethes Festspiel „Was wir bringen“ eingeweiht wurde. Eine Viertelkreisdecke, die wie ein Zeltdach behandelt ist, spannt sich über den Saal, ein Balkon springt vor, leichtes, weißgestrichenes Gitterwerk grenzt die Estrade nach dem Parkett hin ab, und den einzigen Schmuck der schmalen Umgänge wie der Wände des Zuschauerraums bilden einige Kupferstiche, Porträts der großen Dichter, Szenen aus ihren Stücken, dann auch eingerahmte Theaterzettel. Man sitzt auf schmalen, mit Stoff bezogenen Bänken, die mit ihren weißen quadratisch geteilten Lehnen wie Gartenbänke aussehen. Links von der kleinen Bühne ist der Platz, von dem aus Goethe die Aufführungen leitete. In diesem Raum, in diesem Rahmen also sollten wir Hauptmanns Stück sehen, das der Dichter jahrelang mit schwer zu begreifender Scheu zurückgehalten hatte und von dem er beim ersten Abdruck in der „Neuen Rundschau“ bemerkte hatte, er wolle es nicht auf den Hazardtisch einer Première legen, es sei keine Angelegenheit für das große Publikum sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises; jedoch eine ein-

malige Aufführung vollkommenster Art im intimsten Theaterraum sei sein Wunsch. Die vor kurzem (bei S. Fischer) erschienene Buchausgabe des Dramas enthält diese Vorbemerkung nicht mehr, so daß man annehmen darf, Hauptmann habe seine Bedenken fallen gelassen. Hat er sie aufgegeben, so ist es mit vollem Recht geschehen. Denn dies ist eine der weiteren willkommenen Überraschungen der Lauchstädtter Veranstaltung, daß „Gabriel Schillings Flucht“ seine starke Bühnenfähigkeit siegreich erwiesen hat, und es ist jetzt außer Frage, daß das Stück im nächsten Winter in vielen Städten gegeben werden wird. Der Dichter wird nach der Erprobung der Wirksamkeit keine Einwendungen mehr machen.

Der Eindruck, den die Lektüre zurückließ (nach dem Erscheinen des Dramas in der „Neuen Rundschau“), fand durch die Aufführung Bestätigung, Ergänzung und Korrektur zugleich. Das Stück ist ungemein fest gefügt, in allen seinen Teilen gut ineinander verzahnt, klug berechnet und mit einer bei Hauptmann nicht immer anzutreffenden Sorgfalt disponiert. Es ist neben seinen sonstigen Qualitäten ein ganz vortreffliches Theaterstück voller nicht erzwungener, sondern lebendig und organisch aus den Vorbedingungen herauspringender Spannungsmomente. Es hält den Zuschauer durch die klare Linienführung ebenso in Atem wie durch die Entfaltung einer reichen seelischen Entwicklung. Spieler und Gegenspieler sind mit einnehmender Meisterschaft einander gegenübergestellt. Man fühlt sehr bald, daß es mit dem morschen und doch so bemitleidenswerten Gabriel Schilling abwärts gehen wird, aber man ist begierig auf das Wie, und die Ahnung seines furchtbaren Schicksals setzt sich im Betrachter in eine vorwärtsdrängende Neugier um, die an der geschickt geführten Handlung keine Hemmnisse einer quälenden Retardation findet. Das alles sind Vorzüge, die dem Stück als einem Bühnenwerk nützen, ohne ihm als einem Drama und einer Dichtung zu schaden. Dies Schauspiel ist ein Musterbeispiel dramatischer Gerechtigkeit. Der Dichter kontrolliert sich unausgesetzt, und wenn er urteilt und verurteilt, so wird er doch wieder selbst zum Anwalt der Personen, denen er den Stab bricht. Die Menschen zeigen sich von vielen Seiten, wir sehen ihre Vordergründe und ihre Hintergründe, wir sehen, warum sie schuldig wurden, und daß sie Unschuld inmitten ihrer Schuld besitzen. Diese Russin Hanna Elias ist kein Vampyr, dem es gierige Wonne wäre, sein Opfer zu zerstören, sondern sie liebt den Maler Schilling und sie glaubt wirklich, daß er sie brauche, daß gerade sie ihm notwendig sei. Wenn Schilling von seiner Frau Eveline spricht, so sieht man sie als ein verknöchertes Nichts, als das beinahe mit Bewußtsein wollende Unglück seines Lebens. Wenn sie aber die Bühne betritt, dann ist sie plötzlich ein Mensch, an dem zwar kein Zug anders zu sein braucht als in Schillings Subjektivismen über sie, so aber, daß diese Züge sich unversehens mit Blutwärme anfüllen, und daß aus der Zerrissenheit eines gequälten Daseins ein Gemüt aufleuchtet. Ein Schicksal wird enthüllt, und diese Frau hat vielleicht soviel Recht, wie sie Unrecht hat. Zu jedem Schatten setzt Hauptmann etwas Licht, jedes Licht konturiert er mit mahnendem Dunkel. Gabriel

Schilling und Hanna Elias sind kontrastiert mit dem Bildhauer Mäurer und seiner tapferen, klugen Lebensgenossin Lucie Heil, der reizendsten Frauengestalt, die dem Dichter bisher gerundet und gesund aus der formenden Bildnerhand gesprungen ist. Wundervoll, wie der Atem der Gesundheit, des geistigen und seelischen Gleichgewichts uns von Mäurer und seinem „Schusterchen“ entgegenweht, aber wir wissen nicht, ob es dauern wird. Wir wollen es wünschen und hoffen, denn um Schusterchen wäre es schade und um Mäurer schließlich auch. Jedoch wer weiß, ob dies bewegliche Mannesherz, das der kleinen Russin Majakin schon allzu kräftig entgegenzuschlagen begann, nicht eines Tages für eine Nachfolgerin von Lucie Heil erglühen mag. Und auch er könnte sich alsdann wohl verlieren.

In diesem Stück drängt die Entwicklung zum stärksten Zusammenstoß zwischen den um Schilling kämpfenden Frauen hin, und der Anprall ist furchtbar genug, aber das Drama selbst spitzt sich doch nicht auf diese Szene zu, sondern sie ist (ein Zeugnis für die Weisheit des Dichters) nur eine, wenn auch entscheidende Episode. Einem anderen Verfasser wäre es verlockend erschienen, die Entladung noch entsetzlicher sich ausrasen zu lassen, hier jedoch bleibt es dem Zuschauer vorbehalten, das verhältnismäßig Wenige, das freilich auch schon viel ist, in seiner mitschaffenden Anteilnahme zu steigern und zu der wildbewegten Oberfläche die Tiefe hinzuzufügen, aus der diese Ströme von Haß und Wut, von Klagen und Anklagen emportauchen. Wieder aber sind Recht und Unrecht gleich verteilt, unser Urteil verurteilt, unser Mitleid versteht. Es schwebt etwas über diesem Drama, was die Stickluft, in der drei Menschen seelisch verkommen und einer von ihnen als Gebrechener, von Ekel Geschüttelter den Tod findet, mit befreiendem Hauche hinwegbläst. Der reine Atem des Meeres säubert die Luft, und Symbole, die gleich wegweisenden Meilensteinen an einem Weg des Irrtums und des Sichverlierens stehen, werden mit ihrer stummen und doch sprechenden Größe lebendig.

„Gabriel Schillings Flucht“ bedeutet, man fühlt es, viel im Leben des Dichters. Den Wert der Tragödie empfindet man aber erst ganz, wenn man mit bejahender Empfänglichkeit wahrnimmt, daß es Hauptmann gelungen ist, sie aus der Tatsächlichkeit eines Geschehisses herauszureißen und in die höheren Gefilde einer sinnbildlichen Allgemeinheit menschlicher Schicksalsmöglichkeiten zu verpflanzen, die uns alle angehen.

Max Lesser.

Heinrich Spiero:

Der Dichter und sein Publikum.

Seitdem sie zum erstenmal erklungen ist, zitiert man immer wieder die Lessingsche Klage der Dichter, die weniger erhoben, aber fleißiger gelesen sein wollen. Besonders im letzten Abschnitt der seitdem abgelaufenen literarischen Entwicklung hat ihre Wiederholung nicht ganz ausgesetzt, und noch vor wenigen Jahren hat Gustav Falke schmerzlich ausgerufen:

Wenn Ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
Jetzt könnt Ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn Ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament.

Und dem gegenüber werden alljährlich hohe und höchste Bücheranfragen verzeichnet, und es sieht aus, als ob eine ungeheure Aufnahmefähigkeit für Dichtungen vorhanden ist. Denn keineswegs handelt es sich bei diesen Erfolgen ausschließlich um Unterhaltungsromane und gefällige Bühnenstücke. So vollgültige Werke, wie die Dichtungen Liliencrons, sogar sein „Poggfred“, wie die Ausgewählten Gedichte Richard Dehmels, wie die Romane Theodor Fontanes und nach Jahrzehntelangem Harren sogar ein Teil der Meisterwerke Wilhelm Raabes, finden wirklich ihren Weg, nicht nur in die Leihbücherei, sondern anscheinend auch in die häuslichen Bücherschränke.

Und dennoch erleben wir es immer wieder, daß Hunderte, ja Tausende Menschen, die wir zu den Gebildeten rechnen, zur Poesie kein Verhältnis haben, mit den Namen unsrer größten Dichter (und nicht etwa nur der lebenden) gar keinen Begriff verbinden. Und trifft man jemanden, der in der Literatur gut Bescheid weiß, warmes Interesse und einigen Anteil hat, so kann man überzeugt sein, er macht heimlich Verse oder schreibt im stillen für Zeitungen. Liliencron, der doch viel umher kam, pflegte zu erzählen, daß er in seinem Leben nur zwei Menschen kennen gelernt habe, die für Lyrik Interesse hatten, ohne selbst Verse zu machen; die anderen dichteten alle auch. Freilich ist dabei anzumerken, daß gerade die größten Dichter sich oft gegenseitig nur dem Namen nach kennen — man erlebt da die ergötzlichsten Beispiele.

Woher aber nun der starke Büchervertrieb, obwohl eine wirkliche literarische

Atmosphäre, im allerbesten Sinne gesprochen, fast nirgends existiert? Die Antwort ergibt sich sehr leicht, wenn man sich die Leser all der vielen verkauften Bücher einmal näher ansieht: es sind fast immer Frauen. Der größte Prozentsatz des deutschen Lesepublikums ist zweifellos weiblichen Geschlechts — keineswegs eine neue Erscheinung, wenn wir an den kritischen und unkritischen Einfluß denken, den gerade die Frauen, insbesondere zur Zeit der Romantik und des jungen Deutschlands, bei uns ausgeübt haben. Ging er doch so weit, daß eine ganze Reihe an sich unproduktiver weiblicher Naturen noch heute aus der Literaturgeschichte nicht zu streichen ist, wichtiger ist als manche selbstsöpferische männliche Natur ihrer Zeit.

Freilich darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses von Dichter und Publikum die Zeitung nicht vergessen, deren literarischer Teil immer größer und bei den guten Blättern immer anspruchsvoller geworden ist und manchem neben dem Theater die Buchlektüre vollständig ersetzt. Und vollends darf man bei der Beurteilung der großen Zahlen der deutschen Verleger die ungeheure gewachsene Volkszahl und die stark angewachsene Volksbildung nicht übersehen. Würde man die Zahl der gekauften Bücher heute und vor fünfzig Jahren ins Verhältnis setzen können mit der Zahl der deutschen Bevölkerung und der Zahl der Männer und Frauen mit geregelter Schulbildung, so wäre es noch fraglich, ob das Verhältnis für unsre Zeit so günstig sein würde, wie es beim ersten Anblick erscheint und gern zum Ruhme der Gegenwart verkündet wird. Endlich müßte bei einer solchen Statistik auch der Preis miteinander verglichen werden, den Bücher damals und den sie heute haben — war doch für unsre Großeltern und zum Teil noch für unsre Eltern die Anschaffung eines Klassikers etwa eine Angelegenheit, die selbst in wohlhabenden Familien lange erwogen und für die unter Umständen längere Zeit gespart werden mußte. Für das Geld, das einst die zwölfbändige Schillerausgabe kostete, kann man sich heute Schiller, Goethe, Lessing, Hebbel, Grillparzer und Kleist alle zusammen in tadelloser Ausstattung und in wohl durchgesesehenen und eingeleiteten Ausgaben anschaffen.

Mehr aber als diese Frage bewegt uns die eine: ist das Verhältnis des Dichters zum Publikum heute anders, ist es inniger, wärmer oder kälter, fremder als früher? Es wird darauf ankommen, wie weit man bei einer solchen Abwägung historisch zurückgeht. Erstreckt man den Vergleich nur bis auf die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so kommt unsre Zeit gut fort: denn damals hatten gegenüber den Schriftstellern des Tages die Dichter so gut wie jede Fühlung mit dem Publikum verloren, die Großen der nächsten Vergangenheit waren verschollen, und die großen Lebenden — etwa Keller, Naabe, Storm, Mörike — saßen wenig bekannt in der Ecke. Es ist das große Verdienst der Bewegung der achtziger Jahre, diesen Vann gebrochen, die wirkliche Dichtung dem Bewußtsein breiterer Schichten wieder näher gebracht und, zum Teil ohne es zu wollen, die großen

Dichter der jüngsten Vergangenheit wieder lebendig gemacht zu haben, ein Verdienst, von dem freilich ein guter Teil Männern wie Adolf Stern und ihrer jahrezehntelangen stillen Arbeit gutzuschreiben ist.

Gehn wir aber zurück bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, etwa bis zum Jahre 1840, so erscheint unsre Zeit im Nachteil. Denn in allen Jahrzehnten von der Blüte Weimars an bis tief in die Jahre der Reaktion stehn Dichter und Publikum in innigem Zusammenhang — trotz allen Klagen, die auch damals laut geworden sind. Die Dichter nehmen an allen kleinen und großen Leiden des Volkes innigen Anteil, sind vielfach auch äußerlich die Führer im politischen Kampf wie in dem Kampf um andere Ideen, und man hört sie. Selbst die spröde Natur Hebbels und die in allen literarischen Geschäften gleichgültige und unbehilfliche Otto Ludwigs erscheinen bei ihrem Auftreten und noch auf lange hinaus bis zu einem gewissen Grade von der Nation getragen und gehalten.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Von dem Tageschriftsteller und dem Unterhaltungsschriftsteller (ganz roh gesprochen) einmal abgesehn, ist ein wirkliches Band zwischen dem Poeten und dem Publikum fast nirgends vorhanden. Das jene aus Schwäche scheuen Naturen keine Resonanz finden, die sich in prunkenden Gewändern und hinter schön bemalten Wänden freiwillig abschließen und sich für den gemeinen Markt zu gut halten, ist selbstverständlich — sei ihnen diese Abgeschlossenheit gegönnt, bei der sie mehr verlieren als wir. Aber auch so vielen andern fehlt das wirkliche Maß für den Pulsschlag des deutschen Lebens — sie scheinen nicht mit ihm, sondern neben ihm zu existieren, und seltsam schauen uns in einer Zeit rastloser politischer, technischer, industrieller, kaufmännischer, pädagogischer Arbeit die blassen Schemen, die künstlichen, oft in erlesener Form gekleideten Gestalten an, die aus den Büchern so vieler Talente uns entgegenblicken.

Das Publikum empfindet das wohl. Veräuscht und betäubt von einzelnen sensationellen Erfolgen der Bühne und des Romans, hat es ohnehin wenig Ohr für stillere Gaben einer unaufdringlichen Kunst. Wie sehr aber gerade auch der unverbildete Leser nach dichterischem Gut und dabei nach warmer Teilnahme an seinem eignen Leben verlangt, dafür war mir ein in die Augen springender Beweis die jüngst erfahrene Tatsache, daß in der öffentlichen Bücherhalle Hamburgs unter allen Werken der schönen Literatur Gustav Freytags „Soll und Haben“ das bei weitem gelesenste ist. Man bedenke: die Leser dieser Anstalt sind fast alle irgendwie mit dem Hamburger Welthandel und der Hamburger Großindustrie verknüpft, selbst als Angestellte oder Arbeiter in ihr tätig oder durch ihre Angehörigen, auch durch alles, was sie sehn und hören, ihr eng verbunden. Das Kaufmannsleben jedoch, das Gustav Freytag schildert, liegt diesem Riesenbetrieb der größten deutschen Seehandelsstadt ganz fern, hat nur noch bestimmte Grundzüge, in Aussprache und Handhabung aber so gut wie nichts mehr mit unsren Tagen gemein. Und trotzdem greift dies Publikum immer wieder

nach diesem Werk, das doch ästhetisch nicht so turmhoch aus den Meisterwerken seines und der folgenden Jahrzehnte hervorragt. Dies Publikum empfindet eben mit Recht in einer solchen Schöpfung den unlösbaran Zusammenhang, in dem ein Mann wie Freytag und sein ganzes Geschlecht mit Taten und Gedanken seiner Mitbürger gestanden haben. Man halte einmal ein durch Umkreis und Herkunft verwandtes Werk unsrer Jahre dagegen, von dem wir bereits Abstand nehmen können, — ich denke an Thomas Manns gewiß außerordentlich talentvolle Schöpfung „Buddenbrooks“ — ich glaube nicht, daß auch nur nach fünfundzwanzig Jahren dieses feine Buch auch nur annähernd die Lebenskraft haben wird, die das Breslauer Kaufmannsbuch noch nach fünfzig Jahren unverändert ausübt. Denn jenem, aus dem das feinere Ohr immer wieder die leise Ironie gegenüber dem „Bürger“ und seinem Tun heraußhort, fehlen der Ernst und die Liebe, die Gustav Freytag seinen Gestalten und seiner Welt entgegenbrachte.

Man hat es unserm Kaiser oft zum Vorwurf gemacht, daß er zur deutschen Dichtung der Gegenwart niemals ein warmes Verhältnis gewonnen hat. Gewiß ist diese Antipathie da bedauerlich, wo sie sich auch gegenüber solchen Dichtern aussprach, denen das letzte Mitschwingen mit der Menschheit ihrer Tage nicht fehlt, die aus solchem Mitgefühl heraus Meisterwerke gestalteten, wie Gerhart Hauptmann. Aber der Kaiser lebt wie wenige von uns ganz und gar als ein Mensch unsres industriellen, weltpolitischen, kolonialistischen Zeitalters. Wer wollte ihm da verdenken, daß er schließlich zu Hebbel zurückkehrt, aus dessen ehernen „Nibelungen“ er Laute deutscher Zukunft heraußhort, während die lebende Literatur, und gerade die ernste Dichtung unsrer Tage, die Laute des Deutschtums der Gegenwart nur zu oft vermissen läßt.

Gewiß läßt das Publikum immer wieder seine Dichter im Stich; aber es zeigt ja auf der andern Seite — man denke nur an Liliencron —, daß es sie auch wiederum zu finden weiß, wenn sie ihm etwas zu sagen haben. Man sieht es auch an den großen Erfolgen Gerhart Hauptmanns, die den Verfertigern der Tagesware des Theaters am Ende nicht nachstehn, und man erlebt es, wie schon gesagt, an dem langsam Aufsteigen unsres Größten, Wilhelm Raabe. Ich will nicht an der Forderung röhren, die Schiller einmal aufgestellt hat, als man ihn fragte: „Wie ver wahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen?“ Da antwortete er: „Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürfste Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlässe er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen.“ Aber wohl gemerkt, Schiller spricht hier von den Verderbnissen einer Zeit, und er redet

an derselben Stelle von dem großen, geduldigen Sinn, das Ideal „in das nüchterne Wort auszugesen und es den treuen Händen der Zeit zu vertrauen“. Diese treuen Hände strecken sich auch dem Poeten entgegen, und es ist nicht die Schuld der Zeit und nicht nur die Schuld des Publikums, wenn er sie immer wieder zurückstößt.

Dr. Martin Ehrenhaus: Englisches Drama und Theater von heute und gestern.

I.

Es wäre ein vergeblisches Bemühen, den Geist Shakespeares bei einer Beurteilung des modernen englischen Dramas heraufbeschwören zu wollen. Shakespeare ist tot, und das heutige England ist weiter von den künstlerischen Idealen des großen Elisabethanischen Zeitalters entfernt als je. Abgesehen vom Lustspiel, hat die englische Bühne seit beinahe dreihundert Jahren keinen universalen Dramatiker zu Worte kommen lassen. Die Versuche der deutsch-beeinflussten Dichter des 19. Jahrhunderts haben kein befriedigendes Ergebnis gezeitigt, da es keinem von ihnen gelungen ist, Dichtung und Theater glücklich zu vereinigen. In bezug auf das Verständnis der germanischen, insbesondere der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts ist das jüngste Großbritannien (mit Ausnahme eines sehr kleinen, literarisch feingebildeten Kreises) um zwanzig Jahre zurück. Ibsens Revolutionswirkungen blieben hier auf Einzelercheinungen beschränkt; die dramatische Weltdichtung Kleists und Hebbels ist noch so gut wie unbekannt, und Schillers und Goethes Tragödien, deren Aufführung wenigstens ab und zu versucht wurde, werden gleich den Dramen des großen Briten mit stark theatralischem Einschlag aufgefasczt und demgemäß zur Darstellung gebracht. So bleibt einzig das realistische Schauspiel, das Problemstück, als die ernst zu nehmende Seite des englischen Theaters der letzten Vergangenheit einer kritischen Betrachtung wert, die um so eher allgemeines Interesse beanspruchen dürfte, als sich innerhalb gewisser Grenzen dieser Gattung frische Kräfte in jungen, starken Talenten zu regen beginnen. Allerdings: auch auf diesen Zweig des Dramas hat ein (in der Kunst) spezifisch englischer Zug seinen verderblichen Einfluß ausgeübt, der am besten als lebensunwahr, als sentimental = unaufrichtig, als weichlich einsullend bezeichnet wird. Ich meine natürlich das Volksbeglückungsmittel in dramatischer Form, das Melodrama. Das Melodrama, in keinem andern Lande so überaus erfolgreich, vom rohen Ausstattungsstück über die Pantomime und das Invasionsspiel hinweg zur romantischen Pseudohistorie,

beherrscht durchaus den Herdengeschmack der großen Masse des englischen Publikums, weil es alles bringt, was der Durchschnitts-Engländer von seinem Theaterstück verlangt: glänzende Bühneneffekte, aufregende und nervenaufpeitschende Sensationen, schemenhafte Figuren, derbe Komik und sentimentale Musik mit mindestens einem rührseligen „song“. Am nächsten kommt ihm wohl das Schauerdrama des Kinos, nur mit dem Unterschied, daß in England die ersten Schauspieler, die vornehmsten Theater und die besten Hilfskräfte an dieser dramatischen Verirrung mit ihrem ganzen Können beteiligt sind. Da ist zunächst die „Drury Lane Pantomime“, das Ereignis der Saison, wo man die letzten technischen Errungenschaften bewundern kann, wo ein veritabler Eisenbahnunfall oder ein feuerspeiender Berg nichts Ungewöhnliches mehr sind. Da ist ferner die „adaptierte Novelle“ mit den gräßlichsten und dramatisch unglaublichesten Vorgängen, wie z. B. Hichens „Bella Donna“, die durch die brillante Leistung von Georg Alexander soeben das Jubiläum der hundertsten Wiederholung feiern konnte und wohl noch auf Monate im Spielplan gehalten werden wird. Und endlich ist auch Julia Neilson reuig zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt und entzückt allabendlich als bezaubernde Schauspielerin Nell Gwynn in Paul Kesters „Sweet Nell of Old Drury“, einer „romantischen Historie“ aus der Zeit Karls II. von etwas besserem Schlage, während ihre Tochter zusammen mit Herbert Beerbohm Tree-Svengali als Trilby ihre ersten derartigen Lorbeerren erringt. Eines muß ohne weiteres zugegeben werden: man behandelt alle diese Stücke wie wirkliche Kunstwerke, und der Erfolg ist eben zum großen Teil der prächtigen Aufmachung und bis ins Detail durchgefieilten Darstellung zuzuschreiben. Für das „Volk“ sorgen eifrigst die Brüder Melville, die augenblicklich in ihrem neuerbauten Theater „Wein und Weib“ geben und außerdem ein höchst verlockend betiteltes Machwerk „Der Mönch und das Weib“ zu einem 500-Rekord zu treiben suchen. Nimmt man zu diesen Produktionen, die so manchen Direktor auf ein halbes Jahr oder länger aller Sorgen entheben, noch die englisch-imperialistischen Operetten „Peggy“, „Quaker Girl“, „Mousme“, „Sunshine Girl“, die importierten Wiener Erzeugnisse (Fall, Lehár, Reinhardt, Oskar Straus) und die erotischen Phantasiestücke „Kismet“, „Sumurun“, „Buddha“ hinzu, so hat man ein ungefähres Bild von der buntshillernden, tausendfarbig glitzernden und vielbeinig zappelnden, künstlerisch so gut wie wertlosen Macht, die das Londoner Theater in der eben verflossenen Spielzeit in erster Reihe auf- und eingenommen hat.

II.

Innerhalb des ernstere Ziele anstrebenden Dramas selbst jedoch haben sich feindliche Strömungen gegen eine Gesundung der Verhältnisse bemerkbar gemacht. Einmal hat man den Londoner Varietés, diesen Betäubungsanstalten jeder künstlerischen Erziehung, von Seiten der Schauspieler zu weitgehende Konzessionen eingeraumt, die besonders materiell eine Schädigung der Theater bedeuten, dann aber

haben sich die englischen Dramatiker zu lange und zu liebevoll mit dem französischen Gesellschaftsstück beschäftigt. Die Technik und der Dialog waren indessen schon von vornherein das Beste am realistischen englischen Schauspiel; was ihm fehlte, war vor allem das persönlich Große, das problematisch Diese und das wahrhaft Historische. Hier hätte man von Kleist, Ibsen und Hebbel lernen müssen, um auf moderner Höhe stehen zu können. Doch welchen Lauf hat die Entwicklung der hoffnungsvolleren „playwrights“ Englands genommen? H. A. Jones hat nur mehr Misgeschick, Alfred Sutro bringt anständige, im besten Falle witzige Konversationslustspiele zustande (sein letztes war „Der Feuerschirm“), und Arthur Pinero, den man ja einst als den englischen Ibsen (!) bezeichnet hat, bewegt sich ebenfalls auf absteigender Linie, wie seine kürzlich uraufgeführte Komödie „The Mind-the-Paint Girl“ („Nehmt euch vor der Schminke in acht“, oder „Das Mädel ohne Heil’genschein“, wie das Werk in der demnächst zu erwartenden deutschen Bearbeitung heißen soll) zur Genüge dargetan hat, weil sie fast nichts enthält als eine allerdings wohlgelungene Milieuschilderung der Operettenwelt, insbesondere der Operettensängerinnen, und ihrer Schattenseiten.

Besser sieht es auf dem Gebiete des leichteren Lustspiels aus. Denn wenn auch in den rein englischen Schwänken das possehaftes und erzentrische Element meist zu stark hervortritt, so hat doch irischer und schottischer Humor im Verein mit englischer Theatermache manch’ erfreuliches Ergebnis gezeitigt. Irland hat ja von jeher die eigentlichen Lustspieldichter des Landes hervorgebracht, wie die bloße Aufzählung der Namen Farquhar und Congreve, Goldsmith und Sheridan, Oscar Wilde und Bernard Shaw beweist. Im heutigen Irland vertritt der Bauer die literarische Überlieferung stärker als anderswo; in ihm sind noch aus der Keltenzeit sagenhafte und wunderbare Vorstellungen lebendig; er träumt sich aus einer kleinlich-armen Gegenwart in eine bessere Welt der Vorzeit hinüber. Daraus ergibt sich ein krasser Gegensatz einmal zum Utilitarismus des materielleren Engländer, vor allem jedoch ein seltsamer Zwiespalt zwischen wirklichem und eingebildetem Leben. Bernard Shaw hat diese beiden Eigentümlichkeiten scharf in seinem Tendenzdrama „John Bull’s Other Island“ (John Bulls andre Insel) beleuchtet. Auch das letzte Werk, das das irische Theater in London darbot, zehrte stark von der eben erläuterten Art einer „tragikomischen Romantik“. „Die Drohne“, von Rutherford Mayne, spielt im Milieu der kleinen Bauernstube und erinnert mit dem wohligen irischen Dialekt des Englischen an den Heimatsbodengeruch von Schönherrs „Erde“, nur daß die Technik hier viel primitiver ist, die Einheitlichkeit durch konventionelle Hilfsmittel abgeschwächt wird. Dafür stechen solche Stücke, die in der gesunden Kraft eines Volkstums wurzeln, durch ihre Aufrichtigkeit angenehm von ausgeklügelten Salontiraden ab. Auch das schottische Lustspiel „Bunty Pulls the Strings“ (Bunty hat die Hosen an) hat den Vorzug der ungeschminkten Natürlichkeit, und obwohl eine unscheinbare Handlung durch drei Akte hindurch

mittels bloßer Situationstechnik weitergeführt wird, erlahmt das Interesse an den famosen Typen einer klein-schottischen Krämerfamilie, des Küsters, der Erbtante und des churchwarden nicht einen Augenblick, weil sehr viele gute Worte für das Leben und gegen die Kirche fallen, und der kernige schottische Humor eine durchaus behagliche Stimmung verbreitet. Der erfolgreichste Komödiendichter Englands ist ebenfalls ein Schotte. J. M. Barrie hatte schon mit seinem lebenswahren „What Every Woman Knows“ (Was jede Frau weiß) ein Werk voll echten Lustspielgehalts, ein Seitenstück etwa zu Hermann Bahrs „Konzert“ geschaffen; nun zeigte er uns in einem äußerst knappen Einakter „The Twelve Pound Look“ (Der Zwölfpundblick), daß äußerer Glanz und Erfolg nie inneres Glück ersezten können, daß der in den Ritterstand erhobene Cityparvenü doch tief unter der Frau steht, die er verlassen hat, weil sie seiner „Karriere“ im Wege war. — Bernard Shaw endlich hat mit seinem letzten Schwank „Fanny's First Play“ wohl die höchste Aufführungszahl erreicht, die ihm je in England beschieden war, brachte aber mehr eine soziale Satire auf den englischen Mittelstand zustande als ein wirklich allgemeinverständliches Lustspiel. Daraus läßt sich auch der Berliner Mißerfolg des Werkes ohne weiteres erklären.

Der Dichter unter den Dramatikern Großbritanniens ist unzweifelhaft John Galsworthy, wenn man von einer neuen, noch wenig an die Öffentlichkeit gelangten, anscheinend vielversprechenden Generation — ich möchte nur die Namen John Masefield und Granville Barker nennen — fürs erste absieht. Galsworthy, der auch in Deutschland geschätzt zu werden beginnt, hat mit seinem letzten Drama „The Pigeon“ (d. i. ein taubengleicher, gutmütiger Mensch) ein hervorragendes Bild des modernen Großstadtlebens gezeichnet, zugleich die verschiedenen Richtungen der bürgerlichen Reformatoren, die über alles theoretisieren, den Gestalten des wirklichen, grausamen Lebens, das jedem Konstruieren Hohn spricht, gegenübergestellt, vor allem aber in dem Maler Wellwyn einen Vertreter echter Humanität und edelster Menschlichkeit geschaffen, der um so eindrucksvoller wirkt, als sein Idealismus aufs schamloseste mißachtet und ausgenutzt wird und nur durch die Fähigkeit zur Ironie aufrecht erhalten werden kann. Weniger durch dramatische Schlagkraft als durch die Tiefe einer gemütvollen Persönlichkeit besticht diese „Phantasie“, wie der Dichter sein Werk betitelt, wohl weil er mitten in das Leben des Alltags mit dessen objektiv geschaute Figuren seine eigenen Anschauungen durch das Medium eines feinen Spottes gedämpft hineinträgt und so dem Ganzen einen bewußt subjektiven Charakter — die Vorgängewickeln sich in dem gleichen Raum am Weihnachtsabend, Neujahrmorgen und ersten April ab — verleiht.

Eine der erfreulichsten Neuerscheinungen ist dem als Romanschriftsteller hochgeschätzten Arnold Bennett, dessen kleinem Lustspiel „Der Honigmond“ die Interpretationskunst Mary Tempests am Beginn der Herbstaison zu einem anhaltenden Erfolg verholfen hatte, mit Hilfe von Edward Knoblauchs geschickter

Dramaturgenhand gelungen. „Milestones“ (Meilensteine) erzählen von der Entwicklung einer englischen Kaufmannsfamilie durch drei Generationen hindurch. Die Handlung spielt sich in den Jahren 1860, 1885 und 1912 ab und zieht recht glücklich allgemeine Fragen jeder Periode, soziale Strömungen, die industriellen Verhältnisse in die persönlichen Ereignisse hinein. Auch in Sprache, Sitten und Geschmacksrichtung tritt der Unterschied scharf beobachtet, aber nie aufdringlich, hervor. Überraschend fernhaft sind einige der Hauptpersonen gezeichnet, besonders der heißblütige, wagemutige John Rhead und seine altjüngferlich verbitterte und doch herzensgute Schwester Gertrude. Ohne die grotesken Übertreibungen und parodiren Verkehrtheiten eines Bernard Shaw gewinnt man durch das anmutige Werk ein lebendiges Bild des englischen middle class life, wie es sich von der angenehmen Seite her betrachtet ausnimmt. Wie sich immer die Anschauungen verändern mögen mit der Umgebung, dem „Milieu“ und den äußeren Einflüssen, wie anders sich im Jahre 1912 das Verhältnis der Geschlechter zueinander gestaltet hat, die Kinder zu den Eltern stehen als vor einem halben Jahrhundert, die Charaktere bleiben dieselben, und da Bennett uns Menschen von Fleisch und Blut geschildert hat, lassen wir uns gerne von seinem Optimismus leiten und danken ihm für seine wohlgsympathische Arbeit.

III.

Die eigentlichen Kunststätten des englischen Dramas darf man nicht nur in den ersten Theatern Londons (dem vornehmen „His Majesty's“, dem intimen „Little Theatre“, den modernen „Kingsway“ und „Royalty“) suchen, sondern man wird sich mit den privaten Bühnenvereinen bekannt machen müssen, um die frischen Strömungen, die Zukunftsaussichten und die historischen Überlieferungen verfolgen und verstehen zu lernen. Von dem humanistischen Zeitalter her sind die Aufführungen klassischer Tragödien eine ständige Einrichtung in England, und neuerdings hat Gilbert Murray verständnisvolle Übertragungen der Alten geliefert, von denen nicht weniger als drei im vergangenen Winter herausgebracht wurden (*Medea*, *Iphigenie auf Tauris*, und *Oedipus Rex*, letzteres unter der bekannten Max Reinhardtschen Regie). Andererseits haben sich einige dramatische Gesellschaften die Wiederbelebung der alten Moralitäten und Mirakelstücke zur Aufgabe gemacht, und Karl Vollmoellers Riesenschaustück „The Miracle“ fügte sich gar nicht unnatürlich in diese Abzweigung von der Moderne ein. Die Hauptbedeutung dieser Vereinigungen liegt indessen darin, daß sie im engen Kreise jungen Autoren zur lebendigen Darstellung ihrer Werke verhelfen, und daß sie feinere literarische Kost zu bieten pflegen. Hier kann man Oscar Wilde („Florentinische Tragödie“) in seiner Sprachkunst bewundern, hier interessante Wiedergaben von Maeterlinck („Tod des Tintagiles“, „Maria Magdalene“) erleben, Ibsen in Archers Übersetzung genießen und auch deutsche oder germanische Werke in englischer Interpretation sehen (Schnitzlers „Anatol“).

„Märchen“, Hauptmanns „Biberpelz“, Strindbergs „Fräulein Julie“ und „Gläubiger“, Bahrs „Der Narr und der Weise“ u. a.). Hier wird auch so mancher Erstling unter dem wohlwollenden Beifall der Freunde und Bekannten aus der Taufe gehoben, und wenn auch mitunter daneben geklatscht und gegriffen wird, so ist doch schon oft eine bemerkenswerte Arbeit von der unscheinbaren Probebühne auf die weltbedeutenden Bretter gelangt und hat dem glücklichen Verfasser Ruhm und Ehre eingetragen. Erst in den letzten Monaten passierten zwei solcher Fälle.

In einer ganz bescheidenen Matinee erfuhr der Versuch einer jungen englischen Dame seine Erstaufführung und überraschte durch seine kraftvollen, sowohl menschlich als künstlerisch starken Qualitäten. „Rutherford und Sohn“ von K. G. Sowerby ist die Tragödie des einst stolzen, nun verfallenden Kaufmanns- und Fabrikantenhauses aus dem Norden Englands. Sowohl in der bewundernswert geschlossenen Milieuschilderung des ungaßlichen Wohnzimmers der Ruthersfords wie in den furchtbar aufeinander prallenden Gegensätzen von Vater und Kindern, alter und neuer Generation, offenbart sich die Begabung und energische Persönlichkeit der Dichterin, die nur im Schlusakkte nicht fähig war, den ganzen aufgespeicherten Zündstoff zur vollständigen Entladung zu führen.

In dieser Hinsicht steht das zweite Versuchsobjekt viel höher, weil sein Verfasser auch die dramatische Technik schon mühelos zu beherrschen scheint. McDonald Hastings ist durch sein Schauspiel „The New Sin“ („Die neue Sünde“) mit einem Schlag in die vorderste Reihe der englischen Bühnenschriftsteller gerückt. Wie Galsworthy und Sowerby verzichtet auch er entsagungsvoll auf alle hergebrachten Effektmittelchen und melodramatischen Rezepte, begnügt sich in der Wahl der äußeren Wirkung auf einen Schauplatz und bemüht sich, seltenere Probleme und Konflikte des modernen Menschen zu ergründen. Die neue Sünde besteht nach Hastings in der Fähigkeit eines Menschen weiterzuleben, wenn sein Dasein andern im Wege steht, andre um ihr Glück bringt. Der Zeichenkünstler Hilary Cutts, der älteste Sproß einer kinderreichen Familie, hat sich mit seinem Vater entzweit und ist gänzlich enterbt worden. Seine Brüder und Schwestern aber sollen das Vermögen ihrer Eltern erst nach seinem Tode erhalten. Im Vertrauen auf ihren Reichtum sind sie alle Taugenichtse geworden und machen dem schwerringenden ältesten Bruder das Leben unerträglich. Cutts beschließt, Selbstmord zu begehen. Da rät ihm sein sozialistischer Freund, lieber einen Blutsauger des Volkes zu ermorden, sich anzuseigen und somit wenigstens nicht umsonst zu sterben. Doch Cutts will davon nichts wissen. Nun aber trifft es sich, daß ein solcher Parvenü-Volksschinder, der sich mit dem Künstler befunden will, einen der jüngeren Brüder unter Schimpf und Schande aus seinem Blumengeschäft gejagt hat. Prinzipal und Angestellter begegnen sich in der Wohnung des Zeichners. Als der heuchlerische Geldmann den Jungen vor seinem Bruder von neuem reizt,

schießt jener ihn in wahnsinniger Wut mit demselben Revolver nieder, der dem Opferbereiten das Lebenslicht ausblasen sollte. Auf die Frage der herbeieilenden Freunde bezeichnet sich der Ältere für den Jüngeren als der Schuldige. Im letzten Aufzuge erfahren wir, daß Cutts durch eigene Aussage und den falschen Eid seines Bruders zum Tode verurteilt worden ist. Der jüngere Bruder kann kaum seine Freude verborgen, aber gerade durch seinen unvorsichtigen Triumph verrät er sich in dem Kreuzverhör, in das ihn Cutts „melodramatischer“ Dichterfreund nimmt. Was jedoch unfehlbar im Melodrama eintreten würde, geschieht hier nicht. Man läßt den Lumpen laufen, denn man hat Cutts versprochen, nichts zu tun, um seine „neue Sünde“ zu verlängern oder aufzuhalten. Durch Extrablätter und Telephon aber wird gemeldet, daß der zum Tode Verurteilte begnadigt worden ist zu lebenslänglichem Zuchthaus. — Das ist kurz der Gang der Handlung dieses weitaus besten englischen Dramas der letzten Monate. Ohne die übliche Liebesepisode, ohne Frauenpartieen, nur durch vortreffliche Charakterisierung der verschiedensten männlichen Typen — des so natürlich-lebensstarken „Helden“, der im Schlussaufzuge gar nicht mehr auftritt und doch hinter jedem Satze steht, des verfeinerten Melodramendichters, der sich selbst und die ganze Gattung weltmäßig gewandt ironisiert, des rücksichtslosen, dann doch von Gewissensbissen geplagten Sozialisten, des brutalen Parvenüs, des gutmütig-beschränkten Dieners und des schwächlichen, elenden Bruders — nur dadurch und durch eine überaus geraffte, kräftige Szenenführung, bei der auch jedes scheinbare Abschweifen vom Thema nur dem Hauptmotiv dient, erläutert, Lichter aufsezt (wie der famose Auftritt mit einem schottischen Wucheragenten) oder die Spannung vermehrt, ist dem Autor diese respektable Kraftleistung gelungen. Wenn Macdonald Hastings es in der Zukunft fertig bringt, allen schädlichen Einflüssen seines heimischen Theaters zu widerstehen, dann kann vielleicht ihm die „Rettung des englischen Dramas“ zufallen. Allem Anschein nach dürfte sich diese zunächst im Bereiche des modern-realistischen Prosa-Schauspiels vollziehen, denn bis jetzt sind alle Anläufe zu einer historischen Tragödie größeren Stils (zuletzt Israel Bangwills „Kriegsgott“) an den eingangs gestreiften Klippen gescheitert.

IV.

Wenn nicht sichere Anzeichen trügen, wird sich im Theaterleben Englands in nicht allzu ferner Zeit ein Wechsel zum Guten geltend machen. Was die Metropole London bisher noch nicht fertig gebracht hat, die Aufrechterhaltung eines Repertoiretheaters, das haben Provinzstädte wie Manchester und Liverpool — von Schottland und Irland zu schweigen — nun erreicht, und es steht zu erwarten, daß sich von diesen Stätten aus, wo echte Kunst gepflegt wird, immer eindringlicher die Überzeugung verbreitet, daß auch in der Hauptstadt eine oder mehrere Municipalbühnen von größtem Vorteil für einen gedeihlichen Fortschritt des Dramas und der Erziehung zu ihm wären. Das kleine Stratford-on-Avon,

eine Art britischen Bayreuths*), schreitet in dieser Hinsicht an der Spitze der englischen Kultur, und es war eine zum Teil ungetrübte Freude, dort im Frühjahr auf einer unscheinbaren, technisch ganz unzulänglichen Bühne die Shakespeare-aufführungen der Benson-Company zu erleben, die wirklichen Stil hatten und tiefstes Verständnis für den größten dramatischen Genius, den die Welt besitzt, offenbarten.

Im Jahre 1916 wird Shakespeare dreihundert Jahre tot sein. Die Britische Shakespeare-Gesellschaft will dieses Ereignis dadurch würdig begehen, daß sie im Herzen Londons ein Shakespeare-Nationaltheater, ein Festspielhaus für das ganze Volk, errichtet. Wenn dieser Plan sich verwirklicht haben wird, und wenn die Ziele, die sich das mit der Ausführung betraute Komitee gesetzt hat, nämlich „die Werke des Meisters ständig im Spielplan zu halten, neuere Stücke von Verdienst vor Vergessenheit zu bewahren, die Entwicklung des modernen Dramas zu fördern, Übersetzungen bedeutender ausländischer, alter wie neuer Schauspiele zu veranlassen, und die Kunst der Darstellung durch die mannigfachen Gelegenheiten, die sich dem Schauspieler darbieten, zu heben“, programmäßig durchgeführt werden — dann wird eine neue Ära für das englische Drama und Theater hereingebrochen sein. Daß sich dabei der Einfluß der großen deutschen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, Kleists, Grillparzers, Hebbels, aber auch der unserer Modernen, als gedeihlich erweise, ist sowohl vom künstlerischen wie vom Standpunkt einer persönlichen Annäherung nur aufrichtig zu wünschen.

Friedrich von Hindersin,
kaiserl. Landgerichtsrat a. D.:

Zur Abschaffung des Duells. Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

„Der Nachdruck des Artikels ist gestattet,
jedoch nur mit genauer Quellenangabe.“

Vorkommnisse der neuesten Zeit regen die Duellfrage wieder an, eine Reform des Strafgesetzbuches ist seit langem im Gang, — aber von durchgreifenden Maßregeln gegen das Duell hört man nichts. Die folgenden Zeilen wollen eine durchgreifende Maßregel in Anregung bringen. —

*) Vgl. den Aufsatz von W. S. Brassington „Shakespeare Memorial Theatre“ im Stage Year Book 1912, S. 33.

Der Zweikampf wird in den Gesetzgebungen aller zivilisierten Staaten mit Strafe bedroht, das deutsche Strafgesetzbuch behandelt ihn in den §§ 201—210, das deutsche Militärstrafgesetzbuch in den §§ 112, 113. Aufgeklärte Herrscher wie Königin Elisabeth von England, energische und weitsichtige Staatsmänner wie der Kardinal Richelieu sind konsequent und in zuweilen fast grausamer Weise gegen den Zweikampf vorgegangen, und es wäre leicht, eine große Reihe von weiteren historischen Ausführungen zu geben, was ich hier indessen nicht will. Diese Bemühungen, den Zweikampf auszurotten, waren nicht umsonst, denn tatsächlich besteht der Zweikampf in England nicht mehr, desgleichen in Holland, und mit Modifikationen lässt sich von andern Staaten das Gleiche sagen, so von den Vereinigten Staaten Amerikas. In Deutschland dagegen besteht der Zweikampf als Standessitte fort, und wer sich dieser Standessitte nicht fügt, der hat den Bann seiner Standesgenossen zu befürchten. Mehr als das: Eine Person, die im Militärverhältnis steht, kann, wenn sie sich weigert, eine Herausforderung anzunehmen, veranlaßt werden, den Dienst zu verlassen, und wenn ein höherer Regierungsbeamter das Gleiche tätte, so steht sehr zu befürchten, daß er es niemals zum Regierungspräsidenten bringen würde.

Diese Zustände stehen nicht im Einklang mit dem Gesetz. Das Gesetz verbietet eine Handlung unter Androhung schwerer Strafen, aber wenn sich ein Offizier oder Beamter weigert, diese strafbare Handlung zu begehen, so wird der erstere — wenn auch auf Umwegen — veranlaßt, den Dienst zu verlassen, und der zweite leidet unter Umständen Nachteile in seiner Karriere. Das Gesetz des Staates wird also von seinen eigenen Organen nicht geachtet, um nicht zu sagen, verachtet.

Man könnte nun zunächst für Militärpersonen die Auffassung vertreten, daß sie ihrem Beruf nach einen besonderen Mut zu beweisen haben, und daß dieser „besondere“ Mut sich im Privatleben nötigenfalls auch durch ein Duell zu be-tätigen hätte. Aber die staatlichen Organe, die diese Ansicht vertreten, sollten dann ihrerseits auch den Mut haben, einen Gesetzentwurf einzubringen, der die Duelle der Militärpersonen für straffrei erklärte, — was nicht geschieht, „weil es aussichtslos ist“. Und doch hält man — anscheinend — an der Ansicht fest, daß das Offizierkorps minder tüchtig würde, wenn man strenger gegen das Duell vorgeinge oder es gar verböte, — eine in der Tat seltsame Anschauung! — Ich will hier keine Lobrede auf auswärtige Nationen halten, aber nur ein äußerst beschränkter Chauvinist wird behaupten wollen, daß englische Offizierkorps sei minder tüchtig, weil es sich nicht duellierte. — Es geht eben auch ohne Duell und zwar recht gut. Derartige Gründe sind einfach unmöglich.

Man hat das Duell als eine mittelalterliche Sitte bezeichnet, wobei man das Mittelalter indessen ein wenig verleumdet hat. Man muß es historisch wohl auf noch frühere Zeiten zurückführen, auf die Zeiten, wo die Selbsthilfe galt und mit ihr die Blutrache. Auch der Zweikampf ist ein Alt der Selbsthilfe und der Blutrache nahe verwandt. Mit dem Begriff des Staates aber verträgt sich der Zwei-

kampf ganz und gar nicht, denn es gehört zum wesentlichen Begriffe des Staates, daß er die Zwistigkeiten der Bürger unter sich unterdrückt und, wo trotzdem ein Unrecht geschieht, die notwendige Sühne für dieses Unrecht selber verhängt. Wer die Sühne mit eigener Hand sucht, der handelt unzweifelhaft und dem griechischen Sinne des Wortes entsprechend anarchisch, das heißt, der staatlichen Herrschaft zuwider. Wenn man dies Fremdwort also einmal brauchen will, so täte man besser daran, es umfassender zu gebrauchen. Es ist ebenso anwendbar auf den, der einen Aufruhr erregt, wie auf den, der die Verfassung bricht.

Dem allen hält man entgegen, daß es nun einmal besondere Fälle gäbe, in denen keine andere Sühne genüge als Blut, und man führt dann wohl als Beispiel grobe tätliche Beleidigung und die Beleidigung der eigenen Ehefrau oder einer nahen Anverwandten an und dergleichen mehr. Man kann auch sehr wohl zugeben, daß in solchen Fällen ein sehr natürliches, sehr entschuldbares Gefühl dazu drängt, in eigener Person Rache zu nehmen, und das ist selbstverständlich bei allen Ständen der Fall. Trotzdem wird eine solche Selbstrache bestraft, und es ist völlig unerfindlich, warum gerade die Selbstrache in der Form des Duells eine besondere Verücksichtigung und Begünstigung verdienen sollte. Und in sehr vielen Fällen ist ja bei den Personen, die dem Duell huldigen, das Duell in jedem Falle vollständig ausgeschlossen, so schwer die Beleidigung an sich auch sein mag, — nämlich immer dann, wenn der Beleidiger „nicht satis faktionsfähig“ ist. Dann stellt man nämlich in zuweilen recht überraschender Weise die Fiktion auf, daß die Ehre durch eine solche Person nicht gekränkt werden kann. Und wer ist nun „nicht satis faktionsfähig“? Ich will gar nicht von den sogenannten „ungebildeten Klassen“ reden, denn die scheiden von vornherein aus. Aber „nicht satis faktionsfähig“ ist ferner so ziemlich der gesamte Kaufmannsstand und überhaupt die gesamte Mittelsklasse, also ein Teil der Nation, der an Bildung den Kreisen der Duellfreunde selten nachsteht und sie zuweilen übertrifft. Und von allen diesen nimmt man an, daß sie eine „Ehre“ im eigentlichen Sinne nicht besitzen, und läßt nur allenfalls durchblicken, daß sie vielleicht zwar auch etwas wie „Ehre“ haben, aber eine anders geartete, gleichsam eine Ehre zweiter Klasse. Hier offenbart sich bereits der eigentliche Charakter des Duells, das man als Standes- und Kastenprivileg ansieht und als solches beibehalten will, nicht aus Gründen des persönlichen Muts, sondern aus Gründen des Hochmuts, aus den Gründen des Kastenhochmuts. — Und die studierende Jugend treibt es um kein Haar besser und betrachtet sich untereinander als keineswegs unbedingt satis faktionsfähig. Und auch hier ist es immer wieder der Kastenhochmut, der entscheidet.

Was nun weiter die Auffassung des Duells als „Gottesurteil“ anlangt, so braucht man sie in der Tat nicht ernstlich zu nehmen, denn niemand stellt sie mehr ernstlich auf. Was entscheidet denn auch in einem solchen körperlichen Kampf? Der Zufall entscheidet und die Stärke des Tieres und die persönliche Geschicklichkeit.

keit und Ausdauer. Diese letzteren Eigenschaften sind an sich ja sehr schön, aber sie zeigen sich besser auf dem Fechtboden oder dem Schießstand. Und es wäre nun wirklich an der Zeit, einzusehen — was die Masse der Gebildeten schon längst eingesehen hat — daß eine persönliche Kränkung durch Blutvergießen nicht besser wird.

Ich habe es schon gesagt: Es sind nicht Gründe des persönlichen Mutts, die zur Aufrechterhaltung des Duells führen, es ist der Kastenhochmut. Aber das will man natürlich nicht zugeben, und man wendet den Spieß um und wirft den Gegnern des Duells Feigheit vor.

Und in der Tat: Die Furcht mag im einzelnen Fall mitsprechen, und es mag einzelne geben, die zu einem solchen Kampfe nicht den nötigen Mut haben, und das ist nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. Aber es gibt verschiedene Arten von Mut, und beispielsweise gibt es sehr viele Leute, die nicht den Mut ihrer eigenen Meinung haben, sobald diese eigene Meinung der Meinung ihrer Standesgenossen zuwiderläuft, zum Erempl in der Frage des Duells. Auch das ist ein Mangel an Mut und nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. —

Es gibt nun schließlich noch Leute, die sagen so: Das Duell ist Unsinn, aber eine bestimmte Gesellschaftsklasse will es nun einmal haben. Also laß sie es in Gottes Namen behalten! Denn sie wollen es so.

Aber hier liegt das Tragikomische der Situation. Die Kreise, die den Zweikampf kultivieren, wollen ihn innerlich der erdrückenden Majorität nach durchaus nicht.

Und das gilt auch von dem Offizierstand, obgleich die Offiziere ja ihrer gebundenen Stellung nach ganz und gar nicht in der Lage sind, der freien Meinung ihres Herzens Ausdruck zu geben. Sie sind aber tatsächlich und der erdrückenden Majorität nach weitaus zu vernünftig, um sich für den Zweikampf irgendwie zu begeistern, sie haben andere, weit bessere und wichtigere Interessen.

Aber bleiben wir beim „Zivil“, das heißt in diesem Fall, bei den Kreisen, in denen der Zweikampf herrschende Sitte ist. Mindestens 75 Prozent dieser Kreise sind im Herzen ganz und gar für die Aufhebung des Zweikampfes und sehnen sie herbei, etwa 15 Prozent stehen der Frage gleichgültig gegenüber, und höchstens 10 Prozent sind Anhänger des Zweikampfes. Unter diesen 10 Prozent befinden sich zunächst einige höchst ehrenwerte, aber in dieser Frage doch ein wenig beschränkte Herren, die den Zweikampf in allem Ernst für unentbehrlich halten. Aber neben ihnen und größer an Zahl stehen die Streber und Schreier, die „Kavaliere“, die mit einem kaum noch verborgenen Blick nach oben als Ritter des gefährdeten Palladiums der Standesehrre in die Schranken reiten. Ihre Zahl würde sich in höchst überraschender Weise vermindern, wenn an einer gewissen Stelle ein anderer Wind wehte. Und diese neuen Kreuzritter terrorisieren die andern, und diese andern schwiegen und ducken sich. Und das ist diesen andern

nicht einmal sehr zu verübeln, denn sie halten eine Besserung der Zustände für äußerst unwahrscheinlich, und sie wissen wohl, daß ein offenes Eintreten gegen den Zweikampf ihnen nicht eben zum Vorteil gereichen würde.

Und auf diese Weise wird so hier und da einer totgeschossen, der sehr wohl wußte, daß die angeblich unheilbar verletzte Ehre bei ihm nichts anderes war als die „Furcht vor der Meinung anderer“, und der nur dem Zwange dieser Meinung gehorched in den Kampf ging. Und dann wird hin und wieder noch einer totgeschossen. Und so weiter in infinitum!

*

*

*

Aber wie dem abhelfen, das ist die Frage. Denn daß die bestehenden Gesetze nicht genügen, ist über allen Zweifel erhaben.

Man hat daran gedacht, die Paragraphen des Zweikampfes aus dem Strafgesetzbuch auszuschalten, was zur Folge hätte, daß die Paragraphen wegen Tötung und Körperverlezung zur Anwendung kämen, die allerdings härtere Strafen vorsehen. Aber das Strafmaß ist weit, und man hofft auf Begnadigung. Ich habe persönlich die Ansicht, daß diese Änderung eine wirkliche Besserung nicht herbeiführen würde und keinesfalls eine tatsächliche Aufhebung des Duells. Die Sache ist auch juristisch nicht völlig unbedenklich, denn der Zweikampf unterscheidet sich von der gewöhnlichen Körperverlezung dadurch, daß hier eine Vereinbarung zwischen den Duellanten vorliegt, eine Vereinbarung, die darauf hinausläuft, daß einer dem andern das Recht einräumt, ihn zu verlezen und zu töten, — wenn er kann, aber nur unter Einhaltung der bestimmten Kampfregeln.

Und ich wiederhole es: Man würde mit dieser Verschärfung wenig, sehr wenig gewinnen.

Und dennoch läßt sich der Zweikampf mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man brauchte den Bestimmungen über den Zweikampf nur folgende Bestimmung hinzuzufügen:

„Jede Verurteilung wegen Zweikampfs hat von Rechts wegen die dauernde Unfähigkeit zum Dienst in Heer und Marine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge, desgleichen den dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.“

Also ein Beamter oder Offizier schiede im Falle eines Duells dauernd aus dem Dienste aus und verlöre Titel und Orden. Ferner ginge jedem Verurteilten das aktive und passive Stimmrecht für immer verloren. Die Anerkennung der bürgerlichen Ehrenrechte hat dann noch eine Reihe von weiteren Folgen — so auch auf dem Gebiete des Handels- und Gewerberechts. Aber diese Folgen kommen hier weniger in Betracht, und ich erwähne sie darum nicht. Die Duellsitte ist ganz wesentlich auf Kreise beschränkt, in denen Ämter und Würden die wesentliche Rolle spielen, das heißt, auf Beamte und Militärs.

Man wird einwenden: „Diese Bestimmung ist zu drakonisch, vor allem auch

für die Bestimmungsmensuren der Studenten", und ich würde diese Mensuren auch ohne weiteres ausnehmen. Hierüber vielleicht ein anderes Mal, denn es ist ein anderes Kapitel.

Aber für die wirklichen Zweikämpfe — und natürlich auch für die wirklichen Zweikämpfe der Studenten — ist diese „drakonische“ Bestimmung unerlässlich. Und sie ist in Wahrheit gar nicht drakonisch, sie ist milde.

Sie ist darum nicht drakonisch, weil bei einer solchen Strafandrohung niemand — und vor allem kein Beamter und Offizier — es mehr wagen würde, sich auf ein Duell einzulassen. Und wenn sich die Beamten und die Offiziere nicht mehr duellieren, dann duellieren sich auch die übrigen nicht mehr. Das weiß jeder Kundige. — Ganz abgesehen davon, daß die Folgen auch für die Nichtbeamten und Nichtoffiziere äußerst schwerwiegend wären.

Das Duell wäre damit also tatsächlich beseitigt. Vielleicht, daß ein paar besonders unvernünftige Hitzköpfe es trotzdem riskieren würden. Nun, dann würden sie eben als Opfer fallen und als warnendes Beispiel dienen, das die anderen abschreckt. Ist denn jemals eine gute Sache ganz ohne Opfer durchgeführt worden? Wohl niemals! Und ich wiederhole, es würden sehr wenige Opfer fallen.

Und wie steht die Sache jetzt? Jetzt fallen jährlich einige blutige Opfer, und es ist nicht abzusehen, wie und wann das ein Ende nehmen soll. Und ferner werden jährlich eine größere Reihe von Strafen wegen Zweikampfs ausgesprochen, und diese Strafen können bis zu fünfzehn Jahren Festung gehen. Das alles würde fortfallen. Und darum noch einmal: Die neue Bestimmung wäre in Wahrheit milde.

Und um ein Stück Kultur wäre man ja auch wohl weiter. Und um ein Stück Kastenhochmut ärmer.

Und das alles ist erreichbar durch einen Paragraphen, der im Reichstag einige Aussicht hätte, durchzudringen. Vielleicht sogar sehr viele Aussicht! Und man ist ja nun einmal an der Arbeit, das Strafgesetzbuch zu reformieren. Man reformiere also auch hier, denn es tut auch hier not. Vielleicht, daß die Gelegenheit günstig ist, und man soll die günstige Gelegenheit nicht vorbeilassen!

*

*

*

„Caveant consules, ne res publica quid detrimenti capiat!“

Edmund Scheibener: Über die Erscheinung des „roten“ Schnees.

Gemeinhin scheint es paradox oder doch zum mindesten unverständlich von „rotem“ Schnee zu sprechen; ist doch die reine weiße Farbe des Schnees geradezu sprichwörtlich geworden und wurde auch auf anderes übertragen; reden wir doch auch von BlütenSchnee. Freilich, um die reine unberührte Pracht des Schnees in ihrer ganzen Majestät auf uns wirken zu lassen, müssen wir dem Fuß und Rauch der Städte entrinnen, wir müssen uns zurückziehen in die Welt des Gebirges. Dort erst, unverfälscht, vom Hauch der Fabrikschloten befreit, finden wir sein eigentliches Reich, dort wo seine blendende Weißheit in ewig stillen erhabenen Leuchten den Himmel strahlt.

Aber sonderbar; die Natur liebt die Gegensätze. In jenen Gebieten gerade, an den Hängen des Hochgebirges, auf den eiserstarrten Zungen der Gletscher finden wir die merkwürdige Erscheinung des roten Schnees.

Man denke nun aber nicht, daß roter Schnee etwa vom Himmel falle, wie etwa zu jenen Zeiten angenommen wurde, da man noch an Blutregen glaubte. Unser forschrittliches Zeitalter hat in uns den naiv kindlich frommen Wunderglauben mit dem scharfen Stachel wissenschaftlicher Wahrheit sukzessive ertötet. In solchen Dingen aber führt der Weg zur Wahrheit in den weitaus meisten Fällen erst durch ein verschlungenes Labyrinth von Irrungen, und so ging es denn auch ziemlich lange, bis man der Erscheinung des roten Schnees auf den Grund kam. Wir wissen heute, daß der rote Schnee in seiner Gesamtheit nichts anderes darstellt als eine ungeheuer große Kolonie von kleinsten pflanzlichen Lebewesen, von Algen. Der Botaniker bezeichnet diese Alge als *Clamydomonas nivalis* und reiht sie ein in die Familie der *Volvocaceae*. — Versuchen wir es, den toten Namen zu beleben.

Schon aus dem wenigen, das hier angeführt wurde, sehen wir, daß es roten Schnee im eigentlichen Sinne des Wortes nicht geben kann. Es ist vielmehr die kleine Alge, welche in ihren Lebensbedingungen auf den Schnee angewiesen ist; sie lebt auf ihm, und durch ihre Lebensbedingungen wiederum produziert sie einen roten Farbstoff, das sogenannte Hämatochrom, welches, da die Alge in ungeheurer Zahl, herdenweise gleichsam zusammenlebt, geeignet ist, an der Stelle ihres Vorkommens einen roten Teppich über den Schnee zu breiten. Millionen von Algenpflänzchen beginnen ihr geheimnisvolles Treiben, oft nach einigen Tagen schon wieder verschwindend, ebenso plötzlich und lautlos als sie gekommen, um an anderer Stelle das gleiche Schauspiel zu wiederholen.

Nach den übereinstimmenden Berichten der Autoren, die ich zu Rate zog, und welche diese Erscheinung untersuchten, findet sich der rote Schnee meist an

Stellen, welche durch ihre Lage von einer gänzlichen oder allzu raschen Schneeschmelze verschont bleiben, welche zudem von einer dünnen Schicht erdiger Bestandteile überdeckt sind, eine Erscheinung, welche allen alten Schneempläzen der Alpen zukommt, und auch den Bewohnern der flacheren Gegenden ist die graue Schmutzfarbe des Schnees im Frühjahr wohl bekannt. Tritt nun an solchen Stellen doch während einiger Tagesstunden Schneeschmelze ein, so graben die schmalen Wasseräderchen, welche über das Schneefeld hinfliesten, kleine Kanälchen in ihre Unterlage ein, und auch die einzelnen Erdpartikelchen vergraben sich gleichsam selbst in den Schnee; denn ihre dunkle Farbe befähigt sie mehr Wärme in sich aufzusaugen; unter ihnen schmilzt der Schnee rascher hinweg als an den daneben liegenden Orten; es entstehen winzig kleine Höhlungen. Der rote Schnee bedeckt niemals ausgedehnte Flächen, mit Ausnahme ähnlicher Vorkommnisse des hohen Nordens; er dehnt sich meistens in engeren Grenzen aus. Seine Farbe schwankt von einem hellen Rosa bis zu tiefem Blutrot. In den durch die Schmelzwasser verursachten Kanälchen und Höhlungen jedoch, in denen sich natürlich auch Wasser ansammelt, ist die Färbung intensiver; die genannte Alge scheint sich dort besser zu entwickeln, und wir können schon jetzt daraus schließen, daß in ihrem Werdegange das Wasser eine wichtige Rolle spielt. Auch in die Schneefläche selbst dringt die Färbung ein, meistens in eine Tiefe von wenigen Zoll, seltener bis zur Tiefe eines Fußes.

Überall wurde die Erscheinung beobachtet, in den Alpen und den Pyrenäen, in Skandinavien sowohl, wie auch im höchsten Norden, auf Grönland und Spitzbergen.

Das einzelne Pflänzchen stellt sich uns dar als einzelliges winziges Lebewesen von rundlich-ovaler Gestalt. Am vorderen Ende besitzt es zwei lange fühlhornähnliche Gebilde, welche in steter Bewegung sind. Sie haben einen wichtigen Zweck; denn mit ihrer Hilfe vermag die Alge frei umherzuschwimmen. Wir bezeichnen solche Bewegungsorgane als Geißeln oder als Ciliën. Die beiden Ciliën entragen einem mundartigen Gebilde, einer sogenannten Vakuole, welche, einem kleinen Mäulchen vergleichbar, ebenfalls dem Vorderende eingefügt ist. Im Innern finden wir einen Zellkern, sowie merkwürdige Körperchen, welche den schon erwähnten roten Farbstoff, das Hämatochrom enthalten und daher Farbstoffträger oder Chromatophoren genannt werden. Das Ganze wird durch eine Wand oder Membran nach außen hin abgeschlossen.

Sind nun die Lebensbedingungen günstig, so schreitet das Pflänzchen alsbald zur Vermehrung. Zu diesem Zwecke werden innerhalb der Membran kleine Fortpflanzungsgebilde, sogenannte Gameten erzeugt, welche schließlich den Mutterleib verlassen. Sie besitzen ebenfalls zwei Ciliën und dazu einen roten Augenfleck, ein farbloses Vorderende, und sind von länglicher birnförmiger Gestalt. Mit ihren Ciliën oder Wimperhärtchen schwärmen sie eifrig im Wasser umher. Nun aber setzt ein merkwürdiger Vorgang ein. Die Gameten beginnen sich einander zu nähern, vereinigen sich zu je zweien in ein einziges Gebilde.

Durch diese Kopulation zweier Geschlechtszellen entstand ein neues Körpchen, die Gametospore. Gemäß ihrer Abstammung vereinigt sie zunächst die Merkmale ihrer beiden Eltern in sich, sie besitzt vorderhand vier Cilien und zwei Augenflecke, ist jedoch von mehr kugelförmiger Gestalt. Sie bewegt sich noch einige Zeit lang umher, verliert aber schließlich ihre Wimperhärtchen, wird bewegungslos und umgibt sich mit einer festen Wandung. Nach einiger Zeit keimt sie dann aus, und ein neues Algenpflänzchen verläßt ihre schützende Hülle. Und nun wiederholt sich derselbe Vorgang in stetig unentwegtem Kreislaufe. Sind jedoch die Lebensbedingungen ungünstig, so keimt die Gametospore überhaupt nicht, sondern in weiser Voraussicht wartet sie erst günstigere Zeiten ab.

Darauf beruht wohl oft das plötzliche Verschwinden der Erscheinung des roten Schnees. Wenn die Temperatur zu niedrig wird, so kann der Schnee nicht schmelzen, das zur Vermehrung der Alge so notwendige Wasser fehlt. So begreifen wir jetzt auch, warum die Erscheinung gerade in den durch das Schmelzwasser erzeugten Vertiefungen der Schneeoberfläche sich am schönsten zeigt. Dort ist eben das meiste Wasser, dort kann die Vermehrung am ausgiebigsten und ungehindertsten eingesetzt; dort werden die meisten Individuen gebildet, welche nun vermöge ihrer Chromatophoren in Gesamtheit eine viel lebhaftere Färbung ihres Untergrundes bewirken.

Um diese Zeit feiert der rote Schnee sein rund 150 jähriges Jubiläum seines Bekanntwerdens mit der Wissenschaft; denn im Jahre 1760 entdeckte ihn der berühmte Genfer Naturforscher Saussure auf dem Mont-Brevet und führte ihn ein in die wissenschaftliche Welt. Er hielt die Erscheinung für auf die Schneefelder gewehten Blütenstaub. Auch die spätere Forschung unterlag vielfachem Irrtume. Am meisten aber trug dazu wohl die mangelhafte Konstruktion der Mikroskope bei, so daß die verschiedenen Stadien der Entwicklung lange Zeit nicht klar erkannt wurden. Auf diese Weise durchwanderte unsere Alge *Cladomydon nivalis* fast das ganze Pflanzenreich. Wurde sie erst als Blütenstaub diagnostiziert, so wurde sie später für eine Flechte gehalten, teilweise auch als Pilz angesehen, kam dann lange Zeit bald zu den Pilzen, bald zu den Algen, bis sie nun jetzt endgültig zu den Algen gerechnet wird. Dass sie dabei unzählige Male ihren Namen wechselte, ist wohl selbstverständlich.

All unser heutiges Wissen über diesen Gegenstand verdanken wir der Gläserlinse, die uns Höhen und Tiefen in gleicher Weise erschließt, sei sie dem gewaltigen Fernrohre des Astronomen oder dem Mikroskope des Naturwissenschaftlers eingefügt.

Gern hätte ich diesen oder jenen Punkt noch weiter ausgeführt, leider aber gestattete der Raum ein Breiterwerden nicht, und so mußte ich mich auf das Hauptfächlichste beschränken.

Geh. Archivrat Professor Dr. C. Grünhagen: Der Lord von Burleigh.

Eine Erinnerung an Alfred Tennyson, geb. 1809.

(Lord Burleighs Mesalliance.)

Das Jahr 1909 brachte die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Englands gefeiertem Dichter Alfred Tennyson. Am 6. August 1809 ward er in dem Pfarrhause zu Sommersby in der Grafschaft Lincolnshire geboren und ausschließlich von seinem Vater unterrichtet, bis er 1828 die Universität Cambridge bezog. Ohne sich für einen bestimmten Beruf entscheiden zu können, trat er bereits in den Jahren 1830 und 1833 mit Gedichten an die Öffentlichkeit, denen aber einflußreiche Kritiker rechte Anerkennung weigerten. Den schwergetroffenen Dichter vor verzweifelter Entmutigung zu bewahren, gelang seinen Freunden nicht ohne Anstrengung und es vergingen zehn Jahre, bevor er nach Sichtung und teilweiser Neubearbeitung seiner Jugendgedichte mit diesen nebst neugeschaffenen, weiteren Erzeugnissen seiner Muse in einer zweiten Gedichtsammlung, vornehmlich epischen Inhalts, eine neue Werbung um die Kunst seiner Landsleute versuchte (1842), der dann ein durchschlagender Erfolg beschieden war. Wohl wird nicht leicht jemand, der diese Sammlung von 1842 näher kennen gelernt hat, bestreiten, daß in ihr eine reiche Dichterader sprudelt, daß hier ein Geist zu uns spricht, der über eigenartige schwungvolle Gedanken verfügt, deren Ausdruck ein feingestimmtes, lebhaftes Naturempfinden einen besonderen Zauber verleiht, aber es hat doch etwas Überraschendes wahrzunehmen, wie damals unsrem Dichter die Verehrung seiner Nation sich so mit einem Schlage zugewendet hat, und was vielleicht noch merkwürdiger erscheint, ihm bis an seinen Tod treu geblieben ist, während er selbst trotz seines glühenden Patriotismus niemals eigentlich um Volkskunst gebuhlt hat. Es konnte als ein nicht geringes Wagnis erscheinen, als er 1850 mit dem Buche *In memoriam A. H. H.*, der Totenklage um einen früh dahingegangenen, ihm besonders nahestehenden Freund, vor die Öffentlichkeit trat, wo doch der durch die Wahl des Stoffes unvermeidlich beschränkte Gesichtskreis eine gewisse Eintönigkeit und in weiterer Folge eine Minderung des für ihn erwachten Interesses befürchten ließ. Doch tatsächlich gewann ihm auch dies Büchlein neue Verehrer, zu denen Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, gerechnet zu werden wünschte. Tennyson gelang es ja seine als nüchtern verschrieenen Landsleute sogar für die Tafelrunde des romantischen Königs Arthur (uns ist die Namensform Artus geläufiger) mit seinen „Königsydyllen“ poetisch zu interessieren, und wenngleich seine Muse vielfach auf zu hohem Rothurne daher zu schreiten schien, um den Beifall breiterer Volkschichten

zu finden, so erfreuten sich doch manche seiner Balladen, wie z. B. die Mai-königin, der größten Popularität, und die ergreifende Robinsonade des so helden-müttig resignierenden Enoch Arden hat, soweit die englische Sprache klingt und darüber hinaus in Übersetzungen, unzählige Herzen gerührt.

Tatsächlich hat Tennyson für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Literatur seines Heimatlandes unbestritten den ersten Platz eingenommen. Entsprechend hat dann auch sein äußeres Leben sich gestaltet, und wenn in seiner Familie nach dem frühen Tode des Vaters Kummer und Sorge Eingang gefunden und schwere Schatten auch über das reizbare Herz Alfreds sich gebreitet hatten, so wurden diese durch die Sonnenstrahlen des Ruhmes verscheucht.

Es war schon von großer Bedeutung, daß 1848 der Minister Robert Peel unsrem Dichter eine Staatspension von 200 Pfund Sterling auswirkte. Im Jahre 1850 ward ihm dann bei dem Tode von Wordsworth die von diesem bekleidete Würde eines Hofpoeten (*Poeta laureatus*) zugewandt. In dieser Eigenschaft verfaßte er 1852 den poetischen Nachruf beim Tode des Herzogs von Wellington und sang 1854 den todesmutigen Angriff der englischen Reiterei in der Schlacht von Balaklava; seine Popularität wuchs, 1855 erkor ihn die Universität Orford zum Ehrendoktor, ein Polarforscher nannte im arktischen Meere einen schroff abstürzenden Felsen den Tennysonfelsen, und englische Kolonisten taufsten nach ihm eine imposante Wasserfläche auf Neu-Seeland. In London kamen Tennyson-Kalender in Mode, die auf einzelnen Blättern neben dem Kalender der verschiedenen Monate feine farbige Darstellungen aus den Schöpfungen des Dichters zierten.

Tennyson hatte 1850 seine Jugendliebe heimgeführt, die er 1853 in ein neues eigenes Heim, eine Villa auf der schönen Insel Wight, zu führen vermochte, wo ihm dann auch sein dritter Sohn geboren ward. Und an diesen Landsitz, zu dem bald noch ein zweiter, Aldworth, jenseits des breiten Meerarmes des Solent trat, knüpfte dann der Minister Gladstone auf besonderen Wunsch der Königin Victoria 1884 die dem Dichter schon früher zugesetzte, aber von ihm bescheiden abgelehnte höchste Ehrung der Peerwürde an. Im Januar 1884 wohnte der Baron von Aldworth und Farringford zum ersten Male einer Sitzung des Oberhauses bei. Auf den genannten beiden Landsitzen, daneben wohl zuweilen auch auf Reisen, hat er dann noch Jahrzehnte eines lange Zeit kaum getrübten Glücks erlebt, in unveränderter Produktivität und speziell auch auf dramatischem Gebiete in der Zeit von 1872 bis 1882 eine lebhafte Tätigkeit entfaltend, von der eine Reihe von Stücken Zeugnis ablegen, Königin Maria, Harold, Becket, Die Erzählung des Liebenden, Der Falke, Der Becher, Die Verheißung, Der Mai, Stücke, die auch auf der Bühne ihre Verehrer und einen succès d'estime fanden, wenngleich für unsern Dichter die vollsten Kränze nicht auf diesem Gebiete gelegen haben.

Wohl brachten auch ihm die späteren Lebensjahre manches Leid. 1886 fand sein jüngster Sohn Lionel auf weiter Reise fern von der Heimat seinen Tod, und im Winter 1888/89 brachte ihn selbst eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes. Aber der merkwürdig schnell sich Erholende vermochte noch vor Ablauf des Jahres 1889 mit einem neuen Bändchen Gedichte an die Öffentlichkeit zu treten, und für die Zahl seiner Verehrer dürfte die Tatsache sprechen, daß in der ersten Woche nach dem Erscheinen dieser späten poetischen Gabe 20 000 Exemplare verkauft wurden. Seine Phantasie schien an schöpferischer Kraft kaum etwas eingebüßt zu haben und umkleidete selbst die ernsteren, weihevollen Gedanken, die sich ihm jetzt wohl öfters in die Feder drängten, mit eigenartiger, mehr allegorischer Gewandung; Gedanken, die, wenngleich dogmatischer Fassung widerstrebend, dem Tode seine Schrecken zu nehmen und ein Hoffen im Trauern zu lehren suchten. Auch für das Jahr 1892 hatte er ein neues Bändchen Gedichte seiner siebenundsechzigjährigen Lebensgefährtin gewidmet und die Druckbogen Ende September durchgesehen, als wenige Tage darnach, am Abend des 5. Oktober, ein sanfter Tod diesem reichen Leben ein Ziel setzte. In dem Flügel der Westminsterabtei, der Englands Geistesheroen vorbehalten ist, hat auch Alfred Tennyson seine letzte Ruhestätte gefunden.

Früh schon haben in unsrem Vaterlande, wo man seit langer Zeit gewohnt ist, dem englischen Geistesleben eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, den poetischen Schöpfungen Tennysons berufene Kräfte sich zugewandt, um sie durch Übersetzungen uns näher zu bringen, und es liegen solche in größerer Anzahl vor, ebensowohl Gedichtsammlungen, schlechthin vollständig oder in Auswahl, wie Zylen (z. B. die Königszyllen und die Elegien des *in memoriam*), ja es gibt von den längeren poetischen Erzählungen Übertragungen in Einzelausgaben und die in Hamburg erschienene Bearbeitung des oben erwähnten *Enoch Arden* zählt 12 Auflagen. Den Reigen der Tennysonübersetzungen hat der als Übersetzer nach verschiedenen Seiten hin bewährte Professor Herzberg begonnen, indem er 1857 die Jugendgedichte des englischen Poeten (abgeteilt in Veröffentlichungen aus den Jahren 1830, 1832, 1842) in deutscher Sprache erscheinen ließ (zweite Auflage 1868). In der hier angehängten Nachschrift und ausführlicher noch in einem Aufsatz der deutsch-amerikanischen Zeitschrift *Atlantis* (I 7) bemüht er sich, die Ausschaltung einer kleineren Anzahl von Gedichten uns plausibel zu machen, was ihm bei einigen an Freunde gerichteten als solchen, die für ein deutsches Publikum wohl zu wenig Interesse zu bieten vermöchte, wohl gelingen mag, doch nicht bei den zwei Balladen: „Die Schwestern“ und „Der Lord von Burleigh“, bei denen ästhetische Ausstellungen den Grund zur Ausschließung gebildet haben, während doch bei Übertragungen, wo es sich nicht von vornherein um eine Auswahl, sondern im Gegenteil um eine gewisse Vollständigkeit handelt, die Ausschließung einzelner immer etwas Bedenkliches hat. Wer wird es zu billigen vermögen, daß Herzberg „Die Schwestern“ zurückgelegt hat, weil ihm der Gegen-

stand allzu „grausig“ erschien, während für den Kundigen eben diese Ballade als ein schlagendes Beispiel einer direkten Einwirkung der auf die englische Literatur so einflußreichen Percyschen Sammlung altenglischer Volksgesänge auch speziell auf die Tennysonsche Dichtung von besonderem Interesse, und deshalb für eine Ausgabe, wie die Herzbergsche, nicht wohl zu missen ist. Und nicht viel anders verhält es sich mit der zweiten jenes verschmähten Balladenpaars, dem Lord von Burleigh, von dem Herzberg äußert, er habe dieses Gedicht beiseite gelegt, weil gerade in ihm der Dichter allzusehr in einen Bänkelsängerton verfallen sei. Auch hier wird man bezweifeln dürfen, daß eine derartige Meinung einem Übersetzer das Recht geben könnte eine Ballade ganz zu unterdrücken und auszuschalten, und nicht einmal der Vorwurf des Bänkelsängertons braucht für uns festzustehn, so lange ihn nicht auch englische Federn bestätigen; aber gerade davon, daß in England diese Ballade wegen vulgärer Sprache bei den Kritikern Anstoß erregt, ist nichts verlautet, im Gegenteil vermag der Verfasser dieser Blätter zum Zeugnis einer gewissen Beliebtheit dieser Ballade anzuführen, daß, als diese ihm in einer um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Zeit zuerst vor die Augen kam, er sie in dem Album einer deutschen Dame fand, in das sie eine englische Freundin als ihr Lieblingsgedicht eingeschrieben hatte. Wenn es damals wohl begreiflich schien, daß das englische Original Rührung und Teilnahme für das Schicksal der Lady Burleigh erwecken könne, so ist diese Meinung durch das ungünstige Urteil Herzbergs um so weniger erschüttert worden, als ihm selbst oft sich die Wahrnehmung aufgedrängt hatte, daß bei Dichtungen von irgend wie volkstümlichem Charakter ein Engländer sich ungleich freier bewegen dürfe als ein Deutscher, dem der Vorwurf eines Hinabgleitens vom Rothorn, mit anderm Worte, des Bänkelsängertums ungleich leichter zu drohen pflege.

Es kann vielleicht als ein naheliegender Gedanke angesehen werden jene, einst von dem Übersetzer verschmähte, und so dem deutschen Publikum vorenthalte Ballade: Der Lord von Burleigh, diesem Erinnerungsblatte für Tennyson anzufügen im Geleit einiger vielleicht nicht ganz uninteressanter Bemerkungen, zu denen sie Anlaß gibt, und es brauchte davon nicht abzuschrecken die Tatsache, daß schon früher von anderer Seite jene Unterlassungssünde Herzbergs gutgemacht worden ist und die beiden Balladen „Die Schwestern“ und „Der Lord von Burleigh“ von Adolf Strodtmann in dessen 1868 erschienenen Übersetzung einer Auswahl Tennysonscher Gedichte abgedruckt worden sind, denn von Strodtmanns kaum anzuzweifelnder dichterischer Begabung hat schwerlich eins dieser ausgewählten Gedichte so blutwenig empfangen wie der Lord von Burleigh. Was Herzberg mit dem „Bänkelsängerton“ gemeint, zeigt uns erst diese Verdeutschung, bei der die Schlichtheit des Tennysonschen Ausdrucks vielfach durch eine im Deutschen abstoßend wirkende vulgäre Sprache wiedergegeben wird, unterbrochen durch Stellen, die zwar einen gehobeneren Ton, doch dafür auch dem Originale fremde, leidenschaftlich extravagante Akzente vernehmen lassen.

Es hätte geradezu riskant erscheinen müssen, den Lord von Burleigh in diesem Gewande dem deutschen Publikum vorzuführen und dessen Interesse für Aufführungen über ein wenig anmutendes Gedicht in Anspruch zu nehmen; das Wagnis einer neuen Übersetzung ward unvermeidlich, und ihr Verfasser mag sie nun vorführen, eins über alles wünschend und hoffend, daß sich der Möglichkeit, als ein deutsches Gedicht angesehen zu werden, keine Schwierigkeiten entgegenstellen.

Der Lord von Burleigh.

„Mädchen, darfst es mir gestehen,
Flüstert er mit heitrem Mut,
Hab dir tief ins Aug' gesehn
Und ich weiß, du bist mir gut.“

Ja, ins junge Herz sich stahl er,
Sanft erröthend räumt sie's ein,
Und der junge Landschaftsmaler
Nennt des Dorfes Schönste sein.

Neigungsvoll im Kuß begegnet
Thre Lippe seinem Mund,
In dem schlichten Kirchlein segnet
Bald der Priester ihren Bund. —

„Bring' nicht reiche Hochzeitsgaben,
Denn nur wenig nenn ich mein,
Doch wird, wenn wir lieb uns haben,
Unsre Hütte sonnig sein.“

Nun dem eignen Heim entgegen
Führt er sie; es gehn die Zwei
Auf vom Lenz geschmückten Wegen
Manchem stolzen Schloß vorbei.

Einst spricht er nach kurzem Schweigen,
Wie zu neuem Plan erwacht:
„Komm, mich loßt's dir mehr zu zeigen
Von der Edelsie Pracht.“

Froh sie wandelt ihm zur Seiten,
Lauschend lieber Stimme Laut,
Durch der Schlößer Herrlichkeiten,
Die der Reichtum sich erbaut.

Ruht im Schatten stolzer Bäume,
Schwelgt in duft'ger Gärten Zier,
Blickt in glanzerfüllte Räume
Einer Welt hoch über ihr.

Wohl solch Schauen sie entzückt,
Doch nach fern hin schweift ihr Blick,
Sucht, was stündlich näher rückt,
Erst in seinem Heim ihr Glück.

Dort will sie ein heiß Bestreben
Treuster Pflichterfüllung weih'n,

In her ear he whispers gaily,
„If my heart by signs can tell,
Maiden, I have watch'd thee daily,
And I think thou lov'st me well.“

She replies in accents fainter:
„There is none I love like thee;“
He is but a landscape painter
And — a village maiden she.

He to lips that fondly falter,
Presses his without reproof:
Leads her to the village altar,
And they leave her fathers roof.

„I can make no marriage present:
Little can I give my wife,
Love will make our cottage pleasant,
And I love thee more than life.“

They by parks and lodges going
See the lordly castles stand;
Summer woods about them blowing,
Made a murmur in the land.

From deep thought himself he rouses,
Says to her that loves him well,
„Let us see these handsome houses
Where the wealthy nobles dwell.“

So she goes by him attended,
Hears him lovingly converse,
Sees whatever fair and splendid
Lay betwixt his home and hers;

Parks with oak and chestnut shady,
Parks and order'd gardens great,
Ancient homes of lord and lady,
Built for pleasure and for state.

All he shows her makes him dearer:
Evermore she seems to gaze
On that cottage growing nearer
Where they twain will spend their days.

O but she will love him truly!
He shall have a cheerful home;

Ihn nur lieben, ihm nur leben,
Ihm die beste Gattin sein.

Doch der süßen Träume Walten
Weicht — vor mächt'gem Tor sie stehn,
Wappenbilder, Steingestalten
Stolz auf sie herniedersehn.

Alles überragend sieget
Vor ihr auf das schönste Schloß,
Vor dem Gatten tief sich neiget
Goldbetrester Diener Troß.

Folgen ihm mit leisen Tritten,
Ob ein Wink, ein Blick sie sucht,
Während er mit sichern Tritten
Führt durch prächtiger Säle Flucht.

Als sie Staunen drob empfindet
Wie in schweren Rätsels Pein,
Stolz er ihr die Lösung kündet:
„Alles dies ist mein und dein.“

Ta hier herrscht er, sein die Hallen,
Er, Lord Burleigh ehrenreich,
Keiner von den Großen allen
Kam an Würd' und Rang ihm gleich.

Aber ihr, in Schreck und Bangen
Wandelt sich der frohe Mut,
Erst ergießt auf Stirn und Wangen
Wie von Scham sich Purpurglut,

Dann mit eins sie jäh erblasset,
Totenbleich wird ihr Gesicht,
Daf̄ er sie bestürzt umfasset,
Tröstend Liebesworte spricht.

Doch die Schwachheit zwingt ihr Willen,
Ob ihr Herz auch ängstlich schlägt,
Lehrt sie ganz die Pflicht erfüllen,
Die ihr Rang ihr auferlegt.

Voll Bewunderung er sie findet,
Wie sie schlicht, doch voll Bedacht
Würd' und Güte schön verbindet,
Jedes Herz sich eigen macht.

Doch der Zweifel Qual zu wehren,
Ach so recht vermag sie's nie.
Bringen Segen Glanz und Ehren,
Wo Geburt kein Recht verliß?

Schwer und schwerer drückt sie's nieder,
Traurig schaut sein Bild sie an;
O wär' er der Maler wieder,
Der mein junges Herz gewann.

Und es wächst der düst're Schatten,
Bald erlischt der Wangen Not,

She will order all things duly,
When beneath his roof they come.

Thus her heart rejoices greatly,
Till a gateway she discerns
With armorial bearings stately,
And beneath the gate she turns;

Sees a mansion more majestic
Than all those she saw before:
Many a gallant gay domestic
Bows before him at the door.

And they speak in gentle murmur,
When they answer to his call,
While he treads with footsteps firmer,
Leading on from hall to hall.

And, while now she wonders blindly,
Nor the meaning can devine,
Proudly turns he round and kindly.
„All of this is mine and thine.“

Here he lives in state and bounty,
Lord of Burleigh, fair and free,
Not a lord in all the county
Is so great a lord as he.

All at once the colour flushes
Her sweet face from brow to chin:
As it were with shame she blushes,
And her spirit changed within.

Then her countenance all over
Pale again as death did prove:
But he clasp'd her like a lover,
And he cheered her soul with love.

So she strove against her weakness,
Tho' at times her spirits sank:
Shaped her heart with woman's meekness
To all duties of her rank.

And a gentle consort made he,
And her gentle mind was such
That she grew a noble lady,
And the people loved her much.

But a trouble weigh'd upon her,
And perplex'd her night and morn,
With the burden of an honour
Unto which she was not born.

Faint she grew, and ever fainter,
As she murmur'd, „Oh that he
Wer'e once more that landscape painter
Which did win my heart from me.“

So she droop'd and droop'd before him,
Fading slowly from his side:

Von den Kindern, von dem Gatten
Scheidet sie ein früher Tod.

Auf dem Schloß liegt Grabesstille,
Nur des Lords gramvollen Sinn
Führen zu der Leeren Hülle
Ruhelose Schritte hin.

Schaut auf sie mit stummer Klage,
Spricht: „Bringt her ihr Hochzeitskleid;
Was sie trug am schönsten Tage,
Sei im Tod auch ihr geweiht.“

Trauernd alle sie geleiten
Ihrer stillen Klausen zu,
In dem Schmuck beglückter Seiten
Geht ihr edler Geist zur Ruh.

Three fair children first she bore him,
Then before her time she died.

Weeping, weeping late and early,
Walking up and pacing down,
Deeply mourn'd the Lord of Burleigh
Burleigh house by Stamford-town.

And he came to look upon her
And he look'd at her and said,
„Bring the dress and put it on her,
That she wore, when she was wed.“

Then her people softly treading,
Bore to earth her body, drest
In the dress, that she was wed in,
That her spirit might have rest.

Der Titel dieser Ballade weist auf eins der angesehensten Adelsgeschlechter Englands hin, die Nachkommen jenes auch bei uns aus Schillers Maria Stuart weiteren Kreisen bekannt gewordenen William Cecil, des Kanzlers der Königin Elisabeth, dem diese um seiner Verdienste willen im Jahre 1571 mit dem Titel des Lords von Burleigh zugleich auch reichen Grundbesitz verliehen hatte.

In deren Überlieferungen findet sich nun eine Nachricht dahin lautend, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein jüngerer Sproß dieses Hauses, Henry Cecil zu Hodnet, in der Grafschaft Shropshire gelebt, der, wie das ja bei jüngeren Söhnen aus den höchsten Familien nicht eben selten vorkommt, wenig mit Glücksgütern ausgestattet an dem genannten kleinen Orte sehr bescheiden im Hause eines schlichten Farmers namens Hoggins zur Miete wohnte. Hier hatte er, selbst von seiner Gattin geschieden, die Neigung Sarahs, der Tochter seines Wirtes, gewonnen und diese als Gattin heimgeführt. Da hat es sich nun und zwar sehr überraschend zugetragen, daß infolge von Todesfällen im Hause der Cecils jener Henry Haupt der Familie und Erbe des Ranges und der Reichtümer der Lords von Burleigh wurde, während er seiner Gattin die, auch sie aus den bescheidensten Verhältnissen zu fürstlichem Glanze emporhebende, Schicksalswendung zunächst verschwieg, um sie dann bei Gelegenheit eines Besuches des Stammeschlosses der Burleigh durch die Kunde davon auf das höchste zu überraschen. Die Lady hat dann allerdings sich ihrer Erhöhung nicht lange freuen können; sie ist bereits 1797 gestorben.

Schon vor Tennyson ist diese familiengeschichtliche Überlieferung von dem beliebten Dichter Thomas Moore (geb. in Irland 1779, gest. 1852) zu einem Gedichte unter dem Titel: Do you remember Ellen? benutzt worden, wie wir trotz der Namensänderung des Lords aus der Wiederkehr des charakteristischen Motivs der Geheimhaltung und überraschenden Entdeckung des Glückswechsels schließen dürfen. Das kurze Gedicht ist in England in solchem Maße populär, daß es in die überaus verbreiteten Penny-Balladenbücher seinen Weg gefunden hat. Es mag hier als Gegenstück zu Tennysons Ballade eine Stelle finden.

Des Städtchens Zierde, wer kannte nicht Ellen?
William, einen Fremden, den hatt' sie gefreit;
Durch Liebe ihr ärmliches Heim zu erhellen,
War allzeit ihr fröhliches Herz bereit.
Hart schafften sie beide, doch lang nur belohnet.
Er klagt's ihr: "ich weiss einen andern Ort,
Versuchen wir's, ob man dort besser nicht wohnet,"
Sie flügt sich seufzend; das Paar zieht fort.

Nach langem Wandern die Kräfte ihr sinken,
Ihr Herz ist schwer und von Helmweh bedrückt,
Ein Trost ist's, daß, als die Sterne schon blinken,
Ein stolzes Schloß durch die Bäume blickt.
Da spricht er: „s'wird kalt, und spät ist die Stunde,
Wie gut, daß ein Obdach zur Nacht sich zeigt.“
Und ein Hornruf ertönt von seinem Munde,
Auf tut sich das Tor, und der Pförtner sich neigt.

„Willkommen, Mylady,“ ruft William, „erfahr' heut,
Das Schloß, es ist dein mit den Gärten all;“
Er träume, so meint sie, doch spricht er die Wahrheit,
Denn Ellen gebeut jetzt in Rosnahall.
Und jährlich der Lord von Rosna umfaßte,
Was William, der Fremd', einst umwarb und gewann,
Und so hell strahlt die Lieb' in dem stolzen Palaste,
Wie einst sie's in niederer Hütte getan.

Man wird beiden Gedichten einen volkstümlichen Charakter zusprechen dürfen, und in der Mooreschen Bearbeitung vermögen wir sogar die Sonderart des Volksliedes, die kurzgedrängte, sprunghaft fortschreitende Form der Darstellung wiederzuerkennen, wenn wir gleich das sonst für die englischen Volkslieder fast typisch gewordene Metrum hier nicht wiederfinden, wohl aber bei Tennyson, während dagegen hier die eingehendere Schilderung eines in dem Herzen der Lady Burleigh vorgehenden seelischen Prozesses aus dem Rahmen eines Volksliedes herauszutreten scheint, trotz der sonst auch hier bevorzugten schlichtern Ausdrucksweise, so daß man wohl meinen könnte, es habe dem Dichter die Idee einer in dem Hause der Burleighs fortgepflanzten, an den Namen jenes Lords Henry geknüpfsten Geschlechtsballade vorgeschwobt*).

In durchaus verschiedener Weise haben, wie wir wahrnehmen, die beiden Dichter den gleichen Stoff, das Schicksal einer Mesalliance, behandelt, nur in einem allerdings bedeutungsvollen Punkte übereinstimmend, insofern beide, nicht ohne die ihnen vorliegende Überlieferung umzumodeln, die betreffende Ehe auf Grund einer Täuschung abschließen lassen, in der die Gattinnen über den vornehmen Rang ihrer Gemahle bis zu deren plötzlicher Demaskierung erhalten werden. Von da an gehn die Wege beider Dichter weit auseinander. Bei Moore bewährt die Liebe ihre beglückende Kraft gleich siegreich in dem stolzen Palaste, wie sie es in niederer Hütte getan, während bei Tennyson die Liebe nicht zu hindern vermag, daß der durch den Schicksalswechsel aus dem Gleichgewicht gekommene Geist der Lady einem frühen Tode verfällt.

*) Aus dieser Annahme könnte dann vielleicht auch eine nicht wohl übersehbare Zeile, die dem trauernden Lord Burleigh angehängt wird, „Burleigh-House by Stamford-town“, eine Erklärung finden und vielleicht auch der für die Ballade gewählte Titel the Lord of Burleigh, statt des offenbar doch korrekteren the Lady of B.

Vielleicht läßt sich hier die Schlußfolgerung ziehen, daß in der, unserer Ballade zugrunde liegenden Überlieferung für den baldigen Hingang der Lady Burleigh Tennyson ein Motiv gesucht hat, analog der in England hoch entwickelten aristokratischen Anschauung, daß nur der auf den Höhen der Gesellschaft zu atmen und zu leben vermag, der aus dieser Sphäre hervorgegangen ist.

Diese oben erwähnte schlichtere Ausdrucksweise, auf Grund deren wohl Herzbergs stark übertreibendes Urteil beruht, kann nur für einen deutschen Übersetzer zur Versuchung werden, bei wortgetreuer Wiedergabe Wendungen zu gebrauchen, die die Schranken überschreiten, die im Deutschen das streng waltende Gesetz dem poetischen Sprachgebrauch gezogen hat. Jenen Versuchungen ist nun Strodtmann gerade in der vorliegenden Ballade Tennysons vielfach erlegen, als er die Verfälschungen Herzbergs nachholen wollte*).

Derartige kritische Wahrnehmungen, die sich leicht noch wesentlich vermehren ließen, müßten nun abmahnen, diese Übersetzung den Lesern des Aufsatzes, der speziell an jene Ballade anknüpft, darzubieten, und so ward denn der Versuch einer neuen Übertragung gewagt, die, ohne für die fremde Herkunft Privilegien in Anspruch zu nehmen, schlecht und recht gleich irgend einem andern Gedicht um den Beifall des Publikums wirbt.

Möchte die Ballade in dem neuen Gewande auch in Deutschland Freunde finden.

*) Es möge gestattet sein, einige besonders abstossende Stellen dieser Übersetzung anzuführen: „Sie ist eine Bauerndame und ein Landschaftsmaler er,“ „Arm an Gütern nenn' ich mich, aber Liebe wird uns lenken —“ „Und sie geht von ihm geleitet, hört der Rede Honigseim, sieht die prächtige Schau gebreitet zwischen alt' und neuem Heim,“ „O wie liebend will sie schalten, daß kein Los dem seinen gleicht, Alles schön in Ordnung halten, wenn sie erst sein Dach erreicht“, „Edel war er wie sein Name, und, mit Freundlichkeit belehrt, ward sie eine edle Dame und vom Volke rings geehrt“, „Ihre Kraft ward täglich minder, langsam welkt“ und starb sie ab, schenkt ihm erst drei schöne Kinder, sank dann vor der Zeit ins Grab“, bei diesen Wendungen würde Herzberg vermutlich den Bänkellsängerton wiederfinden und eine poetische Sprache nicht leicht jemand. Ein Dichter aber hätte guten Grund zur Unzufriedenheit mit einem Übersetzer, der z. B. die Stelle: „He to lips that fondly falter, presses his without reproof,“ im Deutschen durch die Worte wiedergibt: „Wie sie sträubend sich gebare, ihr den Odem küßt er aus,“ und damit einen Ton stürmischer Leidenschaft ansimmt, die dem englischen Text so wenig entspricht wie „das fröhliche Entgegentreten“ Strodtmanns dem „ins Ohr Flüstern“ Tennysons oder bei der Wanderung das „lustdurchbebt“ dem „Erwachen aus tiefen Sinnen“ oder bei der Überraschung das dem Originale ganz fremde „Herbeiwanken“ und „in starrer Ruh Stehen“.

Excellenz Dr. Wilhelm Erner: Prof. Julius Wolf's National-Ökonomie.

Wenn man auch in irgend einem Falle den von Prof. W o l f eingenommenen Standpunkt und seine Deduktionen nicht gutheist, immer wird man durch seine Ausführungen gefesselt und nie wird die Zeit verloren sein, die man an die Lektüre seiner von ehrlicher Überzeugung getragenen Arbeiten wendet. Trotz meiner persönlichen Vereingenommenheit für den originellen Autor würde ich mich nie in eine Auseinandersetzung mit ihm einlassen und öffentlich ein Urteil über seine Lehrmeinungen abgeben, wenn ich nicht, wie diesmal, zu denjenigen gehören würde, denen er sein Buch ausdrücklich gewidmet hat, zu den T e c h n i k e r n .

Meine obige Behauptung, daß man der Wolf'schen Feder immer mit gespanntem Interesse folgt, findet sicherlich in weiten Kreisen diesmal ungeteilte Billigung. Da selbst die „wissenschaftlichen“ Gegner Wolf's dürften dem Hauptabschnitte des Buches ihre Anerkennung nicht versagen können.

Julius Wolf hat, wie er in dem Vorwort erzählt, im Zweigvereine Breslau des deutschen Bankbeamtenvereins 7 Vorträge über Volkswirtschaft gehalten, die großen Anklang fanden und nach einer vorgenommenen Erweiterung und Vertiefung des Textes veröffentlicht wurden. Er wollte einen Teil seines im Jahre 1908 erschienenen Werkes über „Nationalökonomie“ „so dicht wie möglich komprimieren und auf der anderen Seite durchsichtig gestalten und schmackhaft genug zubereiten, daß auch der Laie in der Lage wäre, sich ihn mühelos anzueignen und all der Reize teilhaftig zu werden, über die der Gegenstand verfügt“. Diesem Programme entsprechen sämtliche Abschnitte des Buches zweifellos. Mich aber hat am meisten der VI. Abschnitt: „Der wirtschaftlich technische Fortschritt und die Zukunft der Volkswirtschaft“ angezogen und gefesselt.

Ich bin der Meinung, daß jeder auf allgemeine Bildung Anspruch machende Ingenieur diesen Abschnitt des Wolf'schen Buches kennen lernen sollte. Wir Techniker sind gewohnt — denn wir haben es tausendfältig erfahren —, daß Nicht-Techniker, und seien sie noch so gelehrt, wenn sie über unsere Leistungen und Aufgaben sprechen, sofort dem Dilettantismus verfallen. Es hat mich daher außerordentlich überrascht und auf das angenehmste berührt, wahrzunehmen, daß Julius Wolf die heikelsten Themen ohne Irrtum abhandelt. Die Kapitel „Fortschrittsbegeisterung unserer Tage“, „Das Gesetz des Fortschrittes“, „Spielraum und Maßstab des Fortschrittes“, „Leistungen und Aussichten des Fortschrittes“, „Fortschritthemmungen“ sind tadellos aufgebaut und durch eine Fülle von Daten illustriert. Auch das Beiwerk transatlantischen Ursprungs kann man sich wohl gefallen lassen. Die jüngsten Er-

rungenschaften des technischen Fortschrittes, die jetzt nach Erscheinen des Buches von Julius Wolf vielfach besprochen werden, wie z. B. der künstliche Kautschuk, sind nicht geeignet, die Thesen, die Wolf aufstellt, zu erschüttern. Ich bekenne mich daher als Anhänger seiner Auffassung, daß wir bei der Peripetie des technischen Fortschrittes angelangt sind, und die sogenannte „Eroberung der Luft“ wird daran, soweit menschliche Voransicht reicht, nichts ändern. Die Fortschrittsmöglichkeiten sind natürlich nicht beschränkt und werden es nie sein, aber die Grade des Fortschrittes als wirtschaftliche Impulse dürften in ihren Maxima erreicht sein.

In der Abhandlung der verschiedenen Fortschrittshemmungsgesetze ist besonders prächtig der Nachweis gelungen, daß immer wieder die Gegenwart mit der Hypothek der Vergangenheit belastet ist. Dort liegt die Begrenzung der Entwicklung aller bestehenden Einrichtungen größeren Stils. Die Luftschiffahrt hat es in dieser Beziehung freilich gut, da sie von vorne anfängt und nicht an Spurweite und Steigungsverhältnisse gebunden ist.

Das Bild der Zukunft, das Julius Wolf entwickelt, ist in einen Rahmen gefaßt, der sich nicht erweitern oder sprengen läßt; man wird sich eben in das Unvermeidliche fügen und die unwillkommene Wahrheit anerkennen müssen, daß die Egiebigkeit der Erdrinde eine beschränkte, der Entwicklung des Menschen Geschlechtes Grenzen setzende ist.

Diese spärlichen Andeutungen sollen nur eine dringende Einladung dazu sein, das Wolfsche Buch zur Hand zu nehmen und die Lektüre desselben beim VI. Abschnitte zu beginnen. Ich zweifle nicht, daß es dem Leser so ergehen wird wie mir, der dann das ganze Buch mit Eifer studierte. Freilich wird für andere Teile als den VI. die Einstimmigkeit des Beifalls nicht gesichert sein. Insbesondere der I. Teil: Geschichte der Nationalökonomie wird manchen Widerspruch wachrufen. Doch dieser I. Teil ist eigentlich nicht für uns Techniker geschrieben, sondern mehr an Wolf's Kollegen gerichtet.

Im V. Abschnitt behandelt Wolf das Vermehrungsgesetz der Menschheit. Seit Malthus ist wohl diese interessante Frage niemals so erschöpfend und zugleich überzeugend erörtert worden wie in diesem Buche, und dies verleiht ihm auch einen besonderen Wert und Anreiz.

Die pessimistische Anschauung von der wirtschaftlichen Weltlage, die Julius Wolf vertritt, kommt auch in einem jüngst erschienenen Aufsatz über die „Zukunft der Preise“ zum Ausdruck, wo er eine weitere Erhöhung der Preise auf dem Weltmarkt im Durchschnitt der kommenden Zeit vorhersagt. Wer wagt ihm zu widersprechen? Ein Techniker gewiß nicht.

Carl Gebhardt:

Ausstellung klassischer französischer Malerei des 19. Jahrh. im Kunstverein zu Frankfurt.

Wenn es eine Möglichkeit gibt, einen Ausgleich zwischen den Nationen herzustellen, der sie dem Ideale des ewigen Friedens näher führt, so kann sie nur darin bestehen, daß die Völker es lernen, sich als eine Einheit, als eine große Kulturgemeinschaft zu fühlen. Nicht im Sinne eines vagen, inhaltlosen Kosmopolitismus. Vielmehr soll gerade jedes Volk sich auf seinen eigentümlichen Wert besinnen, um in dem eigentümlichen Werte des andern Volkes die notwendige Ergänzung zu erkennen. Wenn Deutschland die Aktivbilanz seiner Kultur aufstellt, so hat es genug Werte aufzuführen, die Philosophie Kants, Fichtes, Schelling's, Hegels, Schopenhauers und Niessches, die Dichtung Goethes, Kleists, Heines, Kellers, die Musik Bachs, Haydns, Mozarts, Beethovens, Wagner's. Ist es da ein Wunder, daß ein Volk, das in solcher Weise den Visionen des inneren Sinnes Gestalt verliehen, nicht auch in gleichem Maße die Erscheinungen des äußeren Sinnes zu gestalten gewußt? Hätte nicht dieses Volk ganz anders organisiert sein müssen, um Maler von dem Rang hervorzubringen, wie es Philosophen, Dichter, Musiker hervorgebracht hat? Ist es wirklich, wie man gesagt hat, eine Selbstdemütigung des deutschen Geistes, wenn man offen zugibt, daß die Deutschen einem andern Volke als Maler nicht ebenbürtig sind? Mir scheint ein solches Bekennen der höchste Ausdruck nationalen Stolzes, denn unsere Kultur hat solche Werte der Welt gegeben, daß sie selbstbewußt genug sein darf, auch von andern einen Wert, eine Bereicherung zu empfangen. Daß dieser andre gerade Frankreich es ist, daß Frankreich gerade in der Malerei die vorbildlich neue Kunst geschaffen, ist wie eine glückliche Fügung. Denn gerade in diesem Sichergänzen zeigt sich das Aufeinander-Angewiesensein der beiden Völker, zeigt sich ihre Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft. Nichts anderes kann so sehr die geistige Annäherung der beiden Völker fördern, als dieses Sichbesinnen auf ihren gemeinsamen Besitz geistiger Werte.

In Frankfurt hat nun in diesem Sommer ein Komitee durch den Schreiber dieser Zeilen im Frankfurter Kunstverein eine Ausstellung organisiert, die es unternimmt, von der gesamten französischen Malerei des 19. Jahrhunderts eine Anschaunung zu geben. Es ist zum ersten Male, daß in Deutschland dieser Plan in diesem Umfange aufgestellt und verwirklicht worden ist. Er hat Werbekraft besessen, denn keine der großen Privatsammlungen Deutschlands und Österreich-Ungarns, keiner der großen Kunsthändler von Paris und Berlin versagte seine Unterstützung, und so konnte eine Ausstellung zusammengebracht werden, wie sie gleich lückenlos und von gleicher Qualität in Deutschland noch kaum gesehen

worden ist. Der französische Staat hat die künstlerische, die kulturelle Bedeutung des Unternehmens anerkannt, indem er seinerseits eine Reihe von Werken aus dem Besitz der Luxembourg-Galerie zur Verfügung stellte.

Der Zweck, dem eine solche Ausstellung dient, ist nicht einfach der, unsere Bekanntheit mit schönen Dingen zu vermehren. Indem sie mit Werken guter Kunst, großer Kunst zusammenbringt, dient sie ganz von selbst einer Erziehung zur Kunst. Und Erziehung zur Kunst bedeutet in unserer Zeit noch immer, einer zwanzigjährigen Entwicklung der Malerei unbeschadet, Erziehung weg von der Literatur, Erziehung weg von einer Kunst, die Literatur in Farben gewesen ist. Gerade die französische Malerei ist berufen, einer solchen Erziehung zu dienen. In der Geschlossenheit vollkommener Einheit steht sie vor uns, in der Einheit der Tradition. Was irgendwann einmal, fern im Trecento oder Quattrocento, begonnen hat, ist, durch die Jahrhunderte weitergetragen, in ihr unser geworden, zum Ausdruck unseres Lebensgefühls umgeschaffen. Und in dieser Kunst lebt die große Einheit, die allem Gewordenen innenwohnt und allem Gemachten sich versagt. In ihrer Entwicklung herrscht die Notwendigkeit.

Ein neues, ursprüngliches, ein wesentlich modernes Lebensgefühl ist es, das als innere Einheit alle Äußerungen dieser Kunst beherrscht, das ihren Stil bestimmt. Denn dieses Lebensgefühl fast auch den Menschen nicht als Reservat der Natur, sondern als Teil des Kosmos, in seinem Ambiente, stellt ihn in Lust und Licht, stellt ihn malerisch dar. Der Impressionismus ist nur ein Teil dieser Kunst, eine letzte Konsequenz vielleicht — seine Tendenz ist die Tendenz der großen französischen Malerei überhaupt, Leben zu schaffen, gelebtes Leben, nicht erdachtes, nicht Ideen.

Die Ausstellung hat Géricault mit einer großen Reihe von Werken an ihre Spitze gestellt, weil in ihm zum ersten Male diese Sehnsucht erwacht, weil er in diesem Sinne der französischen Kunst ihren Weg gewiesen. Er hat das Lebendigste, das Lebenskräftigste gebildet, die Urnatur des Negers, den stolzen Kopf des Pferdes, sein gewaltiges Selbstporträt (Werke der Sammlung Ackermann-Paris und v. Goldschmidt-Rothschild-Frankfurt), in allen diesen Bildern ein gesteigertes Leben und in allen die Erscheinung in ihrer Einheit mit allem Erscheinenden, in ihrer Atmosphäre. Dann der große Fortseher des Frühgeschiedenen, Delacroix, sehr gut vertreten mit dem kostlichen Werk der Sammlung Gerstenberg-Berlin, „Laras Tod“, und wiederum das gleiche, tiefe Lebensgefühl, das aus dem übernommenen Stoff keine Illustration werden lässt, sondern ein Stück erlebtes Leben, in einer Farbenpracht von wundersamer, berauschender Pracht. In Daumier erreicht dieses Lebensgefühl, diese Macht, Leben zu bilden, eine höchste Potenz. Sein „Drama“, das wohl einmal der Münchener Pinakothek gehören wird, zeigt die Menge vor der Bühne, als eine einzige, von gewaltiger Leidenschaft bewegte Masse, die in die Handlung vor ihr hineingezogen, hineingelebt ist, wie die Wasserwoge in den Strudel gewaltsam, unwider-

stehlich hineingerissen wird, und sein Aquarell „Publikum“ zeigt jenen grandiosen Haß, der das Leben zu gigantischer Verzerrung steigert. Daran schließen sich die Meister des zweiten Kaiserreiches, Fantin-Latour, der große Meister des Stilllebens, Monticelli, der in juwelenhaftem Farbenprunk seine romantischen Parkbilder dichtet, G u y s, der feine Schilderer mondänen Lebens.

Die andre Tendenz französischer Kunst geht von der Natur, vom Naturgefühl aus. Die Schule von Barbizon, auf der Ausstellung mit hervorragenden Werken vertreten, bezeichnet die erste Etappe dieser Entwicklung. Corot hat diese tiefe Einheit alles Naturseins empfunden, diesen zarten Duft, in dem alle Dinge leben und atmen, und er hat es vermocht, in seinem herrlichen „Sommer“ vor allem, den Menschen als Naturwesen in diese Natur hineinzustellen. Dramatischer, bewegter folgt ihm Daubigny in zwei Hauptwerken, der „Abendlandschaft“ und dem „Schäfer im Mondlicht“. Immer mehr und mehr verfeinert sich die Fähigkeit, die Natur reich, malerisch, in ihrem atmosphärischen Leben darzustellen, und in seinem „Blick auf Antwerpen“ kommt Boudin, der Fortsetzer der Fontainebleauer, schon hart an den Impressionismus heran.

Dann kommt die große Wendung durch Courbet, den die Ausstellung mit vier Hauptwerken („Woge“, Sammlung Dr. Blank-Hofheim, „Akt“, Sammlung Köhler-Berlin, „Die Ringer“ und „Schweinehirtin“) und einer Anzahl bedeutender kleinerer Werke, namentlich den „Trauben“ der Sammlung Duret-Paris, in seiner ganzen Großheit darzustellen vermag. Seine ungeheure Vitalität bildet diese gewaltigen Landschaften, die verhalter Leidenschaft voll sind, bildet diese gewaltigen Menschen, in denen ein volles, stark gelebtes Leben pulsiert. Und nun gibt Manet, an alter Malkultur sich schulend, dem modernen Lebensgefühl die neue Sprache. Das Porträt seiner Frau, das zum herrlichsten Besitz der Sammlung Gerstenberg gehört, ist ganz Leben, ganz Lebendigkeit, dabei in dem üppigen Pfanzengerank des Hintergrundes von einer wundervollen, blühenden und glühenden Farbigkeit. Daneben treten die Pfirsiche der Sammlung Ullmann-Frankfurt in ihrer noch nie von der Kunst erreichten Naturahe, tritt das „Bar aux Folies-bergère“, sein berühmtes Spätwerk in seiner großen Einheit mannigfaltigen Lebens. In dem vierten Werke der Ausstellung aber, in dem Porträt der Rositta Maury, verzichtet Manet auf alle Farbe, bildet er mit einem Minimum von Mitteln, einem bisschen Braun, einem bisschen Grau, und dieses Porträt wirkt in seiner vollkommenen Schlichtheit, seiner absoluten Zurückhaltung wie eine große Offenbarung, und durch diese Schöpfung letzter, verfeinertster Kunst hindurch glaubt man die Seele eines großen Menschen zu sehen.

Um Manet gruppieren sich der Kreis der großen Impressionisten, die mit dem Edelsten ihrer Kunst in dieser Ausstellung vertreten sind. Monets Schaffen beginnt mit der frühen „Marine“ im Kreise Courbets, nähert sich in der „Mühle“ der Klassizität der großen Holländer, lässt sich in der „Frau im Garten“ der Sammlung F. Stern-Berlin und dem „Blumenbeet“ der Sammlung Baron

Herzog-Budapest von der sanften Lieblichkeit idyllischer Natur zu zarten Farbgedichten begeistern, um schließlich in den grandiosen „Booten am Strand“ eine Ausdruckskraft des Pinselzugs zu erreichen, über die hinaus nur noch van Gogh dringen konnte. Renoirs „Kinder am Piano“ zeigen die ganze reiche, sinnlich zärtliche Natur, die ganze aus banalsten Farben merkwürdigste Akkorde hervorzaubernde Kunst des Meisters, und wundervoll lebenskräftige, farbenkräftige Stillleben, feinste Figurenbilder, darunter die schöne „Promenade“ der Sammlung Köhler schließen sich an. Sisley und Pissarro schildern die Natur in ihrer schönsten Schönheit, in ihrem feinsten Duft. Dann Degas. Er ist mit einem Hauptwerk vertreten, der „Place de la Concorde“ der Sammlung Gerstenberg. Dieses Werk gehört zum Vollendetsten, was neuere Kunst geschaffen. Es hat eine geradezu geheimnisvolle Vollendung, man vermag nicht zu sagen, was schön daran ist, was so wundersam ergreift; es ist geheimnisvoll, unreduzierbar für den Verstand wie das Leben selbst. Eine Reihe Degascher Pastelle, schimmernd in ihrem Farbenschmelz wie Schmetterlingsflügel, umgibt dieses Bild.

Cézanne ist der letzte in dieser Kette großer französischer Tradition. Ein frühes Bild, „Alt“, zeigt, wie er aus einer Romantik der Farbe im Daumierschen Sinne hervorgegangen ist. Dann kommen zwei Landschaften, in denen der paysage intime der Fontainebleauer, der Impressionisten überwunden, in denen eine neue, eine heroische Landschaft geschaffen ist. Und in den zwei Frauengestalten der Ausstellung ist etwas Großes gebildet, etwas, das die Ewigkeit griechischer Karyatiden ahnen lässt. Das Letzte, Höchste aber hat Cézanne im Werk seines Alters gegeben, in der „Frau mit dem Rosenkranz“ — hier spricht er mit einer Tiefe, mit einer Einfachheit, die nur dem Greise möglich ist, hier hat er letzte Geheimrisse des Seins uns enthüllt, nicht anders als der späte, der greise Rembrandt.

Die tragische Wendung in der französischen Kunst vollzieht sich, wie van Gogh in ihren Kreis tritt, der Germane in diese germanisch-romantische Welt. Seine Kunst stärksten Ausdruckes, in dem Wunderwerke des Städelschen Museums, dem Dr. Gachet ergreifend dargestellt, zerschlägt die Form, die alte Kultur gebildet. Das Schicksal der französischen Kunst ist vollbracht. Van Gogh vollendet sie, wie Michelangelo die Renaissance vollendet — indem er sie vernichtet.

Dieses große, vorbildliche Geschick einer Kunst, die als der letzte Träger alter Tradition vor uns steht, wollte diese Ausstellung zeigen, Schritt vor Schritt eine notwendige Entwicklung mit dem jeweils besten Beispiele illustrierend. Ich glaube, daß ihr das gelungen ist.

A. Kutschbach:

Bei dem rumänischen Königspaare in Sinaia.

Ein Gespräch mit König Carol über den tripolitanischen Krieg und anderes.

„D'ordre de Sa Majesté le Roi j'ai l'honneur de vous communiquer que vous êtes invité à déjeuner au château de Pelech demain jeudi 21/4 juin/juillet à une heure. Tenu en redingote. Prière de répondre. Colonel, Aide de camp Baranga.“

So lautete das Telegramm, das ich empfing, als ich nach meiner Rückkehr vom tripolitanischen Kriegsschauplatz um eine Audienz bei dem Könige Carol von Rumänien nachgesucht hatte, um ihm Mitteilungen über meine Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatz zu machen. Durfte ich doch mit Recht annehmen, daß der König, der ruhmgekrönte Feldherr in dem russisch (rumänisch)-türkischen Kriege, lebhaftes Interesse hierfür haben würde. Selbstverständlich lautete meine Antwort mit ehrerbietigem Danke zufagend und am nächsten Morgen reiste ich von Bukarest nach dem sich immer mehr zu einem Weltkurorte allerersten Ranges entwickelnden Sinaia, der Sommerresidenz des Königs. Pünktlich um 1 Uhr mittags traf ich in dem herrlichen, von dem König nach seinen eigenen Plänen geschaffenen Schlosse Pelesch ein, das noch immer in alljährlichen Um- und Neubauten neue Schönheiten an die alten reiht und zu einem Fürstensitz von märchenhafter Pracht geworden ist.

Der Colonel Baranga empfing mich und führte mich in den Empfangssalon, wo ich der Oberhofmarschallin Ihrer Majestät der Königin, Frau Mavrocordato, vorgestellt wurde. Unmittelbar darauf betrat der König den Salon und begrüßte mich als alten Bekannten. Er sah äußerst wohl aus, und nichts an ihm erinnerte mehr an die schwere Krankheit, die er in den letzten Jahren zu überstehen hatte. Wenige Augenblicke später erschien die Königin in der von ihr bevorzugten weißen Tracht, die sie so gut kleidet, das interessante Haupt von vollen, kurzen Locken ihres schneeweißen Haars umrahmt. Auch sie hatte die Gnade, mich mit großer Liebenswürdigkeit zu begrüßen. Nach kurzen Worten zwischen dem Königspaar und mir, die sich auf Tripolis und meine Heimkehr bezogen, wurde gemeldet, daß die Tafel bereit sei, und man begab sich in den Speisesaal. Auf der einen Seite der Tafel nahm das Königspaar Platz, während auf der anderen Seite Frau Mavrocordato, Colonel Baranga und der Leibarzt des Königs, Dr. Mamulia, sowie ich saßen. Ich hatte meinen Platz zwischen Frau Mavrocordato und Colonel Baranga.

Der König leitete das Gespräch zunächst auf den Krieg, und ich durfte berichten, welche schweren Kämpfe es die Italiener gekostet hat, sich in den unbestrittenen Besitz der Dase von Tripolis zu setzen, denn jeder Dasengarten war

mit seinen Lehmmauern und den darauf wachsenden Feigen-Kakteen einer festen Schanze gleich. Der König stimmte dieser Bemerkung lebhaft zu und bemerkte weiter: „Ich habe ja diese Dafengärten selbst kennen gelernt, als ich anfangs der sechziger Jahre meine Reise nach Algier unternahm.“

Der König fragte sodann nach dem Eindruck, den der italienische Soldat auf mich gemacht habe. Ich konnte nach den Beobachtungen, die ich bei den verschiedenen Gefechten in der Feuerlinie gemacht, berichten, daß dieser Eindruck ein ausgezeichneter sei. Der italienische Soldat lege große Tapferkeit an den Tag, er gehorche den Befehlen seiner Vorgesetzten in erster Weise und gehe mit Ruhe und Entschlossenheit vor, auch ertrage er die Strapazen des Krieges ohne Murren.

Das Gespräch spann sich hierüber weiter. Ich gab hierbei meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Italiener ihre Siege fast nie ausnutzen und den geschlagenen Feind nur selten verfolgten. Den König interessierte besonders eine Episode in dem Gefecht bei Zanzur am 8. Juni, über die ich berichtete. Hier wurde ein vom Feind besetzter Hügel in der linken Flanke der Italiener auf fallenderweise nicht erstürmt, obgleich diese Stellung des Feindes durch ein stundenlanges, sehr wohl gezieltes Geschützfeuer der Italiener stark erschüttert worden war, so daß ein Sturm sicher im ersten Anlaufe hätte gelingen müssen; aber gerade zu der Zeit, wo dieser Sturm hätte erfolgen müssen, wurde — wohl um die Mannschaften zu schonen — das Gefecht abgebrochen, nachdem die Italiener das Ziel des Kampfes, die Besetzung des Marabuthügels vor Zanzur, erreicht hatten.

Diese Ausführungen brachten das Gespräch auf den Beginn des Krieges, den die Italiener mit unzureichenden Mitteln unternommen. „Die Italiener,“ sagte der König, „einmal zum Kriege entschlossen — dem übrigens König Victor Emanuel und der Ministerpräsident Giolitti bis zum letzten Augenblicke widerstreben und darin schließlich nur der Volksstimmung nachgaben — hätten unter dem Vorwand von Manöverübungen 50- bis 60 000 Mann mit allem erforderlichen Material bei Neapel sammeln und eine entsprechende Anzahl Schiffe in der Nachbarschaft in Bereitschaft halten müssen. Dann hätten sie mit dieser Truppenmacht plötzlich an der Küste von Tripolitanien erscheinen und in machtvollm Vorstoße die überraschten Türken zu einem baldigen Friedensschluß nötigen können. Nachdem der Krieg aber eine andere Wendung genommen hat, fürchte ich, daß er noch lange andauern wird, denn auch die Franzosen haben mehrere Jahrzehnte gebraucht und erst mühsam Kommunikationswege bauen müssen, ehe es ihnen gelang, Algier zu unterwerfen.“

Ich berichtete ferner, daß die italienische Artillerie sich vorzüglich bewähre, und daß in den letzten Gefechten die Verwundeten zum Teil mit Lastautomobilen, welche die Italiener in großer Anzahl nach dem Kriegsschauplatz gebracht haben,

aus der Feuerlinie geholt worden seien, Mitteilungen, die den König lebhaft interessierten.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den vor einigen Tagen plötzlich verstorbenen serbischen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen Milovanowitsch, dessen Klugheit und Charaktereigenschaften der König sehr lobte, und ich konnte diesen Bemerkungen zustimmen, da ich den Verstorbenen gut kannte. „Ich habe,“ fuhr der König fort, „unter den serbischen Ministern und Diplomaten überhaupt nur sehr tüchtige Herren kennen gelernt. Im vorigen Jahre war ja auch der ehemalige serbische Ministerpräsident Herr Dr. Gruitsch hier, der einen sehr sympathischen Eindruck hinterlassen hat.“

Ich sprach von Pasitsch, von dem die Rede sei, daß er jetzt wieder die Ministerpräsidenschaft übernehmen werde. „Ich kenne Herrn Pasitsch nicht persönlich,“ sagte der König, „habe aber viel von ihm gehört. Wir haben ihn übrigens hier einmal auf Wunsch des damaligen Königs Milan, der ihn in Attentatsverdacht hatte, interniert gehalten.“

Die Rede kam sodann auf die vielen Schwierigkeiten, mit denen König Peter zu kämpfen hat, was eine Folge der Umstände sei, unter denen er den Thron bestiegen. Man sprach ferner von dem ermordeten König Alexander, von dem die Königin, die sich schon früher lebhaft an dem Gespräch beteiligt hatte, eine interessante psychologische Charakteristik gab. Zwanglos führte dies auf den König Ludwig von Bayern. „Ich habe Ludwig II. nur einmal gesehen,“ sagte die Königin, „aber er steht mir noch lebhaft vor Augen. Er war ein sehr stattlicher Mann von idealer Schönheit. Aber sein Auge hatte schon damals etwas Unruhiges, Irrendes. Dass er trotz seines Irrsinns noch so lange regieren konnte, beweist die große Liebe und Verehrung, mit der das Bayernvolk an ihm hing. Selbst als er in geistiger Umnachtung einige Male Leute aus seiner näheren Umgebung so schwer körperlich misshandelt hatte, dass sie an den Folgen dieser Misshandlungen starben, verschloss diese Liebe und Verehrung den Sterbenden den Mund und sie verrieten nicht, wer ihnen die schweren Wunden zugefügt habe.“

Der König erkundigte sich hierauf nach meinem ältesten Sohne, von dem er bereits bei einer früheren Gelegenheit von mir erfahren hatte. Die Königin nahm dieses Thema auf und fragte, wieviel Kinder ich besäße. Als ich berichtete, dass ich sieben Kinder habe, dass mir aber zehn, fünf Söhne und fünf Töchter, geboren worden seien, von denen drei im zarten Alter gestorben, rief sie mit verklärtem Gesicht: „Ah wie entzückend, so viele Kinder!“ Ich dachte an ihren ehemals so glühenden Wunsch, so viele Kinder wie möglich, zehn, zwölf zu besitzen, und das leider nur kurze Mutterglück, das ihr beschieden gewesen, da ihr einziges Kind ihr nach wenigen Jahren bereits wieder durch den Tod entrissen wurde, in ihrem Herzen eine Wunde hinterlassend, die auch jetzt, nach vier Jahrzehnten, noch nicht vernarbt ist. Ich sah und fühlte, wie sie mich um meinen reichen Kinderseggen beneidete, und schwieg ehrfurchtsvoll. —

Der König nahm das Gespräch über Tripolis erneut auf. Während er mit mir plauderte, sagte die Königin zu Frau Mavrocordato in französischer Sprache, daß mein Äußeres und mein Gehaben sie an Dr. Kremnič erinnerten. Ich durfte diese Bemerkung als ein Kompliment für mich auffassen, denn der längst verstorbene Leibarzt der rumänischen Königsfamilie, Dr. Kremnič, genoß nicht nur bei Hofe, sondern auch im rumänischen Volk eine ganz besondere Verehrung und sein Andenken lebt noch heute in Rumänien fort.

Sodann fragte die Königin teilnehmend nach der Hitzे, die in Tripolis herrsche und unter der ich wohl viel zu leiden gehabt. Ich berichtete, daß es mitunter allerdings sehr heiß gewesen sei, und daß man unter der Hitzē um so mehr gelitten habe, als es wegen Eismangels kühlende Getränke nicht gegeben habe. Die Königin bemerkte darauf: „O, da kann ich Ihnen ein gutes Rezept mitteilen, das den Durst sofort löscht. Wenn Sie sehr heißes Wasser nehmen und darein etwas Zitronensaft trüpfeln, so wird schon nach den ersten Schlucken jedes Durstgefühl geschwunden sein. Zucker darf allerdings nicht hinzugenommen werden.“

Anschließend hieran erkundigte sich die Königin nach meiner engeren Heimat. Als sie vernahm, daß ich aus dem Königreiche Sachsen stamme, sagte sie: „Ich liebe die sächsische Sprache sehr. Sie hat etwas Anheimelndes, Gemütvolles, zu Herzen Gehendes. Ich hatte einmal eine Hofdame, Fräulein von Abeken, die Tochter des früheren Justizministers von Abeken in Dresden, die ihren heimatlichen Dialekt niemals ablegte, und ich fand das reizend. Etwas Drolliges ist allerdings einer Jugendfreundin von mir zugestossen, die zu ihrer weiteren Ausbildung vom Rhein nach Gotha oder, wie man dort sagt, Gothe kam. In dem Institut, das sie in Gotha besuchte, war ein alter Professor tätig, der sprachlich seine echt sächsische Abstammung niemals verleugnen konnte. Eines Tages gab er ein Diktat und es kam hierbei der Satz vor: „Alexander zog über den Pontus“. Meine Freundin schrieb genau so, wie ihr Ohr den Satz aufgefangen hatte: „Alexander zog über den Bondus“. Der gute alte Professor war darüber sehr erregt, alle Welt wisse doch, wie Pontus geschrieben werde, aber indem er sich darüber ereiferte, sprach er doch nur immer wieder statt Pontus — Bondus!“

Ich erwähnte, daß wiederholt versucht worden wäre, den sächsischen Dialekt in die Literatur einzuführen, daß aber alle diese Versuche an der Abneigung, die man ihnen entgegengebracht hätte, gescheitert seien. Ein Fritz Reuter werde dem sächsischen Volke kaum erstehen.

„Ach, Reuter, wie liebe ich ihn“, rief die Königin. „Ich lese gern sein Platt, obgleich ich ja nur das rheinische Plattdeutsch sprechen gelernt habe.“

Wir sprachen weiter über Reuter, und die Königin bemerkte dabei, daß sie ihn für den größten deutschen Romanschriftsteller halte, da in seinen Romanen Humor und Ernst in glücklichster Weise vereinigt seien. —

Hierauf wurde die Tafel aufgehoben und wir kehrten in den Empfangssalon

zurück. Dieser bildete früher einen Hof, ist jetzt aber mit Holzschnitzereien, Galerien, Friesen und Gemälden auf das reichste und geschmackvollste ausgestattet. Jeder Gegenstand, den man dort vorfindet, ist ein Kunstwerk. Die Königin besaß die Liebenswürdigkeit, mich selbst herumzuführen und mich auf einige besonders kostbare Gemälde, unter denen sich auch ein Tizian befindet, aufmerksam zu machen.

Während wir darüber plauderten, verschwand die Glasdecke, die den mehrere Stockwerke hohen Salon überwölbt, geräuschlos, und das blaue Himmelszelt trat hervor. Der König machte mich selbst hierauf aufmerksam, und es ist in der Tat eine Einrichtung, die des lebhaftesten Beifalles aller neuen Besucher dieses Märchenschlosses stets sicher ist. Ich konnte jedoch mitteilen, daß mir schon vor Jahren eine ähnliche Einrichtung begegnet sei. Als ich nämlich vor etwa 20 Jahren im Saale des Kristallpalastes in Köln eine Wahlrede zugunsten des als liberalen Reichstagskandidaten aufgestellten Direktors des Walraf-Museums zu Köln, Herrn Hofrat Aldenhoven, hielt und die Luft in dem mit Menschen angefüllten Saale eine erdrückende geworden war, teilte sich plötzlich mitten in meiner Rede die Decke oben in zwei Hälften, so daß der Himmel in den Saal herabschaute, um sich dann, nachdem ein genügender Luftwechsel vollzogen, wieder zu schließen. Den König interessierte dies. „Wissen Sie, wie die Einrichtung beschaffen war? War dabei auch Elektrizität wie hier tätig?“ Ich glaubte dies verneinen zu müssen, da damals die Elektrizität noch keine solchen Fortschritte und allgemeine Anwendungen aufwies, wie dies heute der Fall ist.

Die Königin aber interessierte etwas anderes. „Ach, mein lieber alter Aldenhoven,“ rief sie, „also haben Sie den auch gekannt?“

Ich bejahte und fügte hinzu, daß die damalige Kandidatur des inzwischen längst Verstorbenen eine vergebliche gewesen, da die Zentrumspartei ihren Kölner Sitz behauptete.

Man setzte sich. Der König neben die Königin, die eine halb liegende Stellung auf einer Chaiselongue einnahm und sich mit einer Handarbeit beschäftigte, während ich links vom König, das Gefolge hinter dem Königspaare Platz nahm. Noch einmal entspann sich ein längeres Gespräch über den italienisch-türkischen Feldzug, wobei der König noch manche treffende Bemerkung machte. Schließlich erhob er sich und er und seine hohe Gemahlin verabschiedeten sich in der leutseligsten Weise von mir. Ich aber ging aus dem Schlosse in dem Bewußtsein, soeben einige der genüfreichsten Stunden meines Lebens erlebt zu haben.

Carmen Sylva: „Die Gedanken“.

O kommt von eurer Höhe nicht
Herunter, ihr Gedanken!
Ihr sollt in Gottes Sonnenlicht
Nicht blinzeln und nicht wanken.

Ihr sollt mit so erhabner Kraft
Die Fittichspannung halten,
Dass hoch ihr, ob der Tannen Schaft,
Ob Nebeltalgestalten,

So ruhvoll in den Lüften liegt,
Als wär't ihr da zu Hause,
Als wär't von dem, was stürmt und fliegt,
Ihr eine große Pause,

Ein harrend wunderbarer Strich,
Ein schwebend Fragezeichen,
Das einem Götterhaupt entwicch,
Um Gott dort zu erreichen,

Wo es kein heißes Fragen gibt,
Kein dürstendes Entzagen,
Kristallen selbst die Luft zerstiebt,
Und keine Klagen klagen.

Ihr sollt ins Himmel Land hinein
Mit Kinderaugen schauen,
So tief, so ganz unnahbar rein,
So grenzenlos vertrauen,

Dass ihr zuletzt dort oben schwebt,
Ins Sonnenland verloren,
Wenn tief im Dunkeln alles hebt,
Was nicht für dort geboren.

O kommt von eurer Höhe nie
Herunter, da zu wanken,
Wo Erdenschmerz einst zweifelnd schrie —
Bleibt schweben, ihr Gedanken!

Timm Kröger: Ein schlechter Mensch.

Was half es ihm, daß alle Leute sagten, er sei der Stärkste im Dorf, seikten sie doch gleich hinzu, er sei auch der Beste und Gutmütigste. Denn in der ihm zugeschriebenen Gutmütigkeit entdeckte er das Hemmnis, das ihn im Leben bei manchen Sachen, bei allen Wettkäufen zumal, nicht so zur Geltung kommen ließ, wie es ihm sonst wohl gegückt wäre, und wie er bei Anderen sah. Sie trug ihm wohl Liebe und Freundlichkeit ein, minderte aber seines Dafürhaltens den Respekt, den er verlangen konnte.

Er mußte zugeben, daß was dran sei, was die Leute sagten, daß er am letzten Ende keinem weh tun konnte, auch dar, wenn er mal aufbrauste und im Begriff schien, alles vor sich niederzuwerfen. Aber ganz konnte er sich von der Richtigkeit des Urteils nicht überzeugen. — Scheinen mochte es so, mehr als Schein war es aber doch nicht. Die erste Innenschicht seines Wesens mochte richtig eingeschätzt sein, der letzte Kern aber, so meinte er, sei nichts als Glut und Feuer und Tat. — Er war kein Büchermensch und kein Gelehrter, sonst hätte er das Bild eines unter dem Aschenkegel schlummernden Vulkans zu Ende gedacht.

Aber die Welt hatte doch wohl recht, wenn sie ihn gutmütig nannte. Wo wäre sonst wohl ein Mann dieser Kraft zu finden gewesen, der ein Mädchen immer weiter liebte, wie Anna Schlüter, die mit einem Andern schön tat, als sie schon seinen Verlobungsring am Finger trug?

Wie war es möglich? — Wie konnte der starke Klaus Kipp so töricht sein? — Ja, fragt lieber: wie konnte die Natur es verantworten, einen so hübschen braunen Kopf auf das Gehäuse einer so leichtfertigen Mädchenseele zu setzen? — Oder fragt: wie konnte der starke Mann so ganz dem Zauber von zwei weichen Mädchenluppen erliegen, die sich (zum ersten Mal war es in Johann Krischan Hebbels Weidenhecke) auf seinen Mund gelegt hatten, dem Reiz der beiden Mädchenarme, die ihn in Johann Krischan Hebbels Weidenhecke umhalst hatten?

Denn das war kein Trugbild, in Johann Krischan Hebbels Weidenheckengang war es geschehen. Da hatte sie, als er um ihre Liebe bat, ihm an Hals und Mund gehangen, dort hatte sie ihm ewige Treue gelobt.

Ein großer Stein lag, wo das geschah, hart am Wagengeleise, ein Stein, den kein Mann bewegen konnte, so groß und rund und schwer war er. Seine Geliebte aber sagte zu Klaus: „Heb den Stein, ich will den stärksten

Mann haben, den es gibt!" — Da ging er hin, rüttelte den Koloß aus seiner Lage und hob ihn eine Elle hoch und trug ihn mit beiden Händen nach dem Graben, aus dem der Knick ausgehoben war, und warf ihn hinein. Und Anna, ganz außer sich, jauchzte: „Was krieg ich für einen starken Mann!"

Und, wie sie das sagte, kam der alte Troß, das alte Aufbäumen in ihm auf, vielleicht auch die Ahnung, daß es ganz gut sei, seine leichtblütige Braut zu bedeuten, daß auch seine Gutmäßigkeit auszuschöpfen sei. — Daher sagte er, als er wieder an ihrer Seite stand: „Diese Arme und diese Fäuste sollen über jeden kommen, der sich zwischen uns stellen will." — Das Mädchen erkannte nicht, was er damit sagen wollte, sie hörte kaum hin, flog wieder an seinen Hals und rief: „Wat krieg ic för'n starken Kirl!"

Damals stand Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft noch nicht in Frage, Klaus Kipp war eine gute Partie, und Anna Schlueter war froh, daß sie ihn hatte.

Er hatte als Knecht gedient, seinen Lohn gespart und für seine Ersparnisse das wilde Heide- und Moorland erworben, das an dem hohen Koppeland der Dorfschaft nach den Wiesen hin hinabfällt. Die Heide hatte er urbar gemacht, zweimal schon hatte sie ihm Buchweizen getragen.

An der Seite des neuen Ackers lagen freilich noch große, runde Steine. Klaus hatte sie aus dem Boden herausgearbeitet und einstweilen an den Rand des Feldes gerollt, sie später ganz fortzuschaffen. Das dahinter liegende Moorland hatte er durch tiefe Gräben trocken gelegt; noch ein Jahr und der Wind wird auch dort Wellen in gelben Ahren schlagen.

Kam man den Weg vom Dorfe, dann sah man die großen weißen Findlinge im Buchweizenfeld vor sich. Und sie lagen dick und schwer vor dem Beschauer, als wollten sie sagen: bis hierher hat er uns gefriegt, wollen schauen, ob er sich noch wei'r getraut.

Als der Hufner Hans Busch seinen alten Stall zum Abbruch verkaufte, war Klaus Kipp der Käufer und baute daraus seine Räte am oberen Ende des Buchweizenfeldes auf.

„Was ist er für' ein starker Mann, wie wird er seine Frau, wenn er eine so gute bekommt, wie er verdient, wie wird er sie durchs Leben tragen! Schade daß sie Anna Schlueter heißt." — So sprach damals das Dorf. — Und er selbst dachte: „Das Heim ist fertig, Tischler und Zimmerer und Maler sind weggegangen, sogar der Hof ist gepflastert; vor der Hand hat die Mutter alles zum Empfang hergerichtet. Nun komm, Erwählte meines Herzens! Nun darfst du für und für in meinen starken Armen ruhen!"

Über . . . aber . . . Wenn er sich's auch noch nicht gestehen wollte, ganz leise kam die Ahnung, daß er auf Sand gebaut habe und daß der Baugrund seines Glückes sich zu lockern beginne. Aber er machte die Augen zu,

wollte nichts sehen, im Grunde aber traute er schon damals nicht mehr seinem Glück. Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft war aufgetaucht. Friedrich Volkens war der Sohn eines großen Bauern, er begann sich um Klaus Kipps Braut mehr, als nötig war, zu mühen. In den Stunden der Aufrichtigkeit gegen sich selbst schätzte Klaus Kipp sich schon damals als Bären ein, der nur so lange am Seil geführt werde, bis der andere bereit sei, anstatt seiner den Ring zu tragen.

Meistens wollte Klaus es aber auch jetzt noch nicht sehen.

„Komm, Geliebte meiner Seele, meine starken Arme sollen die Diener deines Willens sein!“

Aber eines Abends kam, als er mit Schaufel und Spaten von der Arbeit heimkehrte, ihm aus der Tür seines Hauses, anstatt seines jungen Glücks, eine alte Frau entgegen. Es war seine Mutter, sie führte ihm den Hausstand. Sie zeigte ein ernstes Gesicht, und den großen Sohn fasste sie an der Hand.

„Ich habe dir böse Briefe zu bringen,“ sagte sie. „Es wird dich betrüben. Aber wer weiß, vielleicht meint der liebe Gott es gerade darin gut mit dir.“

Sie standen an der Hauswand vor der Bank, worauf sie an schönen Sommerabenden zu sitzen pflegten. Klaus Kipp nahm Schaufel und Spaten von der Schulter und trug sie schweigend in den Stall. Er war ein großer Mann, von lässigem Herkulesbau, mit lichtbraunem Haar, breitem, ruhigem Gesicht. Es war aber um einen Ton bleicher, als er Spaten und Schaufel, die er im Kleigraben gebraucht hatte, wegtrug. Als er zurückkehrte, sandte die Mutter noch am alten Platz. Und er schien ganz ruhig zu sein.

„Anna war hier?“ fragte er.

„Ja.“

„Sie hat die Zeit abgewartet, wo sie mich auf Arbeit wußte.“

„Das hat sie wohl.“

„Sie will nicht mehr, sie gibt mir den Laufpass. — Nicht wahr?“

Als er das sagte, lief doch ein leises Zittern durch seine Stimme.

„Ja,“ erwiderte die alte Frau. „Sie meint, Ihr paßtet doch nicht recht zueinander.“

Klaus Kipp schlug eine leise Lache an. Aber der Ton sagte, daß es nicht das Lachen der Überlegenheit sei.

„Sie hat ein bißchen viel Zeit gebraucht, das einzusehen. Sie will Friedrich Volkens lieber. Ist es nicht so, Mutter?“

„Sie sagt, das passe besser, und sie habe sich mit ihm versprochen.“

„Ja, Mutter, da hast du recht, das sind böse Briefe.“

Die Alte fuhr mit der Hand über das Gesicht ihres Sohnes.

„Wer weiß, Klaus, wozu es gut ist.“

„Ich will es mal überdenken,“ erwiderte dieser. „Laß mich hier draußen ein bißchen sitzen. Es steht so schönes Abendrot am Himmel, und Sterne kommen auf. Will mal bei Abendrot und Sternenschein überdenken, wie ich die Medizin vertrage.“

Er saß lange vor der Tür auf der Bank, unbedeckten Hauptes (bei der Arbeit trug er selten etwas auf dem Kopf), die großen schweren Kleigrabenstiefel an den Füßen. Ein Riese. Er sah erst ins Abendrot und dann in die Nacht und sah in die Einsamkeit und sah auf die blanken Steine, die, vom Tageslicht gesättigt, noch immer einen hellen Schein abgaben. Und er sann und sann, wußte nicht gleich, worüber, sann erst im Zickzack, dann etwas stetiger. Er hatte gehört, wer sich zwischen ihn und sein Mädchen gedrängt hatte. Er hatte gelobt, jeden, der das tun würde, zu vernichten, und er dachte: nun mußt du dein Wort erlösen. Er wußte daher, wen er mit seinen großen starken Fäusten erdrosseln müsse. Er hatte es gewissermaßen geschworen, als er den großen Stein hinter Johann Christian Hebbels Weidenknick hob und in den Graben schleuderte. Es tat ihm leid, daß er ein Mörder werden müsse, aber es war doch wohl nicht zu vermeiden.

Die Mutter ließ ihn lange in Ruhe. Sie dachte, das Argste muß er mit sich allein ausmachen, da ist es nicht gut, hineinzureden. Er wird wohl kommen und mit seiner Mutter ein Wort sprechen wollen. Er hat ja auch noch keinen Bissen genossen, der arme Junge! — Er wird wohl kommen.

Aber er kam nicht. Da rief seine Mutter zum Essen, er aber blieb, wo er war, und schaute in die Weite. Denn das Gewölk fing an, sich zu verteilen, und in dem hellen durch freie Stellen quellenden Schein vermutete er den Mond. Und das traf zu. Frei und kahl und ruhig und kalt stieg der Vollmond empor. Und die Heide und das Buchweizenfeld füllte er mit Glanz und Licht. Und wie Graupelschnee auf Friedhofplatten lag er auf den Steinen.

Schließlich fühlte der Träumer wieder die Mutterhand auf seinem Haar. „Komm rin, Klas," sagte die Alte. „Hest gar keen Müž op, un büſt natt vun Sweet. Verköhlst di na. Komm rin, Kind!"

Er blieb sitzen, die Mutterhand aber, die über sein Gesicht fuhr, merkte, daß er Tränen vergossen habe. — Der starke Mann. —

„Das ist recht, Klaus,“ sagte sie, „wein nur mal, das gibt Lust. Die alte Mutter darf's wissen, und sonst sieht es kein Mensch.“

„Will Licht machen,“ setzte sie hinzu. Und tat so. Und als der Kerzenschein aus dem Fenster des Stübchens fiel, erhob sich der Starke und ging nunmehr ein vollständig Gefäßter, in die Stube.

Er schämte sich seiner Tränen. Und die vielfache Quelle dieser Tränen schoß vor ihm auf. Erstens und zumeist hatte er um seine Liebe geweint

und um die große Täuschung seines Lebens. Denn er hatte sie wirklich geliebt, liebte sie wohl noch. — Sodann hatte er geweint, weil er nunmehr, wie er gelobt, denjenigen töten müßte, der sich zwischen sie gestellt hatte. Es entsprach das so ganz und gar nicht seiner Natur, aber es ging nicht anders. Und wieder hatte er geweint, weil er wußte, daß doch nichts daraus werde, da seine Gutherzigkeit es nicht zuließ. Und endlich hatte er geweint, weil er nach alledem erkennen mußte, wie viel schwächer er sei, als die meisten anderen Menschen, seiner bärenhaften Stärke zum Trotz. Aber zugleich leimte das Gefühl der Erleichterung, der Entlastung in seiner Seele auf. Und als er ganz genau hinnahm, sah er, daß er sich über seine Gutmütigkeit freute, die kaum eine Gewalttat gegen Andere zuließ. Und wenn auch dadurch das Bewußtsein der Kraft und der gerechten Vergeltung um seine Rechte betrogen wurde: es überwog doch das Glück der Entlastung von einer ihm aufgebürdeten Hamletstat.

Und dann wieder Pendelschlag aus entgegengesetzter Richtung.

Wie schlecht war doch das Mädchen, an das er seine Liebe verschenkt hatte! Die Mutter hatte recht, der liebe Gott meinte es eigentlich gut mit dieser Prüfung. Wie hatte er nur dazu kommen können, sich so in das falsche Ding zu vergaffen! — Das falsche Ding. — Und immer noch fühlte er schneidendes Weh, wenn er sie für immer verloren halten mußte.

Wie war es möglich gewesen? Daß er sie geliebt? Und wie, daß er sie noch liebte? Denn die letzten Wurzelhäufchen, das fühlte er, waren noch auszugraben.

Wie war es möglich? Aber er fing an, die Gründe zu erkennen.

Wegen ihrer hübschen Larve hatte er ihrer Seele allerlei Vortrefflichkeiten angedichtet. Die Natur kann nicht täuschen, uns nicht betrügen, hatte er gemeint. In Wirklichkeit hatte sie das auch nicht getan. Denn nun besann Klaus sich darauf, daß ihr Auge ihm immer viel zu rund und zu glatt vorgekommen sei, und daß ihr Blick flackernd und unstet gewesen.

Jetzt erkannte er ihre eigennützige Seele. Sie war ein Weib, das versorgt sein wollte, und zwar möglichst gut, und von der Freude des Lebens mitnehmen wollte, was sich nur fassen ließ. Sie gab Versprechen mit dem inneren Vorbehalt, sie zu halten, wenn es ihr passe, sie aber zu brechen, wenn es ihr anders passe. Dabei forderte sie von ihm unverbrüchliche Treue. Ja, so war sie, und das tat sie, ohne sich ihrer unschuldigen Gewinnsucht und der Verwerflichkeit ihrer Gesinnung bewußt zu sein.

So ganz klar und kahl sah er es wohl nicht, aber es gingen ihm doch die Augen auf. Das ihrer Seele angehängte Flittergold riß er ab; das war nichts als Verfälschung. Und ihr Auge konnte er sich nur noch vorstellen mit hinterhältigem Ausdruck.

Als er ins Haus getreten war und die schweren Stiefel abstreifte, sagte er zu seiner Mutter: „Es geht mitunter wunderlich zu in der Welt. Lange habe ich mit jedem Gedanken an der Dirn gehangen und geglaubt, ich müßte die Welt auf den Kopf stellen, wenn nichts daraus würde. Und nun, da es aus ist, begreife ich's kaum noch. Erst war mir, als ob ich Mord und Totschlag begehen müßte. Und nun, nachdem ich's überdacht habe, seh' ich die Sache ganz anders an.“

Und wieder lag die Mutterhand auf seinem Scheitel: „So ist recht, mein Sohn, das sind Gedanken, die Gott lieb hat.“

„Ja Mutter, der Spott und das Gerede werden nicht ausbleiben. Über das laß die Leute man tun, die sollen ja nur was zu reden haben. Und es ist ja nicht das erste Mal.“

„Lat doch de Lüd reden“, entgegnete die Mutter. — Und wieder streichelte die magere Hand den starken Sohn.

*

*

*

Nach ein paar Wochen war Sonntags Tanz im Krug. Klaus Kipp wollte nicht hin, und seine Mutter bestärkte ihn darin. Er wollte lieber nach dem Jungvieh sehen, das auf der Pachtwiese einer benachbarten Feldmark weidete.

Seine Mutter gab ihm recht. Jetzt ins Wirtshaus, das paßt sich nicht. „Ich geh ingzwischen ein bisschen ins Dorf zu Meister Nissen. Da holst du mich ab, nicht wahr?“ Meister Nissen war der ihnen befreundete Schmied des Dorfs.

Bei dem Jungvieh war alles in Ordnung. Als Klaus heimkehrte, stand die Sonne zwar noch am Himmel, aber es ging gegen Abend. Am Tage hatte es geweht, nun legte sich der Wind. So war es auch bei Klaus; auf dem Hinweg hatte es noch in ihm geweht, nun gingen seine Gedanken zu Rüste. Kälberkopf wuchs überall am Wege, ihm schien, als läge hinter jedem Heckenzaun ein Friedensengel und „schneide sich ein Pfießchen aus dem Rohr“.

Sein Fußweg führte über die hohen Koppeln am Kienberg.

Auf dem Kienberg hörte er Gesinge und Gedudel, Klarinette und Geigen vom Krug her. — Jawohl! Die Dielentore sind offen, die Löne quellen heraus, das ist der Jubel vom Gelagshaus.

Er stand still.

So ist es. Das sind die Löne. Er sieht ordentlich die Köde der Dirnen fliegen und atmet den Dunst und den Schweiß der lärmenden Freude. Die Alten stehen herum und sehen zu, und alle lassen verstohlen die Augen

herum ergehen, ob die zugegen sind, von denen heute das ganze Dorf spricht: Friedrich Volkens und Anna Schlüter und der von ihnen betrogene Klaus.

Noch immer horcht Klaus, und die Löne schmeicheln sich ein. Ob Friedrich und Anna wohl im Gelage sind? Ob sie es wohl gewagt haben, hinzugehen? Wenn er mal ins Dielentor sähe, nur um zu wissen, ob sie da sind.

Sie werden da sein. — „Klaus Kipp ist aber nicht da,” werden die Leute sagen. „Da ist er zu gutmütig zu, Klaus Kipp läßt sich alles gefallen, mit dem kann man Fangball spielen, so stark er auch ist.“

Und siehe! Es siedete die Feueresse seines Innern, und er ging hinunter nach dem sogenannten grünen Weg, und im grünen Weg angekommen, wandte er sich rechts nach dem Krug.

Dicht vor dem Wirtshaus begegnete ihm Detel Wurm. Detel Wurm und Klaus Kipp konnten sich nicht leiden, ohne eigentlich zu wissen, warum. Sie fühlten aber heraus, daß ihr Wesen auf entgegengesetzten Grundsätzen aufgebaut sei. Detel hatte immer ein gelbes, schadenfrohes Gesicht, heute lachte er Klaus Kipp schon von ferne an.

„Na Klaus? Hast die Braut weggegeben? Ja, hätte ich das geahnt, hätte gewußt, daß die zu haben, da wäre ich auch Vieter gewesen.“

Weiter kam er nicht, Klaus' gewaltige Faust war dicht vor seiner Nase. Und er hörte die Worte:

„Will dir was sagen, Detel. Kennst du die Hand? — Nein? — Willst sie auch nicht kennen lernen? — Nun, da rate ich dir den Mund zu halten.“

Detel war nicht schlecht erschrocken. So hatte er den guten Klaus noch nicht gesehen.

„Jung Klaus, verstehst keinen Spaß? — Ich mein ja man.“

„Ich mein auch man.“

Detel machte sich eilig davon, und Klaus ging weiter.

Es war ein landesüblicher Weg, in dem er ging, einer mit hohen Heckenzäunen, so hoch, daß man ihn von der andern Seite nicht sah. Und dort sprachen zwei Mädchen, Anna Holz und Liese Wieben miteinander. Klaus erkannte sie an den Stimmen.

„Scham ist da gar nicht drin,” sagte die eine — „Wie sie das wohl tun mögen, so vor aller Welt. Gestern Braut von dem, heute im Arm eines andern.“

„Deern, das sag man mal!“ So die Zweite.

„Klaus Kipp ist nicht da.“

„Da ist er viel zu vernünftig und zu anständig zu.“

„Ich glaube gar nicht, daß es zu Stück kommt mit Friech und Anna. Den alten Volkens soll es gar nicht recht sein.“

Klaus Kipp zu anständig dazu, sich zu zeigen . . . Und er, Klaus Kipp in Person, was wollte er tun? Was hatte er eben noch aufgeführt? Wäre er nicht bald handgemein geworden? — Was wollte er eigentlich im Gelage?

So dachte er, und doch näherte er sich dem Tanzhaus. Es lag hinter einem Vor- und Hofplatz, — ein breit ausgeladenes Strohdach. Auf der Diele ging es her, wie im Faust unter der Linde: Tuchhe, Tuchhe! Tuchheisa, Heisa, he! Geschrei und Fiedelbogen! Man sah es dem alten Kasten ordentlich an, wie heiß ihm der Atem ging. Vor dem Dielentor im Freien übten sich halbbetrunkene Knechte im Walgen und Ringen. Aus der Pforte der Hoffstelle schritt ein Mädchen.

„Klaus, bößt du dat?“

„Ja, Elsbe.“

Es war Elsbe Nissen, die Tochter vom Schmied. Klaus war mit ihr zur Schule gegangen, sie hatten sich immer gut vertragen. Sie war ein nicht zu großes, blondes Bauernmädchen mit schlüssig gescheiteltem Haar und schlichter Gesinnung, — nicht so hübsch, wie Anna, aber treu und zuverlässig. Wann und wo es sich traf, bemerkte sie Klaus Kipp ein wenig.

„Wolltest auch hin?“

„Ich dachte.“

„Klaus, soll ich dir'n Rat geben?“

„Ja gern.“

„Geh nicht hin! Das ist besser, du weißt selbst, warum. Anna ist da mit Friech, und du bist da zu gut und anständig zu.“

„Habe ich nicht eben so viel Recht, wie die?“

„Recht? Ja. Aber man darf nicht alles tun, wozu man ein Recht hat, Klaus.“

*

*

*

Und Klaus betrat nicht das Tanzhaus, er begleitete Elsbe Nissen vielmehr nach Hause und traf dort verabredetermaßen seine Mutter. Sie nahmen an dem einfachen Abendessen teil. Klaus machte noch ein Spielchen Karten mit dem alten Meister, während die Mutter nach Hause ging, da für das kommende Tagwerk noch etwas vorzubereiten war. Und als er selbst aufbrach, war es dunkel geworden.

In Johann Christians Hebbels Weidengang stieß er auf Friedrich Volkens und Anna Schlüter und zwar bei der Bornkoppel, wo die abgesägten Weidenstämmen stehen, und der große Stein im Graben liegt. Er hätte sie garnicht

erkannt, wenn Friedrich nicht im Vorbeigehen die Worte gesprochen hätte: „Er hat es doch nicht gewagt.“ Als Klaus das hörte, fing es bei ihm unter der zweiten Schicht zu sieden an.

„Guten Abend“, sagte er und stellte sich breit in den Weg.

„Was willst du, Klaus?“

„Ein Wort mit Anna reden!“

„Dazu ist hier nicht der Ort.“

„Das sehe ich nicht ein. Aber, wenn du uns beide auf eine Minute allein lassen wolltest, das, denk ich, würde sich passen.“

„Weißt du auch, daß das unverschämkt ist?“

„Friedrich, nun will ich dir mal was sagen. — Sieh da mal hin im Graben, da liegt ein Stein. So viel hell ist's noch, daß du ihn sehen kannst. Den hab' ich, als das Mädchen da sich mit mir versprach, hineingeworfen und dabei geschworen, jeden niederzuwerfen, der sich zwischen uns stelle. Du bist's, der sich zwischen uns gestellt hat. So dachte ich damals. Nun aber denk' ich, laß fahren, was fahren will, und vergesse den törichten Schwur. Nimm aber deine Reden in acht, sonst könnte es doch noch ernst werden!“

„Du bist verrückt.“

„Das bin ich also. Ich will dir nur soviel sagen: hör' ich das noch mal, dann kriegst du mit diesen Fäusten zu tun.“

Klaus Kipp erhob drohend seine Hand.

Da tat Friedrich Volkens einen Sprung und einen Stoß. Aber gleich saß sein Handgelenk im Schraubstock von Klaus Kipps großer Faust. Das von dem Angreifer geführte Messer fiel zu Boden.

Da folgte von Klaus ein zweiter Griff mit der Linken und Friedrich deckte der Länge nach den Boden.

„O, o . . .“ rief Anna.

Friedrich konnte nur zischen und fauchen.

Klaus händigte ihn mit einer Hand, die andere hob das Messer auf.

„Sieh,“ sagte er, „ein richtiger Genießänger. So einer bist du also.“

„O, o“, rief das Mädchen, der Geschlagene konnte nur fauchen.

„Wenn du so einer bist, dann müssen wir doch wohl ein bißchen Ernst machen mit meinem Schwur. — Erst werde ich dich ein wenig im Graben taufen und dir dann einen kleinen Denkzettel geben. Es ist ja nicht das, was ich gelobt habe, aber doch etwas.“

„O, o!“ flagte Anna. Friedrich zischte und fauchte.

Aber Klaus tat nicht so, wie er gesagt hatte. Er hielt den Überwundenen ruhig am Boden.

„Ich will es doch lieber nicht tun — ihretwegen nicht und meinetwegen nicht. Ich habe mich schon genug an dir verunreinigt.“

Und er stellte sein Opfer auf die Beine. Aber den Genießänger schlug er bis zum Heft in den Weidenstamm am Weg und sagte dazu:

„Wenn du die Kraft und den Mut hast, den herauszuziehen, dann kann das Spiel von neuem beginnen.“

Über Friedrichs Lippen kam kein Laut.

Klaus kehrte sich um und ging nach Hause.

„Gute Nacht“, rief er, bekam aber keine Antwort.

* * *

Und es verging eine lange Zeit. Es wurde Sommer und Herbst und Winter, und wieder kamen Frühling und Sommer und dann ein warmer, wundervoller Herbst. Draußen „am Moor“ hörte man wenig von dem, was im Dorf geschah. Noch immer stand die Hochzeit von Anna Schlüter und Friedrich aus. Den Alten war die Partie ja niemals recht gewesen, Friedrich sollte auch anderen Sinnes geworden sein, man sprach so allerlei, man hörte aber nichts Rechtes.

Der Tagesweg führte Klaus Kipp öfters durch Johann Christian Hebbels Weidengang. — Viele Wochen lang sah der Genießänger noch immer in dem abgesägten Stamm. Klaus hatte, wenn er es sah, immer ein Gefühl des Triumphs, zugleich aber auch der Scham. Wer dächte nicht so menschlich, daß ihn nicht das Bewußtsein schwelte, einen Gegner gedemütigt zu haben! Stärker war aber doch das Gefühl, daß sein Verhalten unter der Durchschnittslinie seines Wesens gestanden habe, daß es sich vergessen gehabt habe, als er es getan. Er hatte selbst keinen Namen dafür: in Wahrheit aber wuchs der neue Klaus Kipp über den alten Klaus, der sich in die nette, leichtfertige Anna Schlüter vergafft hatte, hinaus. Was war ihm jetzt Anna Schlüter? — Er hoffte und durste hoffen, die Stelle, die er lange mit dem Bewußtsein der Leere in sich herumgetragen hatte, ausgefüllt zu sehen, und nicht durch eine so leichtfertige, unbeständige Person, wie jene.

Wenn er durch Hebbels Weidengang kam und das sich mehr und mehr mit Rost überziehende Heft des Genießängers sah und nach etwa vier Wochen nicht mehr sah (wer es geholt hat, hat er niemals erfahren), wenn er an dem großen Stein vorbeiging, der für und für im Graben lag, dann hatte der neue Klaus Kipp Neigung, sich über den alten Klaus Kipp lustig zu machen. Er glaubte auch nicht mehr an die Feueresse seines Innern. Mehr und mehr gab er der öffentlichen Ansicht recht, wenn sie den hervorstechendsten Zug seiner Gesinnung in seiner Gutherzigkeit sah. Doch hätte er es lieber Gerechtigkeitssinn nennen gehört, als glatte Gutmütigkeit.

Und es war Winter geworden und wieder Frühling, und Sommer und

Herbst, ein Jahr und darüber war seit dem Zusammenstoß in Johann Christian Hebbels Weidengang verstrichen. — Und wieder war es Sonntag. Das Abendbrot war früh eingenommen, weil die Mutter vorhatte, wie es auch geschah, ins Dorf zu gehen, den Schmied und seine Tochter, mit denen der Verkehr jetzt häufiger hinüber und herüber ging, zu besuchen. Klaus blieb einstweilen zu Hause, die Wirtschaft zu besorgen. Später wird er das Haus abschließen, die Mutter zu holen.

Das Wetter war warm und angenehm und still, er saß an der Hauswand auf der Bank. Die brennende Petroleumlampe stand darauf (so vollständig schließt der Wind), Nachtfalter flogen und klebten an Glas und Kuppel. Er achtete nicht darauf. Die Arbeit war besorgt, nun wollte er mit Behagen seine lange Pfeife, seinen Portorico rauchen, in den prächtigen Abend schauen und dann aufbrechen, zum Schmied gehen und mit dem Alten und mit der mehr und mehr von ihm als echt erkannten Esbe das sprechen, was zu sagen noch immer nicht hatte passen wollen . . . das heißtt, wenn er heute dazu Gelegenheit und Mut fand.

Die Pfeife . . . paff . . . paff! — Ein echter Raucher muß den Rauch sehen, deshalb ist die Lampe am Platz. Und wenn man sich in den Rand des Lichtscheins, ins Zwielicht setzt, dann hat man beides, den Rauch und die Schönheit des Abends; dann verschließen sich dem Auge auch nicht die Geheimnisse der Nacht.]

Nicht die Geheimnisse der Nacht, zumal nicht die einer hellen Mondnacht. Es ist, wie damals, als er auf derselben Bank saß und seinen Kummer durchdachte — der Mond ist aufgekommen, und in voller Scheibe steht er am Himmel.

Und Klaus Kipp atmete die Ruhe und die Wunder der wunderbaren Nacht. Wieder lag der Graupelschnee des weißen Lichts auf den Steinen des neuen Feldes. Diese sackartig, lang und rund, wie bäuchlings mit dem Nabel in den Acker hineingeworfene, dicke Teufel — lauernd, als ob in heutiger Nacht das kommen müsse, worauf sie schon lange warteten. — Und Klaus Kipp dachte daran, welch' eigenartige Vorstellungen mondbeschienenes Land auslöse, ganz anders, als der helle Tag und als die schwarze Nacht. Dem großen, von Kindheit an im Herzen getragenen Gott fühlte er sich niemals so nahe, wie im Weben des Monds, niemals war ihm das Vorhandensein einer anderen höheren Welt gewisser, und niemals glaubte er mehr an Engel und Geister, als beim Leuchten und Verbergen des guten Monds.

Zur rechten Andacht gehört die volle Pfeife. Er zündete sich eine neue an, da sanken seine Gedanken erdenwärts und kamen mit praktischen Aufgaben des Tages.

„Ich muß Anstalt machen,“ dachte er, „die Steine fortzuschaffen, um auch die Stüde, wo sie liegen, unter den Pflug zu nehmen. Ich denke, es soll die Arbeit meiner Hände lohnen.“

Die Steine. —

Was ist das?

Die Steine lagen noch da, wo sie immer gelegen, aber es kam etwas mitten durch das Steinfeld zu ihm hergeschritten. — — Ein Phantom? — ein Mann? — eine Frau? — jedenfalls ein Mensch. Und wie der Mensch die Pforte seines Gartens bewegte, jankte sie. — „Die hat Öl nötig,” dachte der Hausherr, „soll morgen besorgt werden.“ Stumm ging die Erscheinung in den Gartensteig hinein. Es war kein Zweifel, der, der da kam, wollte zu ihm. Es war aber, wie er jetzt sah, kein Mann, es war ein Weib, und die Umrisse wurden ihm immer bekannter. — Es war Anna Schlüter, seine gewesene Braut.

Er stand auf und stellte die lange Pfeife an die Wand.

„Guten Abend“, sagte er.

„Guten Abend“, sagte sie.

Eine kleine Weile zögerte er, dann gab er ihr die Hand.

„Sieh Anna!“ sagte er. Dann schwiegen beide.

„Das ist später Besuch,“ fing Klaus dann an und setzte hinzu: „du hast mir wohl was zu sagen, da ist es besser, wir gehen hinein.“

„Laß uns hier bleiben, Klaus. Es hört uns hier keiner.“

„Das wohl nicht; es müßte wunderlich zugehen, wenn uns hier einer hörte. Und, wenn es dir lieber ist, dann setz' dich auf die Bank. Dann machen wir es hier im Freien ab.

„Ich stehe gern.“

„Wie du willst.“

Beide standen.

„Wie geht es Anna?“

„Ach Klaus!“

Und sie fing zu weinen an. Sie weinte, wie eine schlechte Schauspielerin, mehr durch die Nase als mit den Augen und mit dem Gesicht, der Schmerz wurde weder aus dem Innern eines qualvoll geschüttelten Leibes, noch aus der Tiefe der Seele herausgeworfen.

Er ließ derweilen seine Augen über sie hingehen. Ihm schien, sie habe einen Hof um die schönen, falschen Augen, und sei um einen Ton blasser als früher.

Anna Schlüter fasste sich und fing zu reden an:

„Was bist du für ein guter Mensch, und wie bin ich schlecht gegen dich gewesen!“

Sie tat einen Schritt zu ihm hin, Klaus aber trat unwillkürlich zurück.

„Meinst du, Anna?“ entgegnete er.

„Klaus, ich glaube, du hast mich sehr lieb gehabt!“

„Meinst du, Anna?“ wiederholte Klaus und setzte dann hinzu: „Weiß Gott! Und du, und du!“

„Ach Klaus!“

„Was, Anna?“

„Ach Klaus, ich bin so unglücklich.“

„Er ist dir also untreu geworden, will nicht mehr?“

„Nein, er will nicht mehr.“

Nach diesen Worten setzte Anna sich auf die Bank und fing wieder zu weinen an, diesmal mit dem Anschein von etwas mehr Aufrichtigkeit.

„Er hat sich mit der Line Schümann aus Bornholdt versprochen, mit der, die so viel Geld hat“, schluchzte sie.

„Sieh, sieh! — Das geht rasch. Alle Jahre eine andere.“

Klaus saß jetzt auch, ließ aber einen Zwischenraum der Fremdheit zwischen ihm und ihr.

„Ich habe mir's übrigens gleich gedacht, daß es so kommen werde“, setzte er hinzu.

Und wieder weinte Anna.

„Und ich“, fragte Klaus. „Was soll ich? — Soll ich mit den großen Fäusten über ihn kommen?“

Anna schüttelte den Kopf.

„Gut, daß du das nicht verlangst. Ich bin's auch nicht mehr gewohnt.“

Das Weinen ließ nach.

„Ach Klaus! Das, was ich sagte, ist nicht das Schlimmste!“

„Noch schlimmer?“

Als Klaus das gesagt hatte, setzte wieder Weinen ein, heftiger als früher, auch gelungener, wenn man will, ehrlicher.

„Hat er dich angeführt?“

Stärkeres Weinen; Klaus hatte das Richtige getroffen.

„Ich habe mir's gleich gedacht“, bemerkte Klaus. „Das mußte wohl kommen. Und nun kommst du zu mir?“

Anna nickte.

„Weil ich ein so guter Kerl bin.“

„Ja, ja!“

„Und meinst, da könnte ich, wie man so sagt, in die Bucht springen, dich und das andere auf meine Rechnung nehmen?“

„Ach ja, Klaus.“

Es lag eine schier verbrecherische Unschuld im Ton und Augenaufschlag.

Sie war sich ihrer Schamlosigkeit nicht bewußt, und Klaus hatte Mitleid mit dieser naiven Niedertracht. Er lächelte.

„Ach ja, Klaus“, ahmte er nach.

Der Ton, in dem Klaus sprach, machte sie stutzig. Sie wußte nicht recht, was sie davon halten dürfe. In ihrem unschuldigen Egoismus sah sie aber darin noch nichts Schlimmes.

Für Anna Schlüter war die Welt „Wille und Vorstellung“, das heißt: ihr Wille und ihre Vorstellung. Sie der Mittelpunkt, der dem All allein Be- rechtigung zum Dasein gab. Dabei war sie zugleich der Meinung, daß die Welt auch in den Köpfen ihrer Mitmenschen nichts anderes sein könne, als Anna Schlüters Wille und Anna Schlüters Vorstellung.

„Habe ich mir gleich gedacht“, setzte Klaus hinzu. „Wofür hieße ich sonst der gute Klaus?“

Er nahm die Pfeife wieder zur Hand, die hielt noch Feuer, er paffte.

„Ja, Mädchen, bin, glaube ich, nicht gerade schlecht. Das geht aber doch über mein Können. So haben wir nicht gewettet. Das geht nicht.“

Anna erschrak ein bißchen bei diesen Worten, konnte aber nicht gleich glauben, daß jemand so schlecht sein könne, hielt es daher für Spaß. Und dann hatte sie auch noch einen Trum pf.

„Aber Klaus!“

„Nu!“

„Friedrich will mir zwei Tausend Mark geben. Das ist doch auch was!“

Unschuldig sah sie zu ihm auf, mit einem Gesicht, auf dem geschrieben stand: „Was sagst du nun? Das streckst dich zu Boden.“

Klaus tat wirklich überrascht und verwundert. „Tausend noch mal,“ erwiderte er, „dann bist du ja ein reiches Mädchen. Zwei Tausend, da kann man eine Katenstelle für kaufen. Und da sollte sich niemand finden, der über das bißchen Schande hinwegsähe?“

„Zwei Tausend“, wiederholte er und wog gleichsam die Summe in seiner Stimme.

Anna Schlüter hielt die Partie für gewonnen.

„Ich will aber drei Tausend haben, unter dem will ich es nicht“, erklärte sie und verstärkte und begleitete das mit kräftigen Bewegungen ihres für und für hübsch ausschenden Kopfs.

„So gehört es sich auch“, erwiderte Klaus. „Mit fordern und bieten und ablassen wird man einig. Und dann ist es ein Handel, bald über Kuh und Korn, bald über Kind und Ehe und so was. Vielleicht wirst du mit Volkens auf den Halbschied einig.“

Der Ton gefiel Anna nicht, aber den Spott und den Hohn hörte sie nicht heraus. Dazu war sie zu töricht und zu eigennüsig.

„Vielleicht wirst du mit Volkens auf den Halbschied einig“, wiederholte Klaus und paffte kräftig aus der Pfeife.

„Detel Wurm sagt, für fünf und zwanzig hundert wolle er es tun.“

„Siehst du wohl! Na also! — Dann hast ihn ja schon den Mann, der sich nicht daran stößt. Der alte Wurm hat eine eigne Rate, die Detel doch auch noch mal bekommt. Was ist denn da zu weinen und traurig zu sein? — Bist ja ein Glückskind!“

Es wurde ihr schwül, und sie beschloß, alles auf eine Karte zu setzen. Und da Klaus an seiner eigentlichen Gesinnung vorbereitete, glaubte sie noch immer das Mögliche seiner Äußerungen für Spaß halten zu dürfen.

„Ich wollte lieber, daß du es tätest. Wir haben uns doch früher so gern gehabt.“

„Haben wir?“

„Ja, mein Klaus.“

„Wollen's gut sein lassen. Es geht nicht, Anna, da kann nichts aus werden. Ich bin nicht für Kuckuckseier, auch nicht für goldene.“

„Ist das dein Ernst, Klaus?“

„Ja, mein Anna, in solchen Dingen soll man nicht spaßen.“

Er hatte sich erhoben, stand ganz im Lichtkreis, sie sah seine Miene, nun wußte sie, daß ihre Sache hoffnungslos war.

„Klaus!“ rief sie. Und sie kochte vor Zorn.

„Klaus, du bist . . . !“ Weiter kam sie nicht . . . Klaus sah nicht gleich den Grund . . . aber das Mädchen erhob sich und stob mit rauschenden Röden davon.

Das machte, daß die Pforte wieder gesunken hatte. Es war gut, daß sie kein Öl hatte, sonst hätte man die beiden noch gar beim Bank überrascht. Frau Kipp und Elsbe kamen den Garten herauf. Anna rannte wortlos an ihnen vorüber, stand dann still . . . die Wut suchte einen Ausweg. Sie kehrte in stiebendem Lauf zurück und kam gleichzeitig mit den andern bei dem ruhig rauchenden Klaus Kipp an.

„Elsbe Nissen,“ schrie sie, „will dir was sagen! Der da“ (und sie zeigte auf Klaus) „gut und sanft stellt er sich, aber nimm dich vor dem in acht! Und ich will's ihm ins Gesicht sagen. Er ist ein ganz schlechter, unanständiger, gemeiner Mensch . . . Pfui! — Pfui!“

Und sie trat dicht vor den Riesen hin und spie vor ihm aus. — „Pfui!“ Und sie spie noch einmal.

„Nun weißt du Bescheid! Und nun habe ich hier nichts mehr zu suchen.“ „Gute Nacht!“ rief Klaus.

Es kam keine Antwort. Die Pforte wurde heftig an den Pfahl geschlagen. Man sah noch eine Gestalt hinter dem Gartenzaun mit der Hand herüberdrohen, dann verschlang sie der Mondnebel und die Nacht.

Die alte Frau fand zuerst die Sprache.

„Das war ein wunderlicher Besuch!“ sagte sie.

„War es auch.“ — Klaus Kipp erzählte.

Die Mutter lachte: „Nun weißt du, was deiner Mutter Sohn für einer ist.“

„Ich hab's so gut, wie schwarz auf weiß. Das ist doch mal was anderes. Just, wie wenn ich als Junge im Oktober im Mergeloch badete.“

„Und die hast du zur Frau nehmen wollen?“

Über Elsbes Lippen kam unwillkürlich dieser Ruf.

„Nicht wahr, der kann von Glück sagen“, entgegnete die Alte, räusperte sich und fuhr fort:

„Läßt gut sein. Ich habe dir was Besseres mitgebracht. — Der Mond schien so schön, da bin ich früher gegangen und Elsbe mit mir. Klaus, sagte ich, soll dich wieder nach Hause bringen. Willst du?“

Es bedurfte nicht dieser Frage. Die Jungen standen Hand in Hand.

„Und dann“, fuhr die Mutter fort, „habe ich mir gedacht, beim Nachhausegehen fände sich vielleicht Gelegenheit, ein Wort zu sprechen, das doch mal gesagt sein muß.“

* * *

Das Wort ist gesprochen. — Klaus Kipp und Elsbe Nissen sind ein Paar geworden, ein glückliches.

Detel Wurm und Anna Schütter sind auch ein Paar.

Sonderbar — höchst sonderbar!

Ihren Lohn hatte Anna Schütter immer durchgebracht, und von Haus aus besaß sie kein Vermögen. Aber, als sie in die Wurmsche Kate einzog, fand sich in der Stüglaide ihrer Kleidertruhe ein Sparkassenbuch über zweihundert fünfzig Mark.

Sie schenkte ihrem Mann auch schon in ganz junger Ehe einen kräftigen Knaben.

Auch merkwürdig!

Hans Land:

Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

3.

In menschlichen Beziehungen ist der Augenblick des ersten Zusammentreffens häufig von weittragender Bedeutung. Als der König seine Kinder vor Beginn der Tafel mit dem Knaben Ingelheim zum ersten Male zusammenführte, bemerkten seine Augen, die wohl gelernt hatten, in menschlichen Mienen scharf zu lesen, daß Kronprinz Wilhelm den fremden Knaben erwartungsvoll betrachtete, mit einem erregten Interesse, in dem sehr erkennbar ein scheues Fernhalten sich fundtat. So mustert man wohl einen erwarteten Eindringling, von dem man auf mancherlei unliebsame Störung sich gefaßt machen muß, ohne die Macht zu haben, ihn fernzuhalten oder fortzuweisen. Besonders Alfred von Ingelheims Körperfehler, sein starkes Hinken, beobachtete der kleine Prinz mit kaum verhohlenem Grauen. Es war, als beleidige ihn diese unschöne Geste des BeinNachschleppens und des Körpereinsinkens, welche das starke Hinken des fremden Knaben als ein unschönes Wild den Augen des Prinzen peinigend darbot.

Anders die Prinzessin Luise. Sie streckte bei der ersten Gegenüberstellung sogleich dem armen fremden Jungen ihre beiden feinen schlanken blassen Hände entgegen und lachte ihn freundlich an. Als sie sein Hinken zum ersten Male sah und die Pein bemerkte, die dem Knaben dieser schreckliche Fehler bereitete, schossen ihr die Tränen in die Augen, und sie wandte sich ab. — An der Tafel zeigte der sonst so schweigsame König heute vorzügliche Laune. Er plauderte lebhaft mit den drei Kindern, brachte sie zum Lachen und half auf solche Weise dem kleinen neuen Gast über die ersten Beengungen der ungewohnten Umgebung hinweg. Auch mit dem Leibarzt scherzte der König heut seit langer Zeit zum ersten Male wieder, und es war, als habe der Knabe, der wie ein vom Schicksal verschlagenes Stück Strandgut in diesen Kreis geraten war, trotz des eigenen traurigen Loses und trotz der Trauerstimmung, die in der königlichen Familie herrschte, ein Element des Frohsinns in diese Räume mitgebracht, die eben noch von den Schauern des Sterbens erfüllt schienen. Das Lachen war endlich wieder in ihnen erwacht. Die Wintersonne fiel goldig in den festlichen Raum. Als der Kaffee gereicht wurde, sagte der König: „Wie wäre es, Kinder, mit einer kleinen Spazierfahrt nach Charlottenhof?“ Ein zweistimmiges Hurrageschrei aus den prinzlichen Kehlen begrüßte diesen Vorschlag. Auf des Königs Wink eilte ein Adjutant

hinaus, die Automobile zu beordern. „Ach — aber mein Pony“ — schmolste der Prinz, „wir könnten so fein im Park kutschieren.“

„Verlaß dich nur auf deinen Vater,“ entgegnete der König lächelnd, „vor einer Stunde schon habe ich dein Gespann hinausbringen lassen. Wenn's nicht zu kalt ist, könnt ihr kutschieren.“

Erneutes Hurra. — Der Kronprinz stürmte davon, Prinzessin Luise fasste Alfred von Ingelheim bei der Hand. „Komm,“ sagte sie, „wir wollen uns anziehen lassen . . .“

Der König fuhr mit dem Leibarzt voraus, die Kinder folgten mit der Haütgouvernante, einer verwitweten adeligen Offiziersdame im Anfang der Vierziger, sehr blond und sehr mager und ernst aussehend, in einem zweiten Auto. Die beiden königlichen Geschwister im Fond des Wagens, Frau von Fredell mit Alfred auf dem Rückzit. Als die Wache vor den Kindern ins Gewehr trat, zog Wilhelm seine Matrosenmütze, und auch Alfred grüßte.

„Das darfst du nicht,“ verwies ihn der Kronprinz. „Das Honneur gilt uns, mir und meiner Schwester. Du grüßt nicht wieder, auch nicht, wenn die Leute auf der Straße die Hüte abnehmen.“

Alfred von Ingelheim blickte ratlos und betroffen drein.

„Es ist doch kein Unrecht zu grüßen,“ vermittelte die Prinzessin. „Ein Unrecht nicht,“ sagte Frau von Fredell, „aber der Kronprinz hat recht, die Grüße gelten Ihren königlichen Hoheiten, aber nicht uns. Dem kleinen Alfred so wenig wie mir. Deshalb sollen wir beide auch nicht wieder grüßen.“

„Na, dann grüßt du eben einfach nicht mit, Alfred,“ sagte das Prinzesschen und strich ihrem Gegenüber begütigend über die Handschuhe, als hätte sie Alfred zu trösten. Alles Mütterliche regte sich in dem neunjährigen Mädchen. Von Stunde an war ihr, als sei sie berufen, diesen blassen Jungen, den der Papa erbarmend ins Haus genommen, gegen jedes Leid und Ungemach tapfer zu schützen.

Draußen im Park von Charlottenhof war's herrlich. Das Stadtschloß, im Zentrum der Residenz gelegen, umschloß nur große Höfe und entbehrt des Gartens. Hier aber, um dieses unbewohnte, halbverfallene Rokokolustschloß, das ein Vorfahr des Königs einst einer Favoritin hatte erbauen lassen, einer spanischen Länzerin, die, ehe noch das Dach diese Mauern krönte, von einem typhösen Fieber, zwanzigjährig dahingerafft worden war, hier um dieses Schloßchen breitete sich ein wundervoller, mächtiger alter Park mit hohen Bäumen und launisch gewundenen breiten Pfaden, die über anmutig geschwungene Brücken führten, unter denen das stille Wasser heut die erste, dünne, im Sonnenscheine glitzernde Eisdecke trug. Während der König mit dem Leibarzt, den er sehr mochte und oft in wichtigen Fragen um Rat ainging, eifrig redend spazierte, beide im Pelz und Zylinder, hatten die Kinder das Ponyspann von den Lakaien bringen lassen. Der Kronprinz bestieg den Kutschbock, ließ

die Schwester und Alfred in dem leichten Korbwägelchen Platz nehmen und schwang die Peitsche über dem geduldigen kleinen Braunen, während Frau von Fredell die beiden Passagiere sorglich in Decken hüllte. Dann setzte sich das Gefährt in Gang. Frau von Fredell schritt wacker hinterdrein und schlug selbst einen Hundetrab an, als der Kronprinz durch Zuruf und Zungenschnalzen, wohl auch durch einen sanften Peitschenhieb, das Braunchen zu einer bewegteren Gangart ermunterte.

„Sistest du gut? Friert dich nicht? Hast du Angst?“ fragte Luise ihren Schützling leise. „Angst brauchst du nicht zu haben, der Pony ist sehr brav, und Willy fährt sehr gut.“

„Ich fürchte mich garnicht,“ sagte Alfred bestimmt.

Luise hatte seine Hand ergriffen, und seinem Ohrre sich zuneigend flüsterte sie: „Hast du oft Schmerzen an deinem bösen Bein?“

Ein Schatten ging über Alfreds Gesicht. Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Bist du durch einen Sturz dazu gekommen?“

Jetzt zuckte es in des Gefragten Zügen, ein Ausdruck so bitteren Leidens trat in sie, daß das Prinzeßchen tief erschrak.

„Es ist ein Geburtsfehler,“ stieß Alfred hinter zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tödliche Blässe sein Gesicht überzog. Luise ließ des Knaben Hand los und biß sich auf die Lippen, während ihre ausdrucksvollen dunklen schweren Augen noch immer mit entsetztem Staunen auf Alfreds verstörte Züge gerichtet blieben. Die kleine Prinzessin erwarb eine Erkenntnis, eine seltsame erstaunliche Erkenntnis, unter deren Einwirkung ihr junges Gemüt erschauerte. Sie meinte es doch gut, so sehr gut mit diesem armen Jungen und fragte ihn doch nur, einzlig nur aus herzlichem Mitgefühl und innigem Trostesdrange. Und dennoch tat sie dem Knaben weh. Sie hatte es wohl gesehen, wie ihre Frage ihn schmerzte. Sein Gesicht zeigte dies ganz unverkennbar. O, — wie mußte man sich doch in acht nehmen! Man konnte es von ganzem Herzen gut und ehrlich mit den Menschen meinen und ihnen dennoch wehe tun. Nie, — nie würde sie mit Alfred von seinem schlimmen Weine jemals wieder reden. Er war gewiß zu stolz, um gerne Mitleid zu empfangen. Er litt darunter, zu empfinden, daß er ihr leid tat. Das war eigentlich schön. Sie beschloß bei sich, ihm niemals solche Regungen mehr zu zeigen, denn sie verletzten ihn, weil sein Stolz sie nicht ertrug. Man mußte vorsichtig mit ihm umgehen. Er war kein kleines Kind, das sich ruhig bemuttern ließ. Sie sah es ein, mit einer kleinen Enttäuschung, die ihr wehe tat. Denn sie hatte sich vorgesetzt, unendlich lieb und gut mit ihm zu sein. Nun wollte er das garnicht. Aber, ob schon sie sich enttäuscht fühlte, sah sie nun doch mit einer Art von Respekt auf ihren Schützling, an dem sie Wohlgefallen fand. Der Knabe imponierte ihr, denn Stolz — Stolz mochte sie eigentlich doch sehr. Und nun plötzlich sah sie

ihn wieder mit großen strahlenden Augen an, denn sie war dankbar, daß er so war, daß er gerade so war. Ja, das war schön.

Im gleichen zweiten Stockwerk des Schlosses, in dem die königlichen Kinder wohnten, erhielt auch Alfred von Ingelheim seine Räume angewiesen. Ein Schlaf- und ein Wohn- und Arbeitszimmer. Sein Einzug ins Schloß hatte noch andere Veränderungen im Gefolge, denn der junge klassische Philologe, der am königlichen Wilhelmsgymnasium wirkte und den Kronprinzen und seine Schwester bis dahin zwei Stunden täglich in den Elementarfächern unterwiesen hatte, wurde jetzt veranlaßt, sein Amt vorläufig aufzugeben und ins Schloß überzusiedeln, woselbst er als Erzieher und Lehrer des Kronprinzen wirken sollte. Dr Otto Geßner war ein schlank gewachsener Mann mit blondem Haupthaar und Vollbart und von gesunder Gesichtsfarbe. Er war um ein Gutachten darüber ersucht worden, ob er einen gemeinsamen Unterricht der königlichen Kinder mit dem jungen Ingelheim zusammen empfehlen und übernehmen wolle. Er äußerte sich dem Könige gegenüber in direktem Vortrage betreffs dieser Angelegenheit so: Die königlichen Geschwister konnten etwa noch ein Jahr lang in den Elementardingen gemeinsam unterrichtet werden, wohingegen der junge Ingelheim in Rücksicht auf die zwei Jahre und das Maß seiner Kenntnisse, womit er dem Kronprinzen voraus war, eines besonderten Studienganges bedurfte. Es würde sich mit Rücksicht auf die Individualität des Knaben wohl empfehlen, ihn am Wilhelmsgymnasium einzuschulen, woselbst er seiner Vorbildung gemäß sogleich in die Quarta aufgenommen werden müßte. Obwohl der Knabe bis dahin im Einzelunterricht erstaunlich rasch vorwärts gekommen sei, so empfehle es sich doch, ihn aufs Gymnasium zu bringen, damit er seinen Bildungsgang nicht allzusehr beschleunige, und seine geistige Reife der körperlichen Entwicklung nicht zu eilig voranschreite. Das Gebrechen des Knaben, das ihn leicht zu Menschenscheu und Beengung im Verkehr mit anderen führen könnte, mache es ganz besonders wünschenswert, daß Alfred in Gemeinschaft mit Altersgenossen den Unterricht empfange, damit er lerne, im kameradschaftlichen Umgange mit vielen sein Gebrechen zu ertragen und der Vereinsamung zu entgehen, in die er anderthalb hineintreiben könne. Dem König leuchtete diese Ansicht ein, und er genehmigte den Plan, wenngleich auf solche Weise seine Lieblingsidee der gemeinschaftlichen Erziehung Alfreds und Wilhelms durchkreuzt wurde. Um doch, wenn auch nur wenig von ihr zu retten, verfügte der König, daß sein Pflegebefohlener mit beiden königlichen Kindern den Religionsunterricht des Oberhofsprechers Kanthenius empfange und mit dem Kronprinzen die Reit- und Turnstunden teile. In diesen erwies es sich dann ebenfalls schnell genug, daß Alfreds Körperschaden eine weit vom herkömmlichen Turnunterricht abweichende orthopädische Behandlung erforderte, die dann auch einem berühmten Spezialisten in die Hände gegeben wurde, der soviel bei Alfred er-

reichte, daß sein Hinken ein wenig gelindert wurde, und eine geringe Stärkung des verkümmerten Organs eintrat. Nach Verlauf eines Jahres erwies sich eine weitere große Umwälzung als notwendig. Die Knaben sollten den beständigen Störungen des Hoflagers, das im Sommer in Schloß Edenhof, im Winter in der Hauptstadt aufgeschlagen wurde, entzogen werden, in der Frische und Ruhe des platten Landes ihrem Lerngange zugeführt werden. Man richtete ein altes, im Waldrevier belegenes Jagdschlößchen, Nixental, zu einer Art pädagogischen Konvictes her, in dem der Kronprinz in Gemeinschaft mit vier adeligen Altersgenossen seine Gymnasialbildung erhalten sollte. Der König bestand darauf, daß auch Alfred von Ingelheim dieses Konvikt bezog, von dem aus er täglich in halbstündiger Automobilfahrt das nächste Provinzstädtchen erreichte, dessen Gymnasium er nun besuchen wird. Die Leitung des Konvictes erhielt trotz seiner Jugend Dr. Geßner, den ältere Lehrkräfte aus den hohen Schulen der Umgegend im Nebenamte unterstützten.

Die vier Edelsnaben waren zur Vorstellung befohlen worden. Der König empfing sie im Beisein seiner Kinder sowie Alfreds, des Dr. Geßner und der Erzieherin, Frau von Fredell. Zwei Vetter, Grafen Löwenzahn, und ein Fürst Bent, blonde wohlgenährte, guttränigte Landesknaben, erschienen tadellos, nach englischer Mode gekleidet, in kurzen runden offenen englischen Jackets mit breiten weißen Halskragen, Lackschuhen, ziemlich stuhaft, in selbstsicherer Haltung. Sie nahmen die Verufung zum Könige, wie die zur gemeinschaftlichen Erziehung mit dem Thronerben als etwas ziemlich Selbstverständliches auf. In den gesunden und energischen Gesichtszügen stand schon heute etwas von der willensstarken Entschlossenheit ihrer Rasse. Die Überlieferung stellte sie so früh in die persönliche Nähe des künftigen Königs, damit sie es nachher um so leichter hatten, die einflußreichsten Ämter der Monarchie ihrem Klüngel zu erhalten. Dann war da noch ein weniger selbstbewußter Junge, ein von Specht, Generalssohn, ein Knabe aus der selbstlosen, treu arbeitenden Beamten- und Offiziersschicht. Er gehörte jenen Sphären der Arbeit und der Einsetzung des ganzen Menschen für Amt und Staat an, die, ohne Reichtümer zu sammeln, im Gedanken an das Staatsganze und sein Bestes ihr Leben verbracht und wie ihre Vorfahren sich verbraucht hatten. Der Sprößling dieser Schichten stand in seinen bescheidenen schlichten Kleidern, denen jede Spur von Eleganz fehlte, in fast ergriffener Andacht und Demut vor der höchsten Autorität des Landes — vor des Königs Majestät . . .

Bei einer Nachmittagsschokolade einte der König nach stattgehabter Vorstellung die Kinder um sich. Der Schlagsahne und dem Kuchen wurde tapfer zugesprochen, und der Kronprinz erbat und erhielt die Erlaubnis, zur Feier des Abschieds in dem einen der großen Schloßhöfe „ohne jede Aufsicht“, wie seine Sonderbedingung lautete, mit den neuen Kameraden zu spielen.

Prinzessin Luise wollte durchaus mitmachen, und als man mit Hallo herunterstürmte, da nahm sie ihren Tischnachbar Alfred von Ingelheim bei der Hand und zog ihn mit hinaus. Er hinkte durch die langen teppichbelegten Gänge langsam neben ihr her, während vom Schloßhofe schon die hellen Stimmen der spielenden Knaben die Treppe herauf ihnen entgegenschallten.

Alfred blieb stehen. Er war in diesem Jahre um einen Kopf gewachsen, und seine bleichen Züge mit dem über dem linken Auge gescheitelten rötlichen schlchten Haar zeigten eine verblüffende Reife für einen Zehnjährigen. Auch das gleichaltrige Prinzenstückchen war ein wenig in die Höhe geschossen und trug zur Feier des Tages heute sein dunkelblondes Gelock offen, von einem blaßblauen Bande nur locker zusammengehalten. Über ihr weißes Kleid hatte sie einen dunkelblauen fältigen Kragenmantel geworfen.

„Ich möchte nicht mitspielen,“ sagte Alfred, „geh du allein herunter, Luise.“

„Sie rennen dir wohl wieder zuviel. Na ja, Zeit und Verstecken mit Anschlag. . . .“

Sie seufzte.

„Geh du allein herunter,“ wiederholte Alfred.

Sie schüttelte den Kopf.

„Den letzten Tag . . . Nein. Da bleib' ich lieber bei dir. Hast du denn schon der Mutter Ambrosius Adieu gesagt?“

„Bei Gott — nein,“ sagte Alfred. „Das hätte ich sicher vergessen.“

„Na — da gehn wir doch gleich mal herauf zu ihr. Ich habe sie auch ein paar Tage schon nicht besucht.“

Mutter Ambrosius war eine Achtzigerin, die seit zehn Jahren im obersten Geschöß des Schlosses, an den Beinen gelähmt, vor einem Fenster in ihrem Stuhle saß und das Gnadenbrot des Königs mit ihrer verwitweten Tochter aß. Die beiden Frauen waren die Überreste einer Kastellansfamilie, die seit vielen Generationen den Dienst im Schlosse getan und mit den Schicksalen des Königshauses seit mehr als hundert Jahren in vielerlei menschlichen Beziehungen sich verknüpft hatte. Mutter Ambrosius war Kinderfrau schon bei des Königs Vorgänger gewesen, der an ihrer Hand das Gehen gelernt hatte, und ihre persönlichen Erinnerungen reichten in Zeiten und Geschehnisse des Schloßlebens zurück, deren letzter Augenzeuge sie war. . . So wob die Geschichte etwas wie einen ehrwürdigen Nimbus um dies weiße Haupt, das im Dachgeschoß des Schlosses am Fenster träumte und aus der schwindelnden Höhe drunten das Getriebe des Alltags sich gleichmäßig abspielen sah, Tag für Tag, in den gleichen bunten und bewegten Szenen. Mutter Ambrosius erhielt an ihrem Geburtstage jedes Jahr den persönlichen Besuch des Königs, der es liebte, in diesem Dachzimmer, das mit alten, schönen sonnenscheinhellern Wirk-

möbeln im Biedermeierstil ausgestattet war und von altväterlicher liebevoll gehegter Sauberkeit glänzte, einmal ein halbes Stündchen zu verbringen und mit der Greisin von alten Lagen zu schwäzen, deren sonstige Zeugen fast alle schon in ihren Gräbern ruhten. Vor drei Jahren hatte der König zum ersten Male sein Töchterchen mit heraufgebracht, das seitdem ein häufiger Gast in dem verträumten hellen Altweiberzimmer wurde, in dem man beim Sturmwetter die große rote seidene Königsstandarte rauschen und knattern hörte, deren Mast gerade über dem Fenster stand, an dem Mutter Ambrosius saß. Der jungen verstorbenen Königin hatte es auch in diesem Raume gut gefallen. Ihr romantischer Sinn hatte in der Greisin eine Vertraute gesucht, der sie in kurzen Jahren sehr nahe gekommen war, und in deren stille, gleichsam zeitlose Welt sie sich ab und zu mit ihren Stimmungen und Beengungen flüchtete. Prinzessin Luise hatte diese Neigung von der Mutter geerbt und kam gern hier herauf, vor allem deshalb, weil sie sich hier von ihrer toten Mama erzählen lassen konnte. Kindheit und Greisentum fühlen sich ja doch oft gegenseitig angezogen. Es ist, als strebten die beiden Pole des menschlichen Seins aus ihrer zeitlichen Getrenntheit und Unvereinbarkeit sehnsüchtig zu einander, als tauschten Vergangenheit und Zukunft mitsammen hastig die letzten Grüße, ehe denn die Knochenhand, beide für immer scheidend, gewaltsam zwischen sie fuhr. Prinzessin Luise saß gern auf dem Taburett zu Füßen der schönen stattlichen Greisin, aus deren Haube das schneige Haar so unbändig in starken Locken hervorquoll, blickte gern in diese klaren großen blauen Augen, die so viel Feuer noch ausstrahlten, wenn sie von alten Glanztagen berichteten, lauschte gern dieser tiefen noch immer melodischen Stimme, mochte diese faltigen gutgeformten Hände, die nur erzitterten, wenn sie erinnerungsbewegt alte Schubfächer erschlossen, um aus ihnen stumme Zeugen der Vergangenheit zu entnehmen, vergilbte Briefe aus alten Zeiten, Bücher mit Widmungen verstorbener Königinnen, getrocknete Myrtenblätter aus Brautkränzen, die vor einem halben Jahrhundert Prinzessinnenstirnen am Altar geschmückt hatten. Stundenlang konnte man ihr lauschen, wenn sie von vergangener Tage Herrlichkeiten erzählte, von Hochzeiten, Taufen, fremden Fürstenbesuchen, Friedensfesten, Heereinzügen und Krönungen, von düsteren Totenfeiern und pomphaften Leichenzügen, die sie gesehen und erlebt in ihrem märchenhaft langen Leben, das sie in ansehnlicher menschlicher Vertrautheit mit manchen, die die Krone getragen, oder ihr nahegestanden, verbracht hatte. Als vor einem Jahre Alfred von Ingelheim ins Schloß gezogen war, hatte Luise der alten Freundin von dem neuen Kameraden erzählt, dessen beide Großväter Mutter Ambrosius als Kinder schon bekannt und als Gespielen der königlichen Sprossen seinerzeit oft und oft in diesem altersgrauen Schlosse gesehen hatte. So war es geschehen, daß die kleine Prinzessin Luise dann eines Tages ihren Freund Alfred mit zu Frau Ambrosius heraufgebracht hatte, dessen empfängliches

Gemüt in dem seltsamen Zauberkreise der Greisin einen tiefdringenden Eindruck empfing . . .

Die beiden Kinder waren die große Staatstreppe des Schlosses bis zum dritten Stock hinaufgestiegen, schlugen nun einen Seitengang ein, an dessen etwas finsterem Ende eine Wendeltreppe ziemlich steil in das Dachgeschoss mit seinen zahllosen Läkaienwohnungen emporführte. Als sie bei der Alten eintraten, vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne das stille Zimmer. Frau Ambrosius saß an ihrem Fenster und streckte den beiden Unkömmlingen ihre Hände entgegen.

„Also morgen geht es fort, Alfred,“ sagte sie, ihr mächtiges Haupt gegen den Knaben neigend. „Luischen wird traurig sein, denn sie bemuttert dich so gern.“

Wie zur Bekräftigung dieser Worte fasste das Prinzeßchen ihres Freundes Hand.

„Freust du dich auf das neue Leben in Nirental?“

„Sehr,“ sagte Alfred mit einer Festigkeit in der Stimme, als gälte es einer aufsteigenden Rührung zu gebieten. „Es ist doch schön,“ setzte er hinzu, „mit lauter Knaben zu lernen und zu arbeiten. Und das Schloß liegt so herrlich, und wir werden immer in der schönen frischen Luft sein — und die Autofahrt in die Schule täglich — das wird alles so wundervoll. Ich bin Seiner Majestät so sehr dankbar.“

Der Druck der kleinen Hand, die die seine hielt, veranlaßte ihn wohl hinzuzufügen: „Ja — und in den Ferien, Frau Ambrosius — da kommen wir zum Besuch jedesmal nach Hause und sehen den König wieder und die Prinzessin — und — wenn es erlaubt ist, dann melde ich mich bei Ihnen wieder . . .“

„Wenn du mich dann noch antrifft, Alfred.“

„Wollen Sie verreisen, Frau Ambrosius?“ fragte Alfred, die Greisin mit der ganzen Unbefangenheit des Knaben voll anblickend. Frau Ambrosius lächelte.

„Verreisen,“ sagte sie, — „nicht gern. Noch nicht gern. Ich sitze mit so großer Freude in diesem Lehnsstuhl und seh' mir die Welt von oben an. Es ist so interessant. Und wenn, wie eben jetzt, junge oder auch mal alte Freunde kommen — man freut sich. Ich freue mich an meinem Dasein. Vielleicht — ja — ja — gewiß, Alfred — ich hoffe, ich bin noch da, wenn deine nächsten Ferien kommen.“

In den zwei Kindern dämmerte das Verständnis für das, was zwischen und hinter diesen Worten lag. Dem Kindersinn aber ist und bleibt jeder Lodesgedanke so weltenfern und von so unsagbarem Grauen erfüllt, daß er sich von diesem wie mit Eisesschauern angeweht fühlt; mit nichts anderem

erfüllen ihn die Ideenverbindungen der Vernichtung. Sie sahen mit entsetzten Mienen zu ihrer alten Freundin auf, diese beiden jungen Kinder . . .

„Na — nun nur nicht so verstörte Gesichter! Was braucht ihr über sowas nachzudenken. Das liegt euch noch so fern. Aber auch junge Menschen sterben — es kommt ja vor. Wenn ihr das einmal erleben solltet, so lasst euch davon nicht allzu sehr erschüttern. Der Volksmund preist die glücklich, die in jungen Jahren in frischen Sand gelegt werden. Und wenn ich mich auch freue, so lange meines Lebens froh geworden zu sein, es muß doch wohl was Wahres dran sein. Nie sah ich seligere Menschenzüge, als auf den Gesichtern jung Verstorbener. Noch etwas soll uns die Furcht und das Grauen nehmen: Je älter man wird, je näher einen die Zeit der Schwelle des Jenseits bringt, um so vertrauter wird man mit dem Tode. Mir erscheint er immer wie ein guter Freund, der fortwährend winkt, ich solle schlafen gehn, und dem ich vertraulich zunicke, er möge mich nur noch ein Weilchen auflassen. Wir stehen ganz gut miteinander, und wenn er kommt, will ich mich getrost und ruhig in seine Arme legen. — Ist es die Abendstunde und der Sonnenuntergang, der uns diese Gedanken bringt? Nie habe ich mit Kindern so gesprochen. Aber es ist auch für euch gut, mal davon zu hören. Nun aber zum Leben. Zu eurem Leben.“

Mit Zärtlichkeit nahm sie jedes der beiden Kinder in einen Arm und drückte sie an sich, die jungen Häupter gütig streichelnd.

„Luischen, du legst dich so fest an mein Herz. Wirst wohl nicht oft verzogen?“

„Wir sehen unseren Papa einmal nur am Tage. Und er ist immer so in Gedanken und beschäftigt.“

„Ist Frau von Fredell nicht sehr gut mit dir, Luischen?“

„Sie ist streng und recht steif. Immer nur königliche Hoheit — nie Luischen sagt sie zu mir. Ich komme schon deshalb so gern zu dir heraus, Mutter Ambrosius, weil du mich Luischen nennst. Ich hör' es so gern, und du sagst es so lieb . . .“

Es ist manche schon zu mir heraufgekommen, manche aus eurem königlichen Kreise, die da unten in den Staatsräumen fror, dachte die Alte, und fester drückte sie das mutterlose kleine Mädchen an ihr Herz. Dann sagte sie: „Seht den roten Abendschein. Wie festlich und weihenvoll er in die Stube dringt. Manchmal sieht die Welt so aus, daß man wünschen möchte, sie bliebe so in dieser Verklärung. Aber der Goldschimmer sinkt bald in Grau, und rasch verblaßt dann die Welt und ertrinkt in Schatten. Gebt mir eure Hände. Ihr sollt einmal später an diese Stunde denken. Ich lege eure kleinen Hände zu treuem Freundschaftsbunde in einander. Nie in meinem langen Leben war hier oben in meiner armen Stube ein Kind unseres Königshauses mit einem Sproß aus niederer Schicht zusammen. Unseren Fürsten fehlen, das hab' ich oft gesehen, Freunde und Vertraute, die nicht ihrem eigenen Kreise

zugehören. Und daran leiden sie oft. Ihr seid heute noch zu klein und zu jung, das zu verstehen. Aber obschon eure Lebenswege euch zwei weit aus-einanderführen werden, laßt diese beiden Hände stets in der Bedrängtheit eine zu der anderen finden. Ihr ahnt nicht, was es im Lebenskampfe bedeutet, eine von Kindheit an erprobte treue Freundesseele zu besitzen. Halte zu Luischen, Alfred, bleib deiner Kindheitsfreundin treu, vielleicht wird das Schicksal es fügen, daß ihr eurer Kinderfreundschaft einmal bedürfet, und dann soll sie sich treu, fest und hilfreich erweisen. Dazu gebt euch jetzt die Hände."

Die Kinder taten das in seltsamer Ergriffenheit, als verstanden sie den ganzen tiefen Ernst dessen, was die weißhaarige Frau wie im Prophetengesicht gesprochen . . .

Von der Zinne des Daches klang Gesang herein. Der Rekrut, der die Standarte jetzt nach Sonnenuntergang niederholte, sang, das Herz von Heimweh beschwert, dort oben mit heller Stimme, in die lichte Abenddämmerung hinein das alte Volkslied:

Goldne Abendsonne, wie bist du so schön,
Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn . . .

4.

Mit der Wahl des Doktor Geßner zum pädagogischen Leiter des Prinzenkonvikts zu Schloß Nixental hatte der König einen guten Griff getan. Hiervom überzeugten ihn sowohl die flugen knapp gefassten Berichte, die Geßner in periodischer Regelmäßigkeit einsandte, wie auch einige Besuche, die der König bei den Knaben abstattete. Diese waren sämtlich Feuer und Flamme für Geßner, der in der Tat ein pädagogisches Talent ersten Ranges schien und die eine so überaus wertvolle Gabe besonders besaß, bei Wahrung der vollen Autorität des Erziehers sich die Freundschaft und das Zutrauen der Zöglinge zu erwerben. Geßner war ein frischer, gesunder Mann, mit Neigung zu jedem Sport, saß gut zu Pferde, gewann jede Tennispartie und hatte auch ein gut Leil Schöngeisterei in sich, die schwärmerische Liebe des Altphilologen zu Schönheiten der Antike, in deren Erklärung und Ausdeutung er selbst ein wenig zum Dichter wurde, besonders Homer gegenüber, in dessen Welt er die Knaben garnicht früh genug einführen zu können glaubte. Noch standen sie in den Anfängen der Sprache Platons, und schon wurden sie mit vielen Episoden der Odyssee durch Lektüre der Vossischen Übertragung bekannt gemacht und durchaus vertraut mit all den Hauptgestalten des ehrwürdigen Hochgesanges. Selbst das altmodische, ein wenig philistöse Prinzenerziehungsbuch des Fénélon „Telemach“ mußte dazu dienen, die odysseische Welt in den Knaben lebendig zu machen. Kronprinz Wilhelm horchte hoch auf bei allem Anekdotischen. Er liebte „Geschichten“. Die Schwärmerei seiner Seelen-

anlage trieb ihn, sich mit Inbrunst in alle Sagen und Märchen zu vertiefen, die ihm zugänglich gemacht wurden. Solches nahm er fast gierig auf. Was die Bibel an menschlichen Stoffen bot, nahm ihn gewaltig ein, jedes Lesestück, in dem ein Lebensabschnitt standte. Dahingegen versagte sein Aufnahmevermögen den Realien gegenüber stark. Rechnen, die Anfänge der Algebra und Geometrie, Geographie — das alles wollte ihm nur sehr schwer in den Kopf. Diese Anlage, die allerdings eine nicht geringe Sprachbegabung in etwas wieder ausglich, teilte der Prinz mit dem Generalssohn von Specht, der auch ein Träumer war und in dieser Gleichgeartung sich enger an den seelenverwandten Kronprinzen anschloß.

Die drei anderen Junkersprossen waren robusterer Natur, ohne Neigung zu Empfindsamkeiten, keine irgend hervorstechenden Talente aufweisend, sehr gesund, sehr lustig, mit Neigungen zu Knabenroheiten, sehr faul und nur geneigt, das Allernotwendigste an Arbeit zu verrichten. Ihnen allen weit voraus schritt Alfred von Ingelheim. Sein tiefftes Wesen war der Ernst, mit dem er jedem Wissensstoff gegenübertrat. Es war ein Verndurst in ihm, der schwer zu stillen war, und Dr. Geßner hatte diesem Zöglinge gegenüber stets nur zu bremsen. Ihn mußte man geradezu vor den Gefahren der Überarbeitung schützen, ihm abends um elf das Licht abschneiden und ihn ins Bett beordern. Die Rolle des Musterknaben ist ja nie dankbar, und sie brachte Alfred von seiten der übrigen Jungen mit Einschluß des Kronprinzen keinerlei Sympathien ein. Kam dazu, daß die Besondertheit seines Gymnasialbesuches ohnehin einen Keil zwischen ihn und die jüngeren Knaben trieb, so daß Alfred in Nirental vor allem auf Dr. Geßner sich angewiesen sah, der sich ihm freilich sehr eng anschloß. Alfred von Ingelheim kam Tag für Tag mit wissenschaftlichen Fragen ausschlußbittend zu dem Erzieher, dem es eine besondere Lust war, die gewaltige geistige Anlage, die in dem Knaben reiste, zu fördern und zu führen. Dr. Geßner tat das mit um so größerem Eifer, als man es Alfred nahegelegt hatte, auf dem Gymnasium des Städtchens Erbheim, dessen Schüler er war, keinerlei engere Freundschaft mit den Kameraden zu schließen. Es war sehr natürlich, daß die Schüler sich neugierig dem Prinzengefährten aus Nirental anzuschließen suchten, der täglich im Automobil mit dem königlichen Chauffeur zur Schule kam. Aber man wollte es bei Hofe vermieden sehen, daß die kleinstädtischen Gymnasiasten zu Genaues und zu Intimes aus dem Prinzenkonvikt erfuhren, und deshalb hatte man Alfred von Ingelheim auf ein stark reserviertes Verhalten seinen Mitschülern gegenüber verpflichtet. Dieses Gebot erfüllte Alfred auf das gewissenhafteste, wenngleich es ihm wirklich Pein bereitete. Denn er kam in den Ruf des Hochmuts und der Verachtung des bürgerlichen Elements und sah sich zudem außerstande, manche Knabenfreundschaft zu erwerben, die ihn sonst wohl gelockt hätte. Denn es waren einige liebe und tüchtige Jungen am Erb-

heimer Gymnasium, mit denen freundschaftlich zu verkehren es sich schon verlohnt hätte. So schien die Isolierung Alfreds von Ingelheim frühes Schicksal zu bedeuten. Auf dem Gymnasium isoliert, im Konvitte nicht minder. Die Altersgenossen hier wie dort für ihn nicht erreichbar. Auf der Schule als Folge einer höfischen Vorschrift, im Nixentaler Schloß in Konsequenz der zwei Jahre, um die Alfred älter war, als die übrigen Knaben, zwei Jahre, aus denen seine große geistige Neife, seine außerordentliche Begabung, sowie sein elementarer Fleiß einen noch viel größeren Abstand gemacht hatten. Den König enttäuschte diese Entwicklung. Sein Wunsch, dem Sohne und Thronfolger das wertvolle Geschenk der innigen Knaben- und Jugendfreundschaft mit diesem Hoffnungsvollen und Hochbegabten zu machen, blieb unerfüllt, und keine persönliche Vermittelung des Königs, die Knaben einander nahe zu bringen, hatte Erfolg. Jene andere Freundschaft des Kronprinzen dagegen, die dieser mit dem ebensoträumerisch romantisch wie welffremd angelegten von Specht geschlossen hatte, war dem Könige durchaus unerwünscht, weil er es ungleich lieber gesehen hätte, wenn ein tüchtigeres, begabteres und den Realitäten ernster zugeneigtes Naturell, wie Ingelheim, des Thronfolgers Intimus geworden wäre. Der König erwog sorgenvoll, ob es nicht geraten erschiene, den jungen von Specht aus dem Konvitte zu entfernen, doch dünkte beiden Männern diese Maßregel zu hart. Man sollte doch nicht allzu kühn Schicksal spielen, denn die Entwickelungen erwiesen sich ja doch stärker als alle Pläne voraussorgender Berechnung. Dieses Bedenken hinderte vorerst noch einen zweiten Eingriff, der den König und seinen Freund eine kurze Zeit hindurch beschäftigt hatte. Der innige Anschluß, der leider zwischen dem Kronprinzen Wilhelm und Alfred nicht zur Tatsache geworden war, hatte vielmehr des Königs Pflegebefohlenen Alfred mit der Prinzessin Luise um so fester verbunden. Sie standen in regem brieflichen Verkehr, auf den zuerst die sorgsame, pflichtgetreue, nur allzu korrekte Frau von Fredell Sr. Majestät Aufmerksamkeit gelenkt hatte. König und Leibarzt fanden zuerst auch, es sei wohl am besten, die Kinder zu ersuchen, von diesem Briefwechsel abzustehn. Es sollte zwischen diesen beiden langsam heranwachsenden keine zu enge Gemeinschaft angesponnen werden, denn beiden war ja doch vorbestimmt, sehr verschiedene Lebenswege zu gehen. Man war anfänglich um so eher geneigt, diesen Briefwechsel der Kinder zu untersagen, als man den Eindruck gewann, er hätte eine Entfremdung der beiden königlichen Geschwister zur Folge, denn sie schrieben einander sehr selten. Alfred von Ingelheim sollte nicht den brüderlichen Platz neben der kleinen Prinzessin einnehmen, der einem Höheren gebührte. Als aber dann Prinzessin Luise ihrem königlichen Vater die Briefe ihres jungen Freundes aus Nixental auf des Vaters Wunsch vorlegte, sand dieser, daß hier auch nicht die geringsten Bedenken ein Verbot erforderten. Alfreds Briefe waren voller gedanklicher Anregungen. Sie enthielten allerlei

Antworten auf mehr oder minder naive Fragen des Prinzenkchens, die von dem tiefen Ernst des Befragten sachlich klare und wundervoll reife Unterweisungen darstellten. Es sprach aus diesen Knabenbriefen eine geradezu stürmische Dankbarkeit und Verehrung für den König, für Dr. Geßner und alle anderen Lehrer Alfreds, eine rührende Unabhängigkeit an die Prinzessin, die im Ausdruck so tatkraftig, ehrlich und stolz dabei war, daß man sehr rauh hätte verfahren müssen, in diese schönen Beziehungen mit einem Verbote einzutreten. Auch die Vereinsamung Alfreds, die unbewußt aus diesen Briefen sprach, rührte den König und seinen Freund so, daß sie dem Jungen diese einzige Beziehung zu einem gleichaltrigen Wesen nicht hätten nehmen mögen. Die drohende Gefahr eines so innigen Anschlusses der beiden Kinder, die in den nun beginnenden Entwicklungsjahren aus der Freundschaft etwa eine notwendig unglückliche Zuneigung hätte erwachsen lassen können, redete man sich aus. Die Prinzessin war heute elf Jahre alt und würde im achtzehnten vermählt werden, zu einem Zeitpunkte, an dem Ingelheim etwa an einer ausländischen Universität die ersten Studien würde treiben müssen. Man sah da wohl Gespenster. Immerhin wirkten diese Bedenken dennoch soweit, daß weder die Prinzessin trotz ihrer dringenden Bitten den König auf seinen Besuchen nach Nixental begleiten durfte, noch auch Alfred den Kronprinzen, wenn er jetzt regelmäßig zu den Ferien heimreiste. Alfred begriff dieses Fernhalten nicht. War doch der König, so oft er nach Nixental kam, ihm so gnädig wie stets. Dr. Geßner suchte dem Knaben klar zu machen, es läge nichts in diesem Fernhalten, als die Rücksicht auf Alfreds Studien, denen er auch in den Ferien nicht sollte entzogen werden. Des Königs große und echt väterliche Fürsorge tat sich dann darin noch besonders kund, daß er, während zur Sommerszeit der Kronprinz und die übrigen Konviktszöglinge in ihre Familien heimkehrten, den Dr. Geßner mit Alfred in diesem besonders zuträglichen Bäder schickte, von deren Einwirkung eine Stärkung des geschwächten Beines des Knaben zu erhoffen stand. Alfreds Besuche in der Hauptstadt waren seit drei Jahren auf die Weihnachts- und Neujahrswoche beschränkt worden, in deren Verlauf er zwar seine alten Räume im Schlosse wieder bezog und wie früher an der Familientafel regelmäßig teilnahm, aber bei den Ausfahrten saß er nicht mehr mit den königlichen Kindern im Wagen, er fuhr jetzt mit Dr. Geßner, der gleichfalls Weihnachtsgast im Schlosse war. Die Prinzessin Luise, die nun schon seit zwei Jahren keine regelmäßigen Briefe an ihn mehr richten durfte (Frau von Fredell hatte es durchgesetzt), sondern nur einmal zu Alfreds Geburtstag nach Nixental schrieb, die Prinzessin sah Alfred niemals mehr ohne Zeugen. Sie kam ihm Jahr für Jahr wie er selbst ansehnlich gewachsen, mit der gleichen alten Herzlichkeit entgegen, aber in ihren klagenden Augen lag die Trauer darüber, daß man ihr den Jugendgespielen und Freund so unerbittlich fernhielt. Frau von

Fredell war sofort hinter ihr, wann immer die Prinzessin mit Alfred ins Gespräch kam. Diese stete Überwachung machte die Kinder unsicher — auch in ihren gegenseitigen Empfindungen, in denen sie selbst keinerlei Unrecht finden konnten, und die doch der erwachsenen Umgebung so schwere Bedenken zu erweden schienen. Die Kinder erduldeten diese Trennung widerwilliger, als irgendeine der anderen zahlreichen Einengungen, welche die Gesetze der Hofgesellschaft über die ihr Zugehörigen verhängte.

All diese Umstände wirkten auf Alfreds von Ingelheim reisende und wachsende Seele in eigener und sehr sonderlicher Art. Ein Zug von Einsamkeit war ihr Wesentlichstes geworden, ein Gefühl der Vereinsamung und schmerzlicher Losgelöstheit. Für den König empfand der Knabe mit dem ganzen überströmenden Orange sohnlicher Dankbarkeit. Er fühlte fast körperlichen Schmerz, wenn bei den Königsbesuchen zu Nirental er den Kronprinzen wild in des Königs ausgebreitete Arme sich stürzen sah, während er selbst, vom gleichen Orange getrieben, in der vorschriftsmäßigen Verbeugung verharren und dem innigstgeliebten und verehrten Wohltäter in der Gemessenheit der Etiketteform nahen und gegenüberstehen mußte. Oft, wenn Alfred des Königs Rechte küßte, schossen ihm Tränen ins Auge. Aber er drängte sie zurück. Denn bei aller empfangenen Güte war doch ein Stachel in ihm, der ihn schmerhaft verleckte. Alfred fühlte, daß man ihn vom Hofe in geflissentlicher Entfernung hielt — und er konnte die weit ausschauenden Gründe hierfür nicht überblicken und erfassen. Um so tiefer schmerzte ihn die Tatsache. Er sprach niemals mit Dr. Geßner hierüber, aber er sog das Gift einer neuerlichen und bitteren Isolierung aus diesen Umständen. Er war daheim im Königshause — und war dennoch dort ein Fremder. Dort war der Boden nicht, in den er seine Wurzeln senken konnte, er war eben ein heimloses Waisenkind, nirgend wurzelstündig. Das war nicht zu ändern, und in der Erkenntnis, daß diese Gedanken- und Gefühlskreise ihn nur mit Traurigkeit erfüllten und zur Arbeit minder gesammelt und weniger willensstark machen, beschloß er, sich von ihnen abzuwenden. Er mied es, über diese Dinge zu Grübeln, zwang sich, seine Ausnahmearistenz als schicksalgegeben anzusehen, und deren gesamte Beschaffenheit alles in allem als eine dennoch unendlich glückbegünstigte zu erkennen und zu beurteilen. Die für seinen Bildungsgang gegebenen Faktoren waren glänzende. Wie vielen im Lande waren sie so geboten? Erraffte er an Wissen und Können, was immer erreichbar war, so standen ihm die Wege zu einflußreichem Wirken im ganzen Staatsgebiete offen, hierfür bürgte ihm sowohl der eigene Name, Herkunft, Geschlecht, wie auch die Beziehungen zum Königshause, wie sie jetzt waren. Und das war Glückes genug. Jetzt war es an ihm, diese Umstände zur möglichst harmonischen Ausbildung all seiner Gaben zu nützen, und ein Mann zu werden, der in außergewöhnlichen Leistungen dem Lande das wiedererstatten konnte, was er an Wohlwollen,

Förderung und Fürsorge aus den Händen des Königs so überreich empfangen hatte. Und nun spannte er seinen Willen zu immer nachdrücklicherer Leistung, jetzt rang er sich Arbeitsergebnisse ab, die Lehrer und Mitschüler in Erstaunen setzten. Aus seinem blassen Knabengesicht war in diesen Jahren der Zug des Leidens geschwunden. Er war einem Ausdruck gespanntester Willenskraft gewichen, der in dem festen Blick der blauen Augen sich kundtat, die stets wie auf ein Ziel gerichtet blickten. Um diesen schmalrippigen Mund bildeten sich Züge eisernen Wollens, die diesem Knabengesicht eine Frühreife gaben, wie sie bei körperlich Benachteiligten manchmal gefunden wird ...

Dr. Geßner brachte jetzt öfter das Gespräch auf Alfreds Berufswahl. Es dünkte ihn notwendig, die Ziele dieser hervorragenden Begabung beizitzen zu erkennen, und deren Richtung bestimmt zu sehen. Auf direkte Fragen, was er zu werden gedenke, hatte Alfred so geantwortet: „Meine Vorfahren waren zumeist Soldaten und Seeleute. Vom Frontdienst schließt mich mein Körpergebrechen aus. Ich werde Philologe oder Jurist werden, um in irgend einem Fache, als Lehrer oder Beamter dem Staate dienstbar zu sein.“ Dr. Geßner munderte sich und sprach das auch aus, daß Alfred, der nun im vierzehnten Jahre stand und bereits Obersekundaner war, noch keinerlei bestimmte Wünsche für die Berufswahl fühlte. Ein Philologe, das wisse er aus Erfahrung, werde geboren und verspüre seine Bestimmung sehr früh. Alfred dachte hierüber tief nach und empfand es als einen neuen, bisher nicht erkannten Mangel seiner Anlagen, daß er noch keinen bestimmten Beruf in sich fühlte. Das bereitete ihm scharfe Gewissensqualen und ließ ihm Zweifel darüber erstehten, ob er denn überhaupt eine Sendung im Leben zu erfüllen haben, ob er zu einer großen Aufgabe berufen sein könne, wenn er sie heut noch nicht erkannt habe. Er litt bei diesem Suchen und vermochte sich dennoch nicht über diese wichtige Frage klar zu werden.

Von Martin Luther erzählt man, daß ein Blitz, der neben ihm in die Erde fuhr, ihn, den jungen Juristen ins Kloster und in die theologische Laufbahn trieb. Ein Erlebnis von ähnlicher Unvermitteltheit begab sich in Alfreds von Ingelheim jungem Schülerleben. Es war an einem hellen Maimorgen, als er, wie er es liebte, in gemächlicher Fahrt seinen Schulweg im Auto durch die ergrünenden Fluren hin nach Erbheim zurücklegte. Da sah er auf der linken Seite des Weges, in der Nähe des Schäakelfusses, einen Auflauf. Geschrei ertönte, und die Menschen, die vereinzelt rings auf den Feldern bei der Arbeit gewesen, strömten aus allen Richtungen herzu. Auch der Helm des Gendarmen blügte schon über die Köpfe weg vom Wasser her in der Frühsonne herüber. Alfred ließ halten, stieg aus und ging die wenigen Schritte zum weidenumkränzten Flußufer hinüber, über dem die Lerchen in märchenblauen Höhen jubilierten.

„Mörderin! Mörderin! Kindermörderin!“ schrien die Bauern, die Fäuste

in wilder Empörung gegen ein junges Weib schwingend, das soeben aus tiefer Ohnmacht erwachend, triefend naß, mit gelöstem schwarzen Haar am Ufer lag und von des Gendarmen roher Faust jetzt vom Boden emporgerissen wurde. Hart neben dem Ufer lag die Leiche eines etwa zweijährigen Mädchens, gleichfalls von Wasser triefend.

Nie in seinem ganzen fernernen Leben hat Alfred von Ingelheim jemals wieder einen erschütternderen Ausdruck von Verzweiflung fürder gesehen, wie in den todklassen Zügen der verhärmten jungen Mutter, die der Polizist soeben mit rohen Hüffen aufrichtete. In diesen verängstigt umherschweifenden, wie nach einem Ausweg, einem Verstecke suchenden dunklen Augen lag ein so hilfloses Erstaunen, eine so bodenlose Verwunderung, ein so von dem Geschehenen überwältigtes Erstarren, daß die Frau einem Wesen glich, das aus tiefster Geistesnacht plötzlich zu sich kommt und über die Grauenhaftigkeit dessen, das es nun sah und erlebte, in Wahnsinn zu fallen schien. Sie schwankte wie von Kopfschlägen betäubt und drohte, während ihr hältloses Haupt matt in den Rücken sank, hintenüber zu stürzen, indes der Gendarm sie fester packte und mit roher Soldatenstimme barsch anfuhr. „Na nu los! Vorwärts! Und keine Geschichten gemacht!“ Er zog ein Paar Handfesseln aus der Tasche, während die wütenden Bauern von neuem mit Verwünschungen auf die Frau eindrangen. „Lotschlagen! Lotschlagen das Luder! Mörderin! Bestie! Kindermörderin!“

— Alfred drängte sich, zitternd vor Aufregung, an den Gendarmen, der den vornehmen Schüler vom Sehen kannte und militärisch grüßte. Die entsetzte Frage in Alfreds Augen beantwortete der Beamte in hastigem Dienstreifer. „Sie hat ihr Kind ertränkt! Eine Kindermörderin, Herr Baron.“

„Schlagt sie tot! Schlagt sie tot! Ins Wasser mit ihr!“ brüllte die Menge in toller Wut.

„Herr Gendarm,“ stotterte Alfred, „die Frau ist ja doch selbst im Wasser gewesen!“

„Wir haben sie rausgeholt! Wollte sich ertränken! Sich und das Kind! Das Kind lag unter ihr! Schlagt sie tot! Schlagt tot das Luder!“

„Sie hat — — sich — — doch — also — — also — auch — selbst — umbringen wollen“ — — —

„Zu Befehl, Herr Baron — das scheint so . . .“

„Nun also — dann — dann ist sie ja doch keine — keine gemeine Mörderin, sie wollte doch — wollte doch selbst — selber auch sterben — — nicht wahr?“ Ein Blick auf die ohnmächtig umsinkende Frau schnürte Alfred die Kehle zu, er konnte nicht weiterreden. Tränen schossen ihm aus den Augen.

„Zu Befehl — scheint so — — scheint so . . . Jetzt aber in die Stadt mit der Weibsperson! Gleich auf Nummer Sicher — Anzeige erstatten, Meldung machen, vorwärts los!“ .

„Laufen kann doch die arme Frau nicht — — ist ja — — ist ja doch halbtot“ . . .

„Zu Befehl — werd' ihr — werd' ihr schon Beine machen“, sagte der Gendarm, kniete auf die Erde und fesselte die Ohnmächtige, die mit geschlossenen Augen lag und mühsam atmete, an den Handgelenken. Alfred drängte sich zu dem toten Kind, das mit offenen blauen Augen und offenem Munde dalag, die Arme über den Kopf gestreckt, die kleinen Fäuste zusammengeklemmt. Ein Ausdruck wahnsinnigen Schreckens lag auf dem Kindergesicht, aus gepreßter Kehle hätte Alfred ausschreien mögen, ihn packte der ganze Zittern einer Menschentragödie, von der sein Knabengemüt doch nur einen winzigen Ausschnitt erst ahnte. Aber er biß die Zähne zusammen, wandte sich mit einem Ruck, die Bauernknechte beiseitedrängend, zu dem Gendarmen und sagte kurz und bestimmt: „Das Kind sofort in das Auto. Wir fahren zum Arzt. Vielleicht ist Rettung. Die Frau fährt mit. Sie auch. Ich fahre Sie dann zum Landgericht! Chauffeur!“ Er winkte diesen, der sich neugierig herzgedrängt hatte, heran und befahl ihm, das tote Kind aufzunehmen und in den Wagen zu legen. Die plötzlich ruhig gewordenen Zuschauer sahen mit großen Augen zu, und einige von ihnen griffen mit an, als jetzt die noch immer regungslose Frau zum Auto getragen wurde. Nach Alfreds Anordnung legte man sie auf den Vordersitz und deckte sie sorgsam zu. Der Gendarm, das tote Kind auf den Knien, saß neben Alfred auf dem Rücksitz, und nun ging es in rascher Fahrt dem Städtchen zu, das von der grausen Kunde im Nu durchseilt, wie in ein Fieber geriet. Das Schicksal der armen Frau, die jetzt ihr erstes Verhör bestand, war aber dieses gewesen: Seit drei Jahren war sie mit einem Glasermeister glücklich verheiratet, einem fleißigen, nüchternen Manne, der die Achtzehnjährige, ein zugewandertes Dienstmädchen, geliebt und geheiratet hatte. Er bekam gute Arbeit, das Kind wurde geboren, und alles war in schönem Geraten. Da ließ sich der Mann mit einer Kellnerin im Städtchen ein und ging mit ihr durch, Frau und Kind blieben in Elend zurück. Die Eheverlassene arbeitete, ihren Schmerz bekämpfend, fleißig auf den benachbarten Gütern, von Tag zu Tag Nachrichten von dem Treulosen erwartend, auf dessen reumütige Heimkehr sie um so sicherer rechnete, als sie einem zweiten Kinde in einem Vierteljahr das Leben schenken sollte. Da kam nach endlosen Wochen eine mit Bleistift geschriebene Karte des Pflichtvergessenen aus Südamerika. Er schrieb, er bleibe dort und heirate die Geliebte. Da übermannte die Verzweiflung das betrogene Weib, das für sich, für ihr geborenes und ihr ungeborenes Kind Zuflucht im Flusse suchte . . . Diese Alltagsgeschichte griff in das Knabengemüt Alfreds mit ehrinem Finger ein. Sie erschütterte sein Seelenleben mit solcher Gewalt, daß der Knabe unvermittelt in ein heftiges Nervenfieber verfiel, das mit seinen Nachwehen ihn lange Monate zum Patienten machte. Sobald der Kranke endlich wieder soweit gefärbt war, daß er Teilnahme für die Außenwelt bekundete, drang er darauf, von den ferneren Schicksalen der verlassenen

Frau zu hören. Man wollte ihm die Auskünfte vorenthalten, weil man einen Rückfall befürchtete, machte aber die Erfahrung, daß das Verweigern weiterer Aufschlüsse den Genesenden quälte und aufregte, und so entschloß sich Dr. Geßner, seinem noch sehr schwachen jungen Freunde Aufschluß zu geben. Das Kind war tot, die Wiederbelebungsversuche waren erfolglos geblieben. Das Geschworenengericht hatte die Frau wegen Mordes zum Tode verurteilt. Die Strafe sollte an ihr nach der Geburt des zweiten Kindes vollstreckt werden. Mildernde Umstände hatte die Geschworenenbank, fast nur aus Gutsbesitzern und Bauern des Kreises bestehend, versagt. Die Gnade des Königs war angerufen worden. Die Wirkung dieser Mitteilungen auf Alfred war grausam. Er sank blaß und stumm in die Kissen zurück und blieb einen vollen Tag mit geschlossenen Augen regungslos liegen, dann und wann ging ein Zittern durch seinen Körper. Die Beruhigungsmittel, die der Arzt reichte, bewirkten nur für Stunden ungestörten Schlaf, aus dem der Knabe in der Stille der Nacht mit Geschrei auffuhr. Schreckliche Traumphantasien mußten ihn quälen, denn die Laute, die seiner gemarterten Brust sich entrangen, klangen schauerlich, und die folgenden Tage zeigten den Leidenden in schwere Melancholien versunken. Er sprach fast nichts. Es war, als laueren Schrecken an seinem Lager. Er verbrachte die Zeit im verfinsterten Zimmer, er duldet kein Licht, blieb jedem gütigen Zureden stumm, unbewegt von allem, was um ihn her sich begab.

Eines Nachmittags schreckte ihn die Flut des Frühlingslichts, das golden durch die geöffneten Fenster drang, aus seinem Schlafdämmer auf, und mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen nahm Alfred plötzlich des Königs langentbehrten Anblick an seinem Bette wahr. Da ging es wie ein Ruck durch seinen abgezehrten Körper. Der Kranke schnellte hoch, riß mit einem Schmerzensschrei die mageren Arme empor, umschlang des Königs Schultern, den Kopf an des Königs Brust, brach er in einen Strom befreiender Tränen aus. Dabei schluchzte er Unverständliches, aber immer deutlicher rang sich aus ihm hervor, was ihn in diesen Wochen in Banden des Verzweifelns gefangen gehalten.

„Majestät — Majestät — Majestät“ — in dreifachem Anruf, wie in feierlicher Beschwörung gurgelte es aus dieser zusammengeschürteten Kehle hervor. „König — König — Gerechtigkeit — Recht — Recht — Gott — Vater im Himmel — Unrecht! Unrecht! Richter — Gericht! König! König! Furchtbare geschieht! Ihr Name — das Recht — ein Gerichtsmord — ein Justizverbrechen! Ich schwöre, Majestät, ein Justizmord — der König — muß eingreifen.“

Die Tränenflut ersticke alles, in klammernder Umarmung hielt Alfred, wie letzte Rettung suchend, des Königs Schultern umschlungen, bis dieser die Arme des Knaben sanft löste, den Kranken sacht auf sein Lager legte und ihm die strömenden Tränen begütigend trocknete.

„Ruhe — Ruhe — mein Sohn. Weine nicht, Alfred. Ich weiß alles. Dr. Geßner hat mir's erzählt. Heute abend noch lass' ich die Alten einfordern.“

Ich prüfe genau. Ich versprech dir's, der armen Frau soll kein Unrecht geschehen,
du hast mein Wort" . . .

Da — wie von einem Zauberwort beschworen, versiegten mit eins die Tränen, dieser gemarterte, entkräftete Körper begann ruhig zu werden, langsam fing die noch eben von Fieberstürmen gepeitschte Brust zu atmen an, und mit ergreifend beruhigten, mit verklärten Zügen lag der Knabe da, ein sanftes Rot schlich in seine abgezehrten Wangen, ein rührendes Lächeln spielte um seine blutleeren Lippen, und in seine umschatteten Kinderäugen kam ein Ausdruck so seliger Freude, daß der König sich ergriffen abwandte, während er auf seiner schlaff herabhängenden Rechten den matten Kuß der trockenen Krankenluppen spürte . . .

Fortsetzung folgt.

R u n d s c h a u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Es sind im letzten Winter vierzig Jahre vergangen gewesen seit dem Tage, an dem nach vielen Jahrzehnten zum ersten Male wieder ein deutscher Nationalökonom die Behauptung aufgestellt hat, seine Wissenschaft habe einen ethischen Charakter. Es war Adolf Wagner, heute der ehrwürdigste von den Altmäistern nicht nur der volkswirtschaftlichen Wissenschaft im engeren Sinne, sondern der Staatswissenschaften überhaupt. Was er damals, ein Mann von 36 Jahren, behauptete, fand keineswegs den Beifall der herrschenden Publizistik. Die öffentliche Meinung stand unter der Herrschaft der Lehren von Adam Smith und Cobden. Man freute sich, dem Vorbilde Englands folgend, alle staatliche Fürsorge im wirtschaftlichen Leben als polizeiliche Bevormundung abweisen zu dürfen, und segelte heiter auf dem scheinbar glatten Meere der von selbst wirkenden, sozialen Kräfte einher. Führende Männer im öffentlichen Leben wie Karl Braun, Faucher, Michaelis, Prince-Smith wiesen die neue Lehre mit überlegenem Lächeln ab, und H. B. Oppenheim, später ein Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, gab ihr, weil manche jüngere Professoren sich zu ihr bekannten, den Spottnamen Ratheder-Sozialismus.

Aber es muß doch wohl mehr als blaße Theorie gewesen sein, was Adolf Wagner an jenem Oktober-Abend im Jahre 1871 verkündete. Denn zehn Jahre später bekannten sich Kaiser, Kanzler und Reichstag zu seinem Gedanken, indem sie mit der Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutzgesetzgebung den Anfang machten. Und seitdem ist das Wort wahr geworden, das Bismarck ausgesprochen, der Staatssozialismus hat sich durchgepault, und Jahrzehntelang ist in der Gesetzgebung nicht mehr das „ob“, sondern nur das „wie“, nicht mehr das Prinzip, sondern das Maß, in dem das Prinzip zu erfüllen sei, streitig gewesen.

Doch es kann wohl nicht anders sein, als daß alle großen zivilisatorischen Ideen sich in einer Wellenlinie, nicht in einer Geraden durchsetzen: auf Zeiten gewaltigen Impulses, der sie hoch empor hebt, folgen andere, in denen sie bekämpft werden und einen Teil ihrer Macht über die Geister der Menschen verlieren. Und eine solche Zeit mag vielleicht jetzt für die Idee des Staatssozialismus gekommen sein.

Dass in der deutschen Unternehmerschaft sich stets Männer gefunden haben, die dem Eingreifen des Staates in die sozialen Verhältnisse widerstreben, ist nur natürlich, und man wird es verstehen, daß, je selbstbewußter und energischer ein Unternehmer überhaupt ist, er desto

mehr geneigt sein mag, den Standpunkt patriarchalischen Herrentums in der Industrieverfassung zu vertreten. Auffallender aber ist es, daß sich in der letzten Zeit aus dem Kreise der Wissenschaft die Stimmen gemehrt haben, die dem Kathedersozialismus den Vorwurf der Verquälzung von Wissenschaft und Ethik gemacht haben und seine Postulate als wissenschaftlich begründete nicht gelten lassen wollen. Und ebenso aufmerksam wird der Sozialpolitiker es beachten, daß neuerdings an der Arbeiterschutz- und besonders an der Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Deutschen Reiches eine zum Teil recht abfällige Kritik geübt worden ist.

Mit den wissenschaftlichen Gegnern des Kathedersozialismus — es sind, in verschiedenem Grade, Sombart, Marx und Adolf Weber, Ehrenberg, Pohle und andere — setzt sich Professor Herkner im letzten Hefte von Schmollers Jahrbüchern auseinander, und es darf auf seine Ausführungen hier lediglich verwiesen werden. Aber auch für eine eingehende Kritik der Angriffe, die gegen die soziale Gesetzgebung und ihre Handhabung gerichtet worden ist — sie geht vor allem von meinem ehemaligen Kollegen Friedensburg und von den Professoren L. Bernhardt und v. Wiese aus — fehlt hier der Raum. Vielmehr muß ich mich darauf beschränken, diesen Kritikern folgendes entgegenzustellen.

Die Förderung der leiblichen und der geistigen Wohlfahrt derjenigen Klassen unseres Volkes, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, ist ein Gebot der sittlichen Pflicht, mag man diese Pflicht gründen auf das Gebot der christlichen Nächstenliebe oder auf einen, wie immer, philosophisch konstituierten Altruismus. Aber nicht nur das ist sie, sondern sie ist auch eine Forderung der politischen Klugheit, denn es kann eine hochstehende Arbeiterschaft nicht nur für die Volkswirtschaft eines Landes (unter

sonst gleichen Umständen) Besseres leisten als eine niedrig stehende, sondern eine solche Arbeiterschaft ist es auch, die dem Staate die Massen liefern muß, mit denen er die von früher her bestehenden Fundamente seiner Ordnung gegen Angriffe von außen und innen verstärkt. Und, daß für die leibliche und geistige Wohlfahrt der Arbeiter in Deutschland nichts mehr zu tun übrig bliebe, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen, er müßte sich sonst an die Wohnungsnott in unseren Großstädten erinnern lassen, die kürzlich z. B. für Berlin eine neue Beleuchtung in der über das Jahr 1911 aufgemachten Wohnungs-Enquete der Ortskrankenfasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker erfahren hat, müßte sich an die Tatsachen erinnern lassen, daß in einzelnen Metallindustrien noch manche Feuerarbeiter eine Arbeitszeit von 12 Stunden haben, oder an die armseligen Löhne in der Heimindustrie. Solche und andere Tatsachen, die sich beliebig vermehren lassen, machen es gewiß, daß die Grenzen des Staatssozialismus noch nicht erreicht sind.

An dieser Überzeugung sollte man sich auch nicht irre machen lassen durch die Wahrnehmung, daß die staatssozialen Gesetze nicht alle die guten Wirkungen gehabt haben, die man von ihnen erhofft hat, und daß sie neben den erhofften auch andere Wirkungen gehabt haben mögen, die man nicht gewollt hat. Freilich, wer sich bellagt, daß auf dem Wege von den gesetzgebenden Gewalten bis zu den letzten, ausführenden Instanzen etwas von den guten Absichten dieser Gesetze verloren gehe, der beweist damit nur, daß ihm die Praxis des staatlichen Lebens fremd ist. Mehr ist an der Behauptung, daß die soziale Gesetzgebung nicht durchführbar sei ohne unbedeutende Eingriffe in die Freiheit des Arbeitgebers, aber zu begegnen ist diesem Einwande mit der Frage, was für die Gesamtheit, für das Staatswohl nötiger

sei, die Förderung des Wohls der arbeitenden Massen oder die Erhaltung der uneingeschränkten Freiheit der oberen Klassen. Und am schwersten würde es wiegen, wenn es richtig sein sollte, daß unsere soziale Gesetzgebung unser arbeitendes Volk „wehleidig“ gemacht hätte, rentensüchtig und unfähig zu tapferer Selbsthilfe in den Nöten des Lebens. Aber abgesehen davon, daß mir dieser Vorwurf noch nicht bewiesen zu sein scheint, am wenigsten im Sinne einer größeren Wehleidigkeit der unteren Klassen im Verhältnis zu den oberen — wäre er richtig, so würde daraus nicht folgen, daß unsere ganze soziale Gesetzgebung zu verwerfen sei, sondern nur, daß ihren nachteiligen Nebenwirkungen mit aller Kraft entgegen gewirkt werden müßte. Wie das geschehen könnte, das auszuführen reicht heute hier der Raum nicht aus, doch mag noch gesagt werden, daß es dann neben anderem nötig sein würde, die Aufgaben, die sich die moderne Jugendbewegung, besonders der Verein „Jugendeutschland“ gesetzt hat, zu erweitern und sie von Staatswegen, nicht nur durch freiwillige Vereinstätigkeit, zu erfüllen: die Wohltaten, die der englischen Jugend die Nähe des Meeres und die Fülle seiner Kolonien, die der Jugend anderer Länder teils Kolonien, teils weite Räume wenig oder gar nicht benutzten Bodens bescherten, müssen wir, ein Volk mit engbesiedeltem Boden und nicht im Besitz von Siedlungskolonien, von Staatswegen unserer Jugend zu beschaffen lernen, damit sie ein lebensfröhliches und standhaftes Geschlecht bleibe.

Koloniale Rundschau.

„Neu Deutschland.“

Zu einer Zeit, in der unsere Minister der heimischen außerordentlichen Hitze entflohen, um fern von ihrem oft recht unangenehmen Wirkungskreise sich

von den Aufregungen ihrer Regierungs geschäfte zu erholen, sitzt der Leiter unserer Kolonialverwaltung Staatssekretär Dr. Solf im dunklen Erdteil, in Südwesstafrica, wo er selbst nach dem Rechten sehen will.

Südwesstafrica, die einstige Sand wüste, dann das Diamantenland genannt, ist die Kolonie, die stets dem Mutterlande die meisten Sorgen gemacht und die auch die heimischen Kolonialpolitiker am meisten beschäftigte. Angefangen bei den ebenso blutigen wie kostspieligen Kriegen gegen die Herero und Hottentotten bis zum Auffinden der Diamanten, immer stand Südwest im Vordergrunde des Interesses. Dabei ist es die Kolonie, die dem Mutterlande infolge des Krieges, der militärischen Besatzung und der umfangreichen Verwaltung am meisten gekostet hat. Diese Tatsache hindert aber nicht, daß die Einwohner von Südwest immer wieder von neuem gezwungen sind, an das Reich mit Bitten um Unterstützung — sei es in Form von Zollnachlässen, sei es in Form von Hypothekenkredit und dergl. — heranzutreten.

Es ist gar keine Frage, daß die meisten Kolonisten, die s. B. im Vertrauen auf die zukünftige Entwicklung von Südwest hinauszogen und sich dort ansiedelten, z. T. in einer keineswegs beneidenswerten Lage sich befinden. Nur wenige haben das erreicht, was ihnen vorschwebte, die meisten ernteten Enttäuschung und kommen nur schwer vorwärts. Es hat sich eben gezeigt, daß der Kleinsiedler in Südwest — „Kadieschenzüchter“ nennt ihn dort der Volksmund — ohne Kapital nicht reüssiert, besonders da ihm große Absatzgelegenheiten fehlen. Er ist gezwungen, immer neuen Kredit aufzunehmen, um sein Anwesen instand zu halten, und so sinkt er immer tiefer in Schulden, die ihn schwer belasten. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß der

Nuf nach Gründkreditquellen stets von neuem ertönt. Bis jetzt war es dem Ansiedler nicht möglich, Geld auf sein Anwesen zu erhalten zu einem Zinssätze, der ihm ein gutes Auskommen sicherte. Also musste er Schulden zu hohen Zinsrägen machen, und da man damit nicht auf die Dauer wirtschaften kann, soll das Reich jetzt helfen.

Die Erwägungen hierüber schwieben schon unter Sols Borgänger, Herrn von Lindequist, der die Kreditfrage in der wirtschaftlichen Kommission des Kolonialamts beraten ließ. Der Rücktritt Lindequists machte die weitere Ausführung des Gedankens einer staatlichen Institution zur Regelung der Kreditfrage in Südwest einstweilen unmöglich. Jetzt hat nun Dr. Solf diese Frage wieder aufgenommen und das Gastgeschenk, das er den Südwestern mitbrachte, ist die Zusicherung, daß bald staatliche Hülfe den bedrängten Farmern winke — wenn der Reichstag die in Betracht kommenden Millionen, die das Reichskolonialamt hierfür fordert, bewilligt. Denn die Millionen, die zur Fundierung des neuen Institutes dienen, sind sozusagen à fonds perdu gezahlt, und es hängt vom Reichstage ab, ob und wieviel hierfür bewilligt wird. Allzugroß wird die Geneigtheit des Parlaments zu dieser Bewilligung nicht sein, und es wird im Winter Herrn Solf einen nicht leichten Kampf kosten, die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder für sich zu gewinnen.

Sehr viele Abgeordnete stehen — und das vielleicht nicht ganz mit Unrecht — auf dem Standpunkte, daß uns Südwestafrika bereits genug gekostet hat und daß es bald an der Zeit ist, daß dieses Land finanziell etwas mehr auf eigene Füße gestellt wird. Wenn der Reichstag überhaupt für eine neue Zahlung von einigen Millionen einwilligt, dann dürfte dieses sicherlich nur unter ganz bestimmten Kautelen

für die Sicherheit des Geldes sein und nicht in so freigebiger Weise, wie man in Südwest es wünscht.

Überhaupt hegt man in Südwest recht viele Wünsche, deren Erfüllung zum Teil sehr schwer ist. Das dürfte Herr Solf jetzt bei seiner Anwesenheit von neuem erfahren haben. Trotzdem, er hat — den bis jetzt bekannt gewordenen Berichten zufolge — in Südwest recht gut abgeschnitten und einen großen Teil der Bevölkerung bei seinem gewandten Auftreten für sich gewonnen. Nicht zum mindesten verdankt er das seiner Rednergabe, die ihm auch in Südwest zustatten kam. Von neuem appellierte er an das „Neudeutschland“, das Südwestafrika zu werden verspreche, und dieses Wort verfehlte seinen Widerhall im Schutzgebiete nicht. Wenn dieses Wort aber zur Wahrheit werden soll, dann muß gesorgt werden, daß es mehr ist als ein Schlagwort, dann müssen die Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie ganz anders gestaltet werden, als es jetzt der Fall ist: jetzt sendet Südwest seine Diamanten statt nach Hanau nach Amsterdam und Antwerpen, sein Kupfer nach der Union von Nordamerika, sein Vieh nach dem Kaplande! Gewiß soll nun nicht verlangt werden, daß alle diese Produkte nach Deutschland gehen; ein solches Verlangen wäre töricht, denn die Südwesten verkaufen dorthin, wo sie den höchsten Preis erzielen. Aber ein Gebiet gibt es, wo sich ein engerer Anschluß des Schutzgebietes an das Mutterland ermöglichen läßt: näher und näher rückt nämlich der Zeitpunkt, in dem Südwestafrika als Exporteur von Fleisch und Vieh in Betracht kommt, beides Produkte, die Deutschland in wachsendem Maße benötigt. Trotzdem sind die Grenzen des Mutterlandes dem südwestafrikanischen Fleisch in derselben Weise verschlossen wie dem Auslande, dieselben Zollsäze und Einführbeschränkungen lasten auf dem Fleisch

aus „Neudeutschland“ wie auf Produkten aus Argentinien! Diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten, muß unbedingt Aufgabe der Kolonialverwaltung sein. Die Mauer, die dem südwestafrikanischen Fleisch den Weg nach dem Mutterlande, wo es dringend gebraucht wird, versperrt, muß unbedingt fallen, wenn ein Anschluß Deutschlands an die überseeische Ansiedlung erzielt werden soll. Wird diese Möglichkeit versäumt, dann vollzieht sich auf die Dauer ein wirtschaftlicher Anschluß von „Neudeutschland“ an die südafrikanische Union. Was das für uns heißt, das hat die Kolonialgeschichte anderer Länder uns schon bewiesen; man braucht nur an Canada zu denken, dessen wirtschaftlicher Anschluß an die Vereinigten Staaten ja eine Frage der Zeit ist.

Colonensis.

Kirchlich-theologische Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Der neue Apostolikumstreit.

Ein lebhafter Vorgang auf der liberalen Berliner Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt ist nicht nur als Lösung für die im Herbst bevorstehenden neuen Kirchenwahlen zu begrüßen — die Debatte gewinnt durch die bedeutsame Kundgebung des neuen Berliner General-Superintendenten D. Lohusen, der auf Schleiermachers Kanzel (Dreifaltigkeitskirche) in mild-positivem Geiste wirkt, eine über den Tag hinausgreifende Kraft, zumal der Geheime Konsistorialrat Lohusen zugleich im Sinne der übrigen Generalsuperintendenten (mit besonderer Beziehung auf D. Dryander und den bereits verstorbenen D. Braun) sich aussprach. Die Liberalen fordern Parallelformulare für die Konfirmation, in denen

der Zwang zur Verpflichtung der Kinder auf das sogenannte „Apostolikum“ bestigt ist. Die letzte Brandenburgische Provinzialsynode hatte in dieser Sache einen ihrer orthodoxen Mehrheit angemessenen Beschuß gefasst; der Evangelische Oberkirchenrat hält in seinem Erlass vom 6. Juni 1911 zwar an der Pflicht zum Apostolikum fest, betont indes in der Begründung, es handle sich keineswegs um eine Bindung an den Ausdruck, der Pfarrer übe vielmehr Recht und Pflicht, wenn er im vorangehenden Unterricht die Konfirmanden in den Geist des evangelischen Glaubens im Anschluß an das „Apostolikum“ einführe. Der Oberkirchenrat sanktioniert damit eine doppelte Stimmung der Konfirmanden zum alten Credo: eine gebundene und eine freie, je nach der theologischen und religiösen Stellung der konfirmierenden Pfarrer. Daher die gründliche Abneigung unserer Orthodoxie gegen den Oberkirchenrat, durch dessen konsiliante, der Theologie seiner einflußreichsten Mitglieder entsprechende Kirchenpolitik auch der Fall Heyn die günstige Wendung vor dem Kleinen Spruchkollegium genommen hat. Auf der liberalen Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt gerieten liberale und orthodoxe Pfarrer, nach dem Vorstoß des frei-sinnigen Realschuldirektors Wohle, heftig aneinander; der liberale Pfarrer Steiniger berichtete, vor seiner Ordination habe der pietistische Generalsuperintendent Braun die Ordinanden nur auf die evangelische Substanz des Apostolikums (unter ausdrücklichem Dispens von dessen Wortlaut) verpflichtet. Sein Amtsbruder Augar sekundierte ihm, auch er sei nicht auf den Wortlaut des Apostolikums ordiniert worden, und der orthodoxe Debatter mußte zugeben, daß es ein evangelisches Lehrgesetz allerdings nicht gebe — dann fuhr er erleichtert in seinen Ausfällen (im Namen seiner Freunde) fort: die Liberalen mögen die „Wahrhaftigkeit“ be-

tonen, die Orthodoxen bekennen im Apostolikum die göttliche „Wahrheit“.

Generalsuperintendent D. Lahusen erkannte an, daß es sich bei der Frage der apostolikumfreien Parallelformulare nicht nur um die Konfirmation handle, sondern zugleich um den Gottesdienst, um die Taufe, letztlich um die Ordination. Eine vollgültige evangelische Konfirmation könne sehr wohl auch ohne Apostolikum gehalten werden, Apostolikum und evangelischer Glaube seien nicht identisch! Er würde nicht imstande sein, evangelische Theologen zu ordinieren, wenn er sie auf die einzelnen Stücke des Apostolikums verpflichten sollte, wie Jungfräugeburt, Auferstehung des Fleisches usw. Der evangelische Glaube habe in dem ehrwürdigen Bekenntnis einen unvollkommenen Ausdruck gefunden. Es sei „keine Frage“ mehr, daß dieses menschliche Bekenntnis uns nicht genüge: wir wünschen, daß dieser und jener Ausdruck darin nicht stünde oder daß andere Dinge sich dort vorfinden! Beim Apostolikum handele es sich lediglich um das, was „darin evangelischer Glaube“ sei, zu dem sich der Pfarrer und die Gemeinde bekennen. „Wo die Grenze ist, das bleibt eine Frage des Gewissens und der inneren Stellung des einzelnen Protestant.“ Da können wir kein Gesetz aufrichten.“ Lahusen schloß seine kirchenpolitische Antrittsrede mit den versöhnlichen Worten, welche ihn ehren: „Im Grunde sind wir einig; wir möchten das, was das Apostolikum in sich trägt, als evangelischen Glauben immer tiefer ergreifen, aber auch die Freiheit von menschlichen Formen uns allezeit bewahren.“ Dieser Standpunkt ist nicht nur evangelisch und protestantisch, er ist zugleich das Programm des Oberkirchenrats, das im deutlichen Widerspruch steht zu der Haltung des Brandenburgischen Konsistoriums, das über den

eigenen Kirchturm in bürokratischer Verknöcherung nicht hinauszublicken vermag.

D. Lahusen hat vor etlichen Jahren eine Reihe Predigten, die er in der Dreifaltigkeitskirche gehalten hat, über das „Apostolikum“ veröffentlicht, nachdem er schon vorher in einem Vortrage das Dogma von der Jungfräugeburt zum Verdrüß der Ausschließlichen preisgab. In jenen Apostolikumspredigten wird an Ostern und Himmelfahrt unmöglich verständlich erklärt, daß es sich um den Geist handelt, daß aber der Leib zum Staube zurückkehrt und daß Fleisch und Blut Gottes Reich nicht ererben. Gewiß, Lahusens Predigtserie ist anders orientiert als die gleichfalls im Druck vorliegenden Predigten zum Credo von dem liberalen Berliner Pfarrer Nithack-Stahn an der Kaiser-Wilhelm-Kirche; der Unterschied ist keingenereller, lediglich ein Gradunterschied. Der evangelische Glaube wird hier wie dort nicht festgelegt auf die alten Glaubensformen: in stärkerer und geringerer Umwertung der kirchlichen Überlieferung schafft sich protestantische Überzeugung ihren modernen und beredten Ausdruck. Und darauf kommt's an. Es ist jedem klar, daß das Apostolikum als fester Bestandteil evangelischer Gottesdienste, der Einsegnung, der Taufe und der Ordination nach den Erklärungen des Oberkirchenrats und des D. Lahusen ein verlorener Posten ist, der nur noch aus einer letzten Furcht vor den orthodoxen Lärmmachern mit leidlichem Unstand (äußerlich) eine Weile behauptet wird. Nach Lahusens öffentlichem Eingeständnis ist es „keine Frage“, daß eine Verpflichtung auf die einzelnen Stücke des Apostolikums unevangelisch sei. In der Tat gibt es keinen einzigen namhaften Theologen mehr, der ohne Abzug die Sätze des Apostolikums festzuhalten vermag! Als unsere Orthodoxie im April nach mühseliger Vorbereitung und unter fläg-

licher Beteiligung die erste Tagung des "Allgemeinen Positiven Verbandes" abhielt, dessen Abkürzungszeichen: A. P. V. man als Allgemeine Positive Verlegenheit lesen muß, da wurden in der Diskussion die beiden theologischen Referenten des Kongresses, Professor Schäder-Kiel und Professor Kropatschek-Breslau in bezug auf die sogenannten "Heilstatsachen" aus der Versammlung heraus schlimmer Reizeien überführt; nur mit äußerster Not gelang es dem unentwegten, theologisch ahnungslosen Grafen Hohenthal, den Skandal in der eigenen Mitte der zur Tötung des Liberalismus herbeigeeilten Brüder zu verhüten und die Glaubensversammlung als Wrack in den Hafen zu ziehen. . . Das "Apostolikum" ist eben nicht mehr das Bekenntnis der evangelischen Kirche; keine theologische und kirchliche Gruppe im Gesamtbereich des Protestantismus steht noch auf diesem Boden! Bei Protestversammlungen gegen den "grundstürzenden" Liberalismus läßt man es mit fluger Regie von der "wogenden" Versammlung, die sich wie "ein Mann" erhebt, "eimütig" aussagen — und nachher lächeln die Auguren sich verständnisvoll an, wenn sie beim Dauerschoppen sich gemütlich niederlassen und unter sich sind.

Die Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt hat bereits vor einem Menschenalter, als Kögel noch die Macht in Händen hatte, am 5. Juni 1877 eine Sturmsitzung in Sachen des Apostolikums erlebt, als der Kochhannsche Antrag verhandelt wurde, der das Glaubensbekenntnis aus den Gottesdiensten und allen kirchlichen Akten entfernt wissen wollte. Der liberale Prediger Rohde hielt damals eine ausgezeichnete Rede, welche der übergläubige Oberhofprediger von Hengstenberg mit den "bewegten" Worten unterbrach: "Ich kann es nicht länger mit anhören, daß unser Heiland in dieser Weise verunglimpt wird und

das Heiligste unseres Glaubens mit Füßen getreten . ." In begreiflicher Erregung hat Rudolf Kögel die orthodoxe Position mit militärischer Bildkraft (Schloßkapelle!) zu verteidigen versucht: "Man hat dieses Banner ein mit Kugeln durchlöchertes und unleserlicher Inschrift versehenes genannt. Meine Herren! Unter diesem Banner ist noch nie eine Schlacht verloren gegangen! Rühren Sie nicht an die Fahne des Königs aller Könige! In diesem Apostolikum steht geschrieben: Er wird kommen zu richten die Lebendigen und die Toten — sowohl die, die sein Bekenntnis abschaffen wollen, wie auch uns, die wir auf diesem Bekenntnis stehen und auf und für dasselbe zu sterben begehrn."

Diese Erinnerung an ähnliche Vorgänge auf derselben Synode von 1877 ist wertvoll, weil wir die Entwicklung der Zeit daran erkennen können: im Einflang mit den andern "Oberhirten" und dem Oberhofprediger — der zugleich die geistliche Spize des Oberkirchenrats bildet — gibt der Berliner Generalsuperintendent den dogmatischen Gehalt des Apostolikums frei und beschränkt sich auf "den evangelischen Glauben darin". Von der "Fahne des Königs aller Könige", womit damals Herr Kögel dem alten Kaiser die Niederzwingung des Liberalismus pfäffisch nahelegte, ist nicht mehr die Rede. Im alten Berliner Dom inszenierte Kögel am Sonntag nach jener Synode eine theatralische Demonstration: er hielt selber die Liturgie, fiel beim Verlesen des Apostolikums auf die Knie und hypnotisierte die Gemeinde zu gleichem Kniefall, in "tiefer Einbrunft" bekannten sie laut miteinander die "Heilstatsachen" des Christentums. Vielleicht ist das alte Rezept noch hier und da zu gebrauchen?! Aus Kögels Aufzeichnungen biete ich noch folgende Charakteristik: "Die Rede Rohdes brachte Lästerungen wider die jungfräuliche Geburt des Herrn. Als ich am nächsten Morgen nach der ge-

lieferten Schlacht (!) meine Kollegen in der Hindernistraße auffsuchte, fand ich sie alle verstört (von Hengstenberg, Baur, Stöcker). Mich selbst hatte in der Frühstunde der rotblühende Kastanienbaum meines Stiftsgärtchens wunderbar getröstet: wenn Gott der Herr solchen Baum mit Blüten kleidet, wird er seine Kirche nicht ohne Schutz und Schmuck lassen. Ich schlug meinen Kollegen eine Partie nach dem Zoologischen Garten vor . . . Im Zoologischen Garten (!) entwarf ich eine Abwehr, die ich tags darauf im Einverständnis mit meinen Amtsbrüdern gedrückt an den Lüren des Doms verteilen ließ." Alle diese rührenden Bemühungen haben die Entwicklung nicht aufzuhalten vermocht. Die Jahre folgen einander, doch sie gleichen sich nicht. Das fälschlich sogenannte „Apostolikum“ — es ist das vieldeutige Taufgebot der südgallischen Kirche seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts! — muß und wird fallen, gestürzt durch den kirchlichen Liberalismus. Das ist die Bedeutung und die Lösung der Stunde.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Ludwig Fulda, dem glücklichen Jubilar der viel berufenen „Fünfzig“, ist über seine „Persönlichkeit“ soviel Schönes, zum Teil Bedeutendes gesagt worden, daß dem später Kommanden zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Und auch nur auf ein allenthalben übersehenes Moment möchte ich hinweisen:

Fuldas Poetenseele, zu vornehm, um geräuschvoll zu sein, zu tief, um anders als einfach zu sein, zu reich, um von anderer Besitz leihen zu müssen, hat u. a. ein Merkmal, sie lösend aus der großen Gemeinsamkeit der „Mo-

derne“: ihr lauterer Eigenverhältnis zu dem dichterischen Problem der Liebe und ihre konzentriert selbstische Kraft, den Künstler zurückzuhalten von jedem letzten Worte der Enthüllung, jedem letzten Striche der Entfaltung bei der versuchten Lösung des Problems. Diese glückliche Reinheit und Scheu vor der letzten Konsequenz bildnerischer Ausdrucksmittel ist bei Fulda gepaart mit jener Grazie des bauenden Wortes, wie wir beides oft und schön bei den älteren Franzosen, und hier mit besonders künstlerischem Schliff und eindrücklicher Prägsamkeit bei Molière finden. Aus solcher naturinnerlichen Artverwandtschaft mag zunächst Fuldas von jung an genährte Vorliebe für Molière, später seine suchend eindringende Vertiefung in dessen geistige Welt, endlich — und als natürliches Ergebnis — seine unmeßbar meisterliche Übertragung und teilweise Umdichtung von Molières unsterblichen Werken erwachsen sein. Und seine Molière-Übertragungen¹⁾ sind auch das unverrückbar Bleibende in Fuldas bisherigem Schaffen! Fulda hat Molière für die deutsche Literatur nicht „gewonnen“, denn er war in deutscher Sprache längst bekannt; aber Fulda hat Molière zur deutschen Buch-Klassizität erhoben! Er hat, auch für die deutsche Bühne, Molière erneuert und ihm für unser verstehendes Genießen Dauer gegeben! Der Fulda-Molière¹⁾ (2 Bände ausgewählte Dramen Molières enthaltend) wird für immer der deutsche Molière bleiben, da er vorher an Kunstwert nicht erreicht worden und fernerhin nicht zu überbieten ist.

In gleichem Sinne mußte Fulda von Rostand¹⁾, dem zifelernden Wortkünstler und zartsinnigen Poeten, dem wichtigen Kritiker und humorvollen Ausdeuter, dem „Schelm“ der französischen Moderne sich angezogen und aufgefordert fühlen, insbesondere seinen

„Cyrano“ der deutschen Literatur und Bühne übersezend zuzuführen. Und auch in punkto Rostand ist ein sehr merkwürdiges Moment bei Fulda allenthalben übersehen worden. Nämlich: daß Fuldas Meisterwerk „Der Talisman“ — so viel früher entstanden, als Rostands „Cyrano“ — daß beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Stoffe, in deren künstlerischer Behandlung eine wahrnehmbare physiognomische Ähnlichkeit aufweisen. Man lese den „Talisman“ und man lese den „Cyrano“, beide als Buchdichtung¹⁾ heut unter diesem Gesichtswinkel! Daß Fulda übrigens auch einen Band vornehm-schlichter Novellen¹⁾, „Lebensfragmente“ geschrieben, deren Lektüre zu den ganz intimen Literaturfreuden stiller Stunden gehört, scheint wenig bekannt zu sein. Auch auf seine, mehrere Bände füllende Lyrik¹⁾, auf diese fein ziselierten Verse, auf seine „Sinngedichte“ mit ihrem scharf pointierten kritischen Witz oder Humor möchte ich hier mit Nachdruck hinweisen.

* * *

Im Anschluß an unsere „Reise-Rundschau“ der Juli-Nummer von „Nord und Süd“ beginne ich heut mit einem erlesenen Reisegenossen, mit Oskar A. h. Schmitz, dem geistvoll erziehlichen Autor des „Breviers für Weltleute“²⁾, der uns in seinem soeben erschienenen Buche „Fahrten ins Blaue“²⁾ zu seinen Begleitern auf ergiebigen Mittelmeerzügen macht. Wir landen an allen interessanten Stätten des Balkan, der Levante; kreuzen die Riviera di Ponente, streifen an der ganzen französischen Westküste, bis hinunter nach Spanien und den Malorka-Inseln. Aber wir sind keine oberflächlichen Küstenfahrer; wir machen wundervolle Ausflüge tief in die Länder hinein, deren Völkerchaften ihre Sitten und Bräuche, ihr Gelebtes und Gefühltes uns erschließen müssen unter des Autors scharfer Beobachtung und sicherer Schil-

derung, die seinem reserviert verwendeten Worte bewunderungswürdig gehorcht. In der struktiven Solidität seiner Sprachbehandlung liegt etwas von der gesunden und feinen Achtung vor der Kunst, die so garnicht mehr modern ist, die aber an die Besten einer vergangenen Epoche erquidlich erinnert.

Sch denke, zu Schmißs Ruhm, z. B. an Friz Mauthner³⁾ „Aus dem Märchenbuche der Wahrheit“. Welch eine unsagbar fertige, in sich geschlossene Sprachform, die das gedanklich Tiefe, sinnvoll Erhellte in den einfachsten Worten geadelt ausdrückt. Und Welch ein Reichtum der betrachtenden Lebensvergleichung. Ich denke weiter an „Hermann Fing er“ von Adolf Wilbrandt⁴⁾, dessen Vortrag soviel erweckliche Stimmung und poetische Schönheit zeigt, wie ihr Schöpfer selbst später sie kaum je wieder erreicht hat. Und diese vielverschlungenen Schicksalswirrnisse in der Komposition, als Hintergrund für das gestaltenreiche und doch so leicht übersehbare Menschenbild, in dessen Mitte der Sonderling-Gelehrte sein Wesen treibt. Was ist das, rein als Arbeit, profund und zuverlässig! Ja, damals „arbeitete“ man eben noch, bis eine Aufgabe wirklich beendet, von innen her logisch durchgeführt „fertig“ war. Ich denke weiter an des alten Kügeln⁵⁾ „Erinnerungen eines alten Mannes“. Wie ist das erzählt, geplaudert, geschildert! Wer sich zu besinnlich stiller Erholungsstunde in dieses Stück Jugendleben vertieft, hat einen verlässlichen Freund, einen Berater in der wohlbestellten Weltflugheit, dem gesaßten Menschenverstehen des alten Mannes gefunden. Es ist etwas darin, das mich an das Beste und Edelste in dem sonnigen, traulichen, weitschauenden „Waldschulmeister“ von Peter Rosegger⁶⁾ erinnert. Nur was bei Kügelgen Kontemplation, ist bei dem einsamen, simplen Schulmeister goldene Herzenseinfalt.

Es ist erwogene Absicht, wenn ich in einem Atemzug mit diesem eine Neuerscheinung erwähne: die "Goethe-Bibliothek", von Karl Georg Wendliner herausgegeben⁴⁾, in der bislang 2 Bände erschienen sind. Band I "Goethe, aus näherem Umgange dargestellt". Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falck, im Jahre 1824 beendet. Daß der Band, mit Goethe-Begegnungen und -Aussprüchen gefüllt, des Interessanten viel enthält, versteht sich von selbst. Ebenso bei dem II. Band "Erinnerungen", — Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe — von J. P. Edermann. In leicht erklärlicher Gedankenverbindung: Goethe — Faust — Kainz, möchte ich für besonders gesammelte frohe Feierstunden einer Kainz-Hinterlassenschaft gedenken, die dieser Tage erschienen ist: "Der junge Kainz" Briefe an seine Eltern⁵⁾. Lauter Dokumente einer schlichthin unbeschreiblichen Sohnesliebe: tiefinnig, treu-fameradschaftlich, lebenverwurzelt, respektlos, kindisch-unartig und wieder kindlich-demütig — alles aber so schön menschlich und seelenverbunden, so trautlich-vertraut. Weiter erzählen diese Briefe in köstlicher Naivität von dem Beginne seiner Bühnenlaufbahn. Vorunter sein erstmaliges Auftreten in der Faust-Rolle als siebzehnjähriger Grüning bemerkenswert ist. Wie das noch alles in dem selbstüberzeugten, schon damals übrigens in allem Jugendübermut sehr ernsten Jungen schäumt und braust und jauchzt und rattert! Und wie solid erzogen er spart und mit seinen Groschen haushält! Und wie stets und überall wieder das Studium gewichtig in den Vordergrund gestellt wird. Ein liebes, freundliches Buch — von Arthur Eloesser, dem verdienten Literatur-Historiker, mit einer herzwarmen, feingedachten Einleitung versehen und mit zehn Bildern von Kainz

und seinen Eltern geschmückt. Eloesser, der als intimster Freund den Menschen Kainz verstanden hat, der als Theaterkritiker von Beruf dem Künstler Kainz bis in die letzten Geheimgänge seiner Intuitionen zu folgen wußte, war wie kaum ein anderer erlezen, das Verstehen dieser zusammengesetzten Künstlernatur dem Leser zu erschließen.

Ist dieses Buch in allem Frohsinn von ernster Art, so ist ein anderes umgekehrt in äußerer Gemessenheit voll heimlicher Ulkstimmung. Ich meine Curt Kamlaß⁶⁾ Bekenntnisbuch "Die Erziehung zum Lyriker durch Otto Erich Hartleben". Der Autor ist jener Vetter Hartlebens, der in dessen Lore-Satiren eine so beneidenswerte Wurschtigkeit der Pedanterie an den Tag legt. In diesem Fahrwasser bewegt sich das ganze, nicht grade anspruchsberechtigte, noch weniger anspruchlose Buch, das dennoch manchem Leser manche Freude bereiten dürfte. Insbesondere in jenen trinkfest frohen Kreisen, die dem frühverblichenen Otto Erich nahegestanden.

Eines jener großen Talente, deren gutgeordnete Verwaltung fast noch mehr Freude macht, als die Begabung selbst, ist Hans Hart⁷⁾, der neuerlich wieder mit einer "frohen Volkslogegeschichte vom Rhein", des Titels "Kupidos Bote" Ehren gewinnen dürfte. Hans Hart ist heut kein Unerklärter mehr, und man braucht nur hinzuzufügen, daß es hier wirklich sich um eine sehr frohlaunige Liebesabenteuer-Geschichte handelt, die viel mehr wert ist, als bloß eine leere Stunde mit Unterhaltung zu füllen. Nicht so frohlaunig, aber von gleicher Respektabilität der Begabung erweisen sich einige Bände Erzählungen von A. de Norad⁸⁾ "Sensitive Novellen" und "Totentanz" — ein Dutzend Novelletten. Von einem eignen Geist der Frage und zugleich der missenden Augen spürend bewegt, greifen die aufgeworfenen Probleme

mit ihrer versuchten Lösung und Klärung tief hinein ins Menschenleben, ins menschliche Herz und Weltbewußtsein. Wirkte die Nora zuweilen erzentrisch, so wedt der Spanier Luis Coloma¹⁾ innerhalb eines handlungsbewegten Carlisten- und Hochadel-Milieu warme Teilsnahme mit seinem tragischen Romanstoffe „Boy“, der bis ans Ende unser aufhorchendes Interesse fesselt: „Boy“, eines alten Herzoghauses letzter Sproß und aller Grazien und Anmut Liebling, voll keuschen Edelsinnes, leichtfertig und unberaten wie ein Kind, wird von einer vulgären Stiefschwester aus dem reichen, edlen Hause in peinliche Ratlosigkeiten, Schulden und zu dem Ausweg der Carlisten-Umtriebe gedrängt, bei denen er sein junges Leben einbüßt. Coloma, als Autor noch von unerprobter Potenz, empfiehlt sich in diesem Buche als ein Erzähler, dem gut zuzuhören ist, der spannend zu entwickeln weiß, der folgerichtig aufbaut und seinen Gestalten pochendes Blut in die Adern gießt. Das ist, weiß Gott, nicht wenig!

Schließlich noch eine ganze Festtafel von Delikatessen: ein Buch von Peter Altenberg²⁾, das er „Altes Neues“ nennt. Nun weiß jeder, der Altenberg kennt, wie dieser die Welt seiner Umwelt in seiner Nekhaut auffängt, und was aus dem winzigsten Bildzipfelchen bei dieser Reflex-Arbeit wird. Und jeder weiß, daß all sein „Altes“ für uns Empfangende immer wieder neu wird, sobald er es neu zu sehen beliebt. Und ein wirklich Neues hat sich diesmal eingeschlichen: da und dort ein verhaltenes, scheues Humörchen, das recht wehmüdig wirken kann. Als fröhlicher Champagner-Nachtisch endlich einen Schöttler³⁾, der Mann der turbulenten Wahrheiten, der einen neuen Band Lachbarkeiten unserm lieben Leser auf den Weg geben möchte — „Weib, Wahn, Wahrheit“. Wer auf heiterem Wege zu beachtenswerten Denk-Er-

gebnissen gelangen will, der packe das Büchlein in seinen Koffer, und er wird mir danken, wie ich möchte, daß alles hier Gesagte Dank finde — vor allem Dank verdiene!

- 1) Verlag von J. G. Cotta, Berlin.
- 2) Verlag von Georg Müller, München.
- 3) Verlag von L. Staedmann, Leipzig.
- 4) Verlag von Morawe und Scheffelt, Berlin.
- 5) Verlag von S. Fischer, Berlin.
- 6) Verlag von Schmitz und Albach, Düsseldorf.
- 7) Herderscher Verlag, Freiburg i. B.

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Philosophische Betrachtungen. Fragmente aus dem literarischen Nachlaß von Gustav Levinstein. 99 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Zu diesem Büchlein hat die Witwe des Verstorbenen ein kleines Vorwort geschrieben, in welchem sie Dr Kupperberg, der die vorliegenden Fragmente bearbeitet hat, ihren Dank ausspricht und weiter sagt, daß ihr Mann lediglich aus dem „unbezwinglichen Streben nach poetischer Betätigung, nicht aber als fachmännisch gebildeter Philosoph seine Reflexionen zu Papier gebracht hat“. Die beste Bestätigung für diese Charakteristik ist aber der Inhalt des Buches selbst. Von einer strengen Beurteilung fachmännischerseits kann freilich keine Rede sein. Der philosophierende Laie ist der wahre Pragmatist. In die ihm fremde Eigenwelt des philosophischen Gedankens vermag er sich nicht hineinzuleben, und wenn er eine Weltanschauung rezipiert, so beurteilt er sie stets entweder vom Standpunkt eines persönlichen Wertes, den er hochhält, oder unter dem Gesichtspunkte des praktischen Nutzens. Levinstein war aber, wie es seine Reflexionen erkennen

lassen, eine idealistisch veranlagte Persönlichkeit, und so lag ihm die erstere pragmatistische Betrachtungsweise näher. Mit der ganzen Kraft seines religiösen Empfindens kämpft er gegen streng phänomenalistische Denkrichtungen an, die das menschliche Ich und das objektive Sein entwerten und illusorisch erscheinen lassen. Das macht die vorliegenden „Philosophischen Betrachtungen“ interessant. Sie sind ein schönes und lehrreiches Beispiel dafür, daß philosophische Systeme nicht nur im Macherleben verstanden, sondern erst dann bejaht verneint und umgedacht werden können, wenn man den Eigenwert der menschlichen Persönlichkeit und die idealen Werte der Menschheit nicht aus den Augen verliert.

Max Schlesinger. Geschichte des Symbols. Ein Versuch. VIII und 474 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Mit besonderem Interesse griff ich zu diesem vom Verlag stilvoll ausgestatteten Buche. Ich wollte sehen, wie die erhabenen Geschehnisse der Natur sich im Lebensbewußtsein des Menschen, wie in einem Prisma, symbolisch gestalten und verklären und wie die Menschheit in Zeiten innerer Umwandlung und im Drange nach Selbstdarstellung die Natur zu Hilfe ruft, um ihre tiefsten Erlebnisse und geahnten kosmischen Beziehungen in Symbolen zu versinnbildlichen. Ein Stück Lebens- und Geistesgeschichte der Menschheit glaubte ich also vor mir zu haben. Allein das Buch Schlesingers, sonst eine außerordentlich fleißige Arbeit, ist rein historisch, selten kultur-, vormwiegend aber literaturgeschichtlich gehalten und erweist sich als eine gehaltvolle Literaturgeschichte des Symbols. Der Verfasser hat viele Gebiete durchwandert, den zerstreuten Stoff mit Sorgfalt und Liebe gesammelt und zu einem sprachlich, wie sachlich wohl-

geformten Ganzen vereinigt, das den Leser allseitig über Ursprung (philologisch und historisch), Wesen und Bedeutung des Symbols in der Wissenschaft, Kunst und Religion belehrt. Schade nur, daß wir die Kulturpsyche, die dieses feine Gewächs menschlichen Gemütslebens speist und in verklärten Umrissen in den Symbolen ruht, nicht zu fühlen bekommen. Die gehaltvollsten Partien des Buches sind die Kapitel über Philosophie und Symbolwissenschaft, Ästhetik und religiöse Symbolik (auffallend arm ist das Symbol in der Malerei behandelt). Die in Fülle vorgetragenen Wesensbestimmungen und Erklärungen des Symbols (häufig im Zusammenhang der Weltanschauung ihrer Autoren) sind selbst so gedankenreich, daß wir uns leicht über die, mir scheint, etwas voreingenommene skeptisch-kritische Auffassung des Verfassers hinwegsetzen können und ihm dankbar bleiben wollen für seinen als gelungen anzusehenden Versuch, der einem offenen Bedürfnis entgegenkommt.

Dr. M. Kupperberg.

Wirtschaftliche Rundschau.

Diejenigen deutschen Kapitalisten, die vor einigen Monaten bei der Einführung der Aktien der Naphthaproduktionsgesellschaft Gebr. Nobel an der Berliner Börse Aktien dieses größten russischen Petroleumunternehmens gekauft haben, können sich einen glänzenden Gewinn ins Hauptbuch schreiben. Im allgemeinen hat das Strohfeuer, das bei Neuemissionen künstlich von den Emissionsfirmen und ihren Agenten angefacht zu werden pflegt, keinen langen Bestand. Wenn erst das richtige Verkaufsmaterial an den Markt kommt, sinken die anfangs durch künstliche Zurückhaltung des Materials emporgetriebenen Kurse bald in sich zusammen. Bei den Naphtha-Nobel-Aktien war das aber einmal anders. Wer da am Anfang

kaufte, hat glänzend verdient, und das Merkwürdigste bei der Sache war, daß die deutsche Emissionsfirma, die Diskontogesellschaft, durch die Kurssteigerung und die Dividendenerhöhung, die sie einleitete, wenn auch nur zum Teil begründete, ebenso überrascht wurde wie das Publikum. Das Merkwürdigste, — weil in Paris, London und New York, an den Märkten, wo sonst die großen internationalen Petroleumwerte notiert waren, bereits lange vor der Naphtha-Nobel-Hausse ein veritable Boom in Petroleum-Aktien sich abgespielt hatte. In New York waren die Shares der Standard oil Co. von dem Moment ab, in dem der große Rockefeller-Trust durch das Urteil des Obersten Bundesgerichts in 33 immer noch recht anständige Stücke zerlegt worden war, in eine aufsteigende Bewegung geraten. Dass die Kraft und der Zusammenhang des Trusts durch die rein theoretische, nur für das Auge berechnete „Auflösung“ nicht geschmälerlert wurde, konnte nicht den Grund für diese Aufwärtsbewegung bilden. Denn niemand hatte ernstlich geglaubt, dass es sich um mehr als eine Scheinauflösung handele. Schon eher hatte die Auflösung insofern eine stimulierende Wirkung, als man jetzt, wo die Dezentralisation die Vorgänge bei vielen bisher in dem großen Trust völlig verschwundenen Tochterunternehmungen ins Licht der Öffentlichkeit gerückt hatte, erst sehen konnte, wie reich der Trust eigentlich war. Den Hauptgrund für die Hausse der Petroleumaktien in New York wie auf den anderen Aktienmärkten bildete die Steigerung der Petroleumpreise, die seit einiger Zeit eingetreten war und fast mit einem Schlag den Preiskampf auf den umstrittensten Absatzgebieten u. a. auch in Deutschland beendigt hatte. Diese Steigerung der Petroleumpreise hatte zwei Gründe, einen positiven, und einen negativen. Der positive bestand darin, dass die Nachfrage nach

Petroleum einen starken Aufschwung nahm, weil die Technik dazu übergegangen war, dieses bisher hauptsächlich nur zu Leuchtzwecken verwendete Produkt auch in größerem Umfange für Heizzwecke zu verwenden, nachdem es gelungen war, leistungsfähige Petroleummotore zu konstruieren. Das zweite, negative Moment, kam darin zum Ausdruck, dass dieser erhöhte Bedarf nicht durch eine erhöhte Produktion befriedigt werden konnte, sondern dass sich in wichtigen Petroleumproduktionsgebieten im Gegenteil eine verringerte Ergiebigkeit zeigte. Beide Momente wirkten in derselben preissteigernden Richtung zusammen, aber während das erste — positive Moment — ohne Einschränkung — als günstig für die Industrie und ihre Unternehmungen bezeichnet werden kann, muß das andere — die nachlassende Ergiebigkeit — für die davon betroffenen Unternehmungen nach einer Zeit, vielleicht durch Raubbau gesteigerter Blüte, verhängnisvoll werden. Ganz der Gefahr entrückt ist in dieser Hinsicht vielleicht nur die Standard Oil mit ihrem märchenhaften Dreichtum, für die österreichischen, russischen und die sonstigen Erdöldistrikte wird aber, je erheblicher und schneller der Petroleumverbrauch steigen, also je stärker sich das positive Moment akzentuieren wird, umso eher die Stunde kommen, wo sich für sie das negative Moment, d. h. der Mangel an Öl, empfindlich fühlbar machen wird. Man versucht, dies voraus sehend, sowohl in Russland wie in Österreich die bisher etwas ungeregelten und unökonomischen Betriebsmethoden durch erhöhte Wirtschaftlichkeit zu ersezten und will dies einmal durch die Zusammenfassung aller Stadien der Erdölindustrie, nämlich der Rohölproduktion, der Raffinerie und der Transportmittel, andererseits durch die Bildung möglichst großer Betriebe erreichen. Dagegen ließe sich auch gar nichts einwenden, wenn nicht derartige

Rundschau

an sich durchaus zweckmäßige Transaktionen unter dem Schutze der gegenwärtigen Häusse hier und da zur skrupellosen Agiotage und zur Erzielung fetter Zwischengewinne ausgenutzt würden. Es liegt so die Gefahr vor, daß die betrieblichen Vorteile, die auf der einen Seite durch die Konzentration erreicht werden können, auf der anderen Seite durch Überkapitalisierung zugunsten der Gründer den Unternehmungen wieder verloren gehen.

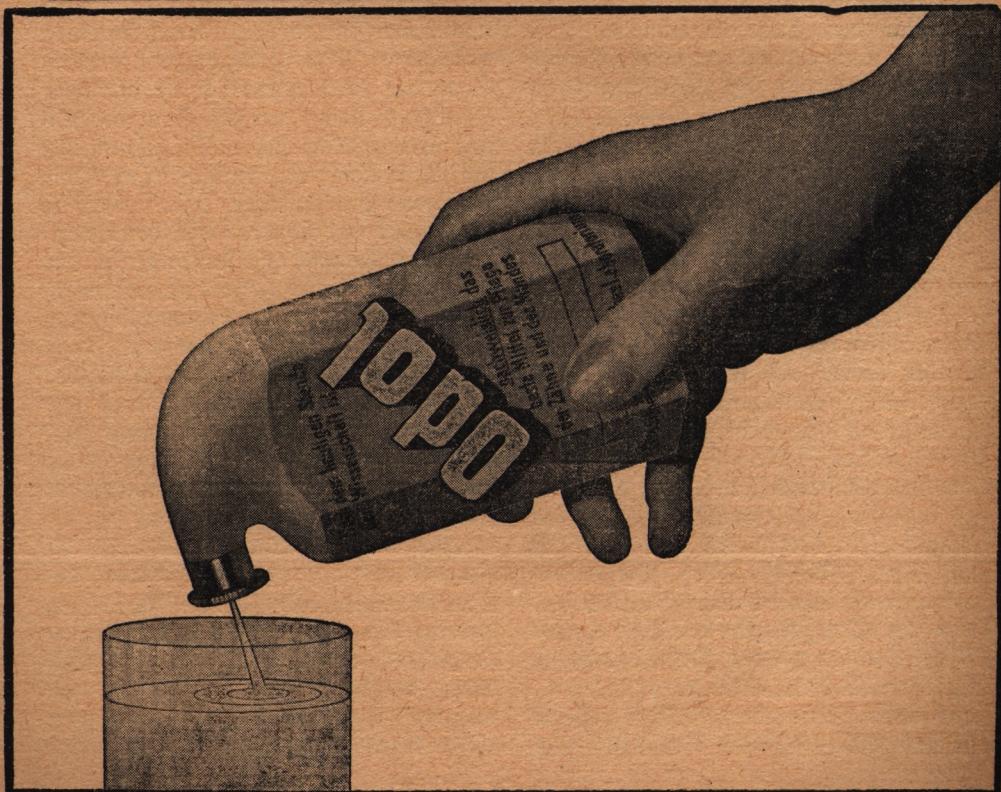
Das sollte der bedenken, der sich

gegenwärtig zu den hohen und hochgetriebenen Kursen Petroleumaktien als Kapitalsanlage hinlegen will. Für den Spekulanten, der nur die Bewegung ausnutzen will, mag ja vielleicht — ehe die Sintflut kommt — noch hier und da eine üppige Frucht zu pflücken sein. Er darf sich aber nicht in der Distanz irren und muß sich hüten, daß er nicht zu den Letzten gehört, die bekanntlich die Hunde beißen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Elizowitzer Str. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Brück in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mobergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkó), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Inseratentell verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.



Unsere mit allen Druck- und Schreibmaschinen der Neuzeit
und modernem Schriftenmaterial reichlich ausgestattete,

best- und alt-
renommierte : Buchdruckerei

empfehlen wir zur schnellen und geschmackvollen Herstellung

von Drucksachen jeder Art

für den Geschäfts- u. Privatgebrauch, namentlich Broschüren,
wissenschaftliche Werke, Zeitschriften mit Illustrationen in
Ein- und Mehrfarbendruck, in jeder beliebigen Auflage
und Umfang, mit kürzester Lieferfrist und zu zeitgemäß
billigen Preisen.

Preisanstellungen und Proben auf
Wunsch umgehend und kostenlos.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und
Verlagsanstalt v. S. Schottlaender :: A.-G.

Siebenhüsenerstraße 11-15 Breslau 3 Siebenhüsenerstraße 11-15
Telefon Nr. 11 :: Telegramm-Adresse: Buchdruckerei Schottlaender

Zwei Urkunden über die Qualität:



Kgl. Sächs. Staatspreis
der Int. Hygiene Ausst.
Dresden 1911.



Goldene Medaille
Osiéwska Ausstellung
Posen 1911.

Salem Alleikum und Salem Gold

(Goldmundstück)
Cigaretten

Nr. 3½ 4 5 Kurie, Nr. 6 8 10
Preise: 3 4 5 pf. Qualitäten, 6 8 10 pf. das Stück.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.